

Klaus Zimmer

Erlebte Geschichte (1939 - 1945)



*Ostertaler Männer und Frauen
in Krieg und Gefangenschaft*

Klaus Zimmer

ERLEBTE GESCHICHTE (1939 - 1945)

Ostertaler Männer und Frauen in Krieg und Gefangenschaft

Die Titelseite zeigt das sowjetische Kriegsgefangenenlager Taganrog (Aquarell von G. Stauch). In diesem Lager war Erich Closter aus Selchenbach gefangen (vgl. S. 182 ff.).

Autor: Klaus Zimmer
Herausgeber: Heimat- und Kulturverein Ostertal e. V.,
Sitz: Niederkirchen i. O.
Bestellannahme: Harry Weber, Niederkirchen, Tel. 06856-463,
E-Mail: debleser@t-online.de
Satz und Layout: Klaus Zimmer
Korrektur: Hans Kirsch, Harry Weber, Elke Weber

Druck und
Bindung:



Pirrot GmbH, Trierer Str. 7,
66125 Saarbrücken-Dudweiler,
Tel. 06897-9753-0

Klaus Zimmer

ERLEBTE GESCHICHTE (1939 - 1945)

*Ostertaler Männer und Frauen
in Krieg und Gefangenschaft*

Vorwort des Herausgebers

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht der Heimat- und Kulturverein dieses Buch, in dem Ostertaler Männer und Frauen ihre Erlebnisse im Krieg und in der Gefangenschaft schildern. Zu spät? Ja und nein. Jahre früher hätten zweifellos mehr Ostertäler berichten können, die meisten Kriegsteilnehmer leben schon nicht mehr. Andererseits kann aber auch ein größerer zeitlicher Abstand dazu beitragen, endlich darüber sprechen zu können. Viele haben lange geschwiegen, weil vieles einfach zu schrecklich war, als dass man gleich hätte darüber reden können.

Diese Dokumentation mit den Aussagen Einzelner ruft gleichsam ein millionenfaches Schicksal in Erinnerung: Teilnahme am Krieg mit Strapazen, Verwundung und Tod; Gefangennahme, Lagerleben mit Kälte und Hunger, Angst und Hoffnung; den täglichen Kampf um ein bisschen Brot, die Ungewissheit über das Schicksal der Angehörigen, das Warten, das Sterben, nur für einen Teil die Heimkehr.

Doch das alles waren nicht nur deutsche Erfahrungen. Wir wissen heute, dass fünf Millionen sowjetische Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten und dass fast die Hälfte von ihnen starben. Sie verhungerten, wurden von Krankheiten dahingerafft, viele wurden ermordet. Aber

wir wollen mit diesem Buch nicht Leid gegen Leid aufrechnen. Das verbietet sich schon angesichts des Schicksals eines jeden Einzelnen. Die hier veröffentlichten Berichte sollen vielmehr stellvertretend für die Kriegsteilnehmer und -gefangenen aller Länder sprechen.

Und ihr Zweck? Sie sollen vor allem die Jüngeren sensibilisieren und warnen. Denn allzu schnell wird auch großes Leid vergessen oder verdrängt. Haben wir nicht schon wenige Jahre nach Kriegsende die Wiederbewaffnung betrieben oder auch hingenommen? Da kamen gerade die letzten Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion zurück. Und wollte Deutschland nach der Wiedervereinigung nicht ganz schnell wieder ein "normales" Land werden, will heißen, auch wieder an militärischen Aktionen teilnehmen können?

Dieses Buch soll daran erinnern, dass kein Leben austauschbar ist. Es gibt nichts, was einen Menschen für das geopfert Leben entschädigt; keine materiellen Güter, keine Ideologie und auch kein "Dank des Vaterlandes". Der Krieg ist keine Naturkatastrophe, er wird von Menschen gemacht. Und deshalb kann er auch nur von Menschen verhindert werden.



(Hans Kirsch)
Vorsitzender des Heimat- und Kulturvereins
Ostertal e. V.

Inhalt

Vorbemerkung	9
Kurzer Abriss des Kriegsgeschehens	10
Ostertaler Soldaten im Felde	15

Ostertaler Männer im Westen

- | | |
|--|--|
| <ul style="list-style-type: none"> ● Das Grauen des Krieges holte uns ein
<i>Wachsoldat im Stalag 202</i>
<i>in Frankreich</i>
Ludwig Zimmer sen., Saal 17 ● Lagerleben auf zwei Kontinenten
<i>Besser hätte es zu Hause</i>
<i>auch nicht gehen können</i>
Hans Klee, Fürth/Niederkirchen 20 ● Vom Mittelmeer an die Nordsee
<i>Bei Nacht und Nebel abgehauen</i>
Richard Korb, Niederkirchen 25 ● Aus der Wehrmacht desertiert
<i>Ein Weiterkämpfen war sinnlos</i>
Walter Müller, Marth/Saal 28 ● Beim Küstenschutz in Holland
<i>Gute Behandlung durch die Kanadier</i>
Hans Kraushaar, Hoof 31 ● Von der deutschen Flotte war
fast nichts mehr übrig
<i>Schöne Zeit in Southampton</i>
Alwin Cullmann, Marth/Niederk. 32 | <ul style="list-style-type: none"> ● Rückzug an der Westfront
<i>Rechtsaußen in Otmar Walters</i>
<i>Lagermannschaft</i>
Martin Schmidt, Niederkirchen 33 ● Unspektakuläre Kriegszeit
<i>Auf einer Signalstation in Dänemark</i>
Emil Dauenhauer, Niederkirchen 39 ● In die Ardennenoffensive geworfen
<i>Tag und Nacht im Schützengraben</i>
Erwin Müller, Marth/Leitersweiler 40 ● Bei Hitlerjugend und Volkssturm
<i>Ein Stellungsbefehl jagte den anderen</i>
Heinz Müller, Osterbrücken 42 ● Stellungsbefehle missachtet
<i>Amerikaner standen schon vor der Tür</i>
Kurt König, Marth/Saal –
Ludwig Müller, Selchenbach 45 ● Beim Sprengkommando
auf der Scharmshöhe
<i>Nach Osterbrücken zurückgekehrt</i>
Herbert Schumacher,
Röbeln/Osterbrücken 46 |
|--|--|

Ostertaler Männer auf verschiedenen Kriegsschauplätzen

- **Von Afrika nach Amerika**
Flakkanonier bei der Luftwaffe
Karl Becker, Bubach/Osterbrücken 51
- **Dem Kessel von Stalingrad entronnen**
Fahrer bei vier Generälen
Karl Harth, Osterbrücken 54
- **Viele sind im Sumpf versunken**
Bataillon im Nahkampf dezimiert
Alfred Drumm, Hoof 62
- **Vom Pferd zum Maschinengewehr**
*Verwundet im großen Kessel
von Tscherkassy*
Richard Müller, Osterbrücken 64
- **Von der Luftwaffe zu
den Panzergrenadiern**
Gelungener Coup auf dem Schnellboot
August Karst, Marth..... 67
- **Weltreise durch drei Kontinente**
In Europa, Afrika und Amerika
Willibald Fell, Hoof 69
- **Tausende kamen aus
den Löchern gekrochen**
Bei einem Fernmeldetrupp im Osten
Robert Kratz, Hoof 73
- **Vom warmen Kreta ins eisige Sibirien**
*Gefangen an der mongolisch-
chinesischen Grenze*
Emil Stamm, Hoof 77
- **Nie möchte ich Soldat noch sein**
Auch feindliche Soldaten haben Mütter
Erich Schneider, Hoof 81
- **Beim Häuserkampf verwundet**
*In der Ukraine, am Mittelmeer und
in der Normandie*
August Steigner, Marth 84
- **Katz-und-Maus-Spiel
mit den Partisanen**
Fernmelder in der Ukraine und in Italien
Walter König, Marth/Werschweiler .. 86
- **Bei den Tag- und den Nachtjägern**
Motorenschlosser bei der Luftwaffe
Werner Jung, Osterbrücken 89
- **Eisenbahnpionier und MG-Schütze**
*Die Pferde versanken unter uns
im Sumpf*
Karl Lang, Osterbrücken 93
- **Per Zug in die Freiheit**
*In den Weiten Russlands, am Atlantik
und in der Neuen Welt*
**Ernst Gerharth,
Marth/Bubach/Niederk./Osterbr.** ... 107
- **Schlimm waren die Verwundeten dran**
Malariaerkrankung überstanden
Ernst Müller, Saal/Marth 114
- **Den Dnjestr durchschwommen**
*Bei den Panzerjägern in der
Ukraine und Italien*
Kurt Stamm, Hoof 115
- **Küstenschutz in Norwegen
und Kampf um Berlin**
Es war die reinste Völkerwanderung
Werner Kratz, Hoof 118
- **Torpedomechaniker auf der U 481**
U-Boot-Einsatz im baltischen Meer
Ewald Becker, Niederkirchen 122
- **Wir wollten nicht in Sibirien landen**
Als Sanitäter in einer Eliteeinheit
Ludwig Zimmer jr., Saal 125

Ostertaler Männer im Osten

- | | |
|--|--|
| <ul style="list-style-type: none"> ● Sie schlugen mich halbtot
<i>Zwangsarbeit im Lager Stalino</i>
Helmut Zimmer, Bubach 132 ● Unschuldige an Balkonen aufgehängt
<i>Meterhoher Leichenberg</i>
Ostertaler Augenzeuge, der nicht genannt werden will 137 ● Das Wunder von Slowenien
<i>Arbeit für Titos Garde</i>
Walter Müller, Niederkirchen 138 ● Die Atemluft gefror zu Eiszapfen
<i>Gefangen am Ural</i>
Eugen Harth, Selchenbach 139 ● Krautfahrer bei der Luftwaffenflak
<i>Kriegsgefangen in Moskau</i>
Karl Cullmann, Hoof 147 ● Verwundet im Panzerdeckungsloch
<i>Aus der Wehrmacht entlassen</i>
Erhard Kraushaar, Hoof 151 | <ul style="list-style-type: none"> ● Dreimal verwundet
<i>Nahkampf bei Leningrad</i>
Emil Schneider, Bubach/Oberkirchen 153 ● Bei der Artillerie im Osten
<i>Ständig auf dem Rückzug</i>
Willibald Schneider, Hoof 155 ● Spätheimkehr aus Aserbeidschan
<i>In zwei Monaten mit dem Zug in den Kaukasus</i>
Alwin Koch, Niederk./Bubach 158 ● Gefangenschaft an Wolga, Schwarzem Meer und im Kaukasus
<i>Kurze Begegnung mit Stalin und Molotow</i>
Willi Zimmer, Bubach 164 ● Gute Behandlung
<i>Drei Jahre hinter dem Ural</i>
Albert Müller, Hoof 180 ● Der letzte Spätheimkehrer
<i>Zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt</i>
Erich Closter, Selchenbach 183 |
|--|--|



*Deutsche Kriegsgefangene
in der Sowjetunion*



*Deutsche Kriegsgefangene
bei Bobruisk in der Sowjetunion*

Ostertaler Frauen im Reichsarbeitsdienst und Kriegshilfsdienst

<ul style="list-style-type: none"> ● Lazarettendienst an der Ostfront <i>Das Inferno von Dresden überlebt</i> Gertrud Fuhr geb. Dick, Hoof 187 ● Vom Reichsarbeitsdienst zur Luftwaffe <i>Mit der Eierkarte durch die Kontrollen</i> Karolina Schreier geb. Geis, Hoof/Gehweiler 191 ● Wir sollten zur Organisation Werwolf <i>Dienst beim Oberkommando der Luftwaffe</i> Martha Cullmann, Bubach 195 	<ul style="list-style-type: none"> ● Das Lager wurde unter Quarantäne gestellt <i>Kamm- und Fingerappell</i> Hedwig Spengler, Osterbrücken 196 ● Heimisches Federbett vermisst <i>Im Arbeitsdienstlager bei Berlin</i> Gertrud Harth geb. Müller, Selchenbach 198 ● Guter sowjetischer Kommandant <i>Rigoros für Disziplin gesorgt</i> Anna Weber geb. Weyrich, Osterbrücken 201 ● Kriegshilfsdienst am Funkmessgerät <i>Mit dem Rad nach Hause durchgeschlagen</i> Helga Dauber geb. Zimmer, Niederkirchen/Werschweiler 203 																																								
<table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tbody> <tr> <td>Die Kriegsgefangenen</td> <td style="text-align: right;">205</td> </tr> <tr> <td><i>Statistik</i></td> <td style="text-align: right;">205</td> </tr> <tr> <td><i>Entlassung und Heimkehr</i></td> <td style="text-align: right;">206</td> </tr> <tr> <td><i>Bubach</i></td> <td style="text-align: right;">207</td> </tr> <tr> <td><i>Hoof</i></td> <td style="text-align: right;">208</td> </tr> <tr> <td><i>Marth</i></td> <td style="text-align: right;">209</td> </tr> <tr> <td><i>Niederkirchen</i></td> <td style="text-align: right;">210</td> </tr> <tr> <td><i>Osterbrücken</i></td> <td style="text-align: right;">211</td> </tr> <tr> <td><i>Saal</i></td> <td style="text-align: right;">212</td> </tr> <tr> <td><i>Selchenbach</i></td> <td style="text-align: right;">212</td> </tr> <tr> <td colspan="2" style="padding-top: 10px;">Die Kriegstoten 1939 - 1945</td> </tr> <tr> <td><i>Bubach</i></td> <td style="text-align: right;">214</td> </tr> <tr> <td><i>Hoof</i>.....</td> <td style="text-align: right;">215</td> </tr> <tr> <td><i>Marth</i></td> <td style="text-align: right;">218</td> </tr> <tr> <td><i>Niederkirchen</i></td> <td style="text-align: right;">219</td> </tr> <tr> <td><i>Osterbrücken</i></td> <td style="text-align: right;">225</td> </tr> <tr> <td><i>Saal</i></td> <td style="text-align: right;">226</td> </tr> <tr> <td><i>Selchenbach</i></td> <td style="text-align: right;">227</td> </tr> <tr> <td colspan="2" style="padding-top: 10px;">Karten (Ostfront)</td> </tr> <tr> <td></td> <td style="text-align: right;">230</td> </tr> </tbody> </table>		Die Kriegsgefangenen	205	<i>Statistik</i>	205	<i>Entlassung und Heimkehr</i>	206	<i>Bubach</i>	207	<i>Hoof</i>	208	<i>Marth</i>	209	<i>Niederkirchen</i>	210	<i>Osterbrücken</i>	211	<i>Saal</i>	212	<i>Selchenbach</i>	212	Die Kriegstoten 1939 - 1945		<i>Bubach</i>	214	<i>Hoof</i>	215	<i>Marth</i>	218	<i>Niederkirchen</i>	219	<i>Osterbrücken</i>	225	<i>Saal</i>	226	<i>Selchenbach</i>	227	Karten (Ostfront)			230
Die Kriegsgefangenen	205																																								
<i>Statistik</i>	205																																								
<i>Entlassung und Heimkehr</i>	206																																								
<i>Bubach</i>	207																																								
<i>Hoof</i>	208																																								
<i>Marth</i>	209																																								
<i>Niederkirchen</i>	210																																								
<i>Osterbrücken</i>	211																																								
<i>Saal</i>	212																																								
<i>Selchenbach</i>	212																																								
Die Kriegstoten 1939 - 1945																																									
<i>Bubach</i>	214																																								
<i>Hoof</i>	215																																								
<i>Marth</i>	218																																								
<i>Niederkirchen</i>	219																																								
<i>Osterbrücken</i>	225																																								
<i>Saal</i>	226																																								
<i>Selchenbach</i>	227																																								
Karten (Ostfront)																																									
	230																																								

Vorbemerkung

Eigentlich sollte die Thematik dieses Buches in die geplante "Chronik des mittleren Ostertals (Band 4)" integriert werden. Doch es stellte sich bei den Forschungen heraus, dass eine solche Fülle von Material anfiel, dass sich eine Ausgliederung und die Herausgabe einer eigenständigen Veröffentlichung nahelegte. Erfreulicherweise ist es gelungen, noch sechs Jahrzehnte nach den weltumspannenden Ereignissen die aussagekräftigen Erlebnisse von Menschen aus unserer Mitte festzuhalten, bevor sie dem Vergessen anheim fallen, und so der Nachwelt zu überliefern.

Während des Zweiten Weltkrieges kam es auch im mittleren Ostertal dahin, dass sich nur noch ältere Männer, Kinder und Frauen in der Heimat befanden. Alle anderen Einwohner, zusammen etwa 750, waren kriegsbedingt in der Fremde im Einsatz. Von ihnen sind heute nur noch etwa 5 % am Leben oder in der Lage, Auskunft zu geben. Ihre Erfahrungen sollen im Mittelpunkt dieser Veröffentlichung stehen.

Die ausgewerteten Unterlagen lassen erkennen, dass aus dem mittleren Ostertal in den Jahren 1939 - 1945 ca. 700 Männer im Kriegseinsatz standen, dazu kamen noch einige Dutzend Frauen, die Kriegshilfsdienst in der Fremde leisten mussten. Im Erleben der Ostertaler Männer und Frauen, die im folgenden über diese Zeit berichten, spiegelt sich beispielhaft die große Weltgeschichte in unmittelbarer und anschaulicher Weise wider. Die Auswahl der Berichte wurde so getroffen, dass **verschiedene Facetten**, die die Zeit des Zweiten Weltkrieges illustrieren, zum Tragen kommen. Es sind dies zum Beispiel:

- Wehrrüchtigungslager;
- männlicher und weiblicher Reichsarbeitsdienst (RAD);
- Kriegshilfsdienst von Männern und Frauen;
- verschiedene Waffengattungen;
- verschiedene Frontabschnitte;
- Verwundungen;
- Kesselschlachten;
- Partisanenanschläge und Partisanenkämpfung;

- Erschießungen;
- Bewahrung vor Tod oder Vergewaltigung;
- Fronturlaub;
- abenteuerliche Reisen quer durch Europa;
- Bomber- und Jagdbomberangriffe;
- Volkssturm;
- Auflösungserscheinungen;
- Desertion;
- Gefangennahme;
- missachtete Stellungsbefehle;
- Leben in Hunger- und Zwangsarbeitslagern, aber auch in angenehmeren Lagern;
- Heimkehr bzw. Spätheimkehr.

Es muss betont werden, dass keiner der Zeitzeugen als "Held" gefeiert werden will. Manchen ist es schwer gefallen, über die teilweise sehr schlimmen Erfahrungen Auskunft zu geben. Dennoch sind die Nachforschungen erfreulicherweise im Allgemeinen auf Offenheit gestoßen. Allen sei hiermit gedankt für ihre Berichte und Beiträge. Es liegt in der Natur der Sache, dass je nach Erinnerungsvermögen und Auskunftsfreudigkeit die Länge der Beiträge variiert. Einige wenige der Angesprochenen wollten nicht mehr an die Zeit des Zweiten Weltkrieges erinnert werden. Dass sie aus diesem Grund nicht bei diesem Projekt mitarbeiten wollten, haben wir mit Bedauern, aber auch mit Verständnis registriert.

Prägende Erfahrungen einer ganzen Generation, vom Jahrgang 1900 bis zum Jahrgang 1929, sind berücksichtigt worden. Dabei werden typische Phasen des **Weltkriegsgeschehens** sichtbar:

- Polen- und Frankreichfeldzug;
- Landung in Nordafrika;
- Vormarsch im Osten bis nach Moskau;
- die Katastrophe von Stalingrad;
- das gescheiterte Kaukasus-Unternehmen;
- U-Boot-Krieg;
- Zerstörung deutscher Städte aus der Luft;
- alliierte Invasion in der Normandie;
- ständiger Rückzug in Ost und West;
- Rückmarsch über den Rhein;
- Kapitulation.

Schwierigkeiten könnten den Lesern die wenig geläufigen geografischen Gegebenheiten im Osten bereiten. Um einen besseren Überblick zu ermöglichen, sind am Ende des Buches Landkarten beigelegt, die die meisten der erwähnten Orte im Osten zeigen. Zentrale Ereignisse, die auch in den Berichten erwähnt werden, werden in eingestreuten Textkästchen erläutert.¹

Gedankt sei auch allen, die Kontakte vermittelt oder bei dem Befragungsprojekt geholfen haben. Zu nennen sind hier Erwin Karst

(Niederkirchen), Erhard Kraushaar (Hoof), Heinz Zimmer (Bubach), Walter Harth (Bubach), Karl Lang (Osterbrücken), Günter Klee (Niederkirchen), Dieter Becker (Niederkirchen) und Hans und Marianne Kirsch (Selchenbach). ■

¹ Die Informationen beruhen auf Internetrecherchen sowie auf den Angaben in Overmans, Rüdiger, Soldaten hinter Stacheldraht. Deutsche Kriegsgefangene des Zweiten Weltkriegs, München, 2002.

Kurzer Abriss des Kriegsgeschehens



Siegesparade in Warschau Sept. 1939

Auf Befehl Adolf Hitlers überfiel die deutsche Wehrmacht am 01.09.1939 ohne Kriegserklärung Polen. Daraufhin erklärten Frankreich und Großbritannien Deutschland am 03.09.1939 den Krieg. Die USA hielten sich zunächst vom europäischen Kriegsschauplatz fern. Der amerikanische Präsident Roosevelt ließ jedoch keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er Großbritannien und Frankreich in ihrer Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Aggressor durch Wirtschafts- und Militärhilfe unterstützen werde. Den raschen Sieg der überlegenen deutschen Wehrmacht über Polen (07.10.1939) stilisierte die deutsche Propaganda zum Beweis der Unbezwingbarkeit des Dritten Reiches hoch. Dass der Sieg so glatt und reibungslos und ohne

größere Verluste für die deutsche Seite durchgeführt werden konnte, lag weniger am militärischen Konzept des Blitzkrieges, als an der abwartenden Haltung der europäischen Großmächte. Durch den Einmarsch der Roten Armee in Ostpolen (17.09.1939) wurde die Niederlage Polens endgültig besiegelt.

Um die außenpolitische Dynamik, die durch den Polenfeldzug entstanden war, auszunutzen und um die kriegswirtschaftlich notwendigen Erzlieferungen aus Schweden abzusichern, begann im Frühjahr 1940 mit der Besetzung **Dänemarks** (09.04.1940) die "Operation Weserübung". Die deutsche Wehrmacht eroberte neben Dänemark auch **Norwegen**, so dass sowohl die nordeuropäische Flanke gesichert als auch die eigene Position gegen die Sowjetunion gestärkt wurde.

Der "**Schlag nach Westen**", von dem Hitler schon während des Polenfeldzuges gesprochen hatte, begann am 10.05.1940. Gegen den Willen der militärischen Führung setzte Hitler den waghalsigen Plan durch, **Frankreich** anzugreifen. Der Überraschungseffekt und das Tempo der völkerrechtswidrigen Vorstöße durch **Belgien** und **Holland** lähmten die Verteidiger, so dass die Wehrmacht in weniger als fünf Wochen Paris einnehmen konnte. Nur sechs Wochen nach Kriegsbeginn war Frankreich besiegt, aufgeteilt in einen besetzten und einen unbesetzten Teil, dem so genannten



Einmarsch in die Sowjetunion 1941

Freien Frankreich, und zu einem Waffenstillstandsabkommen in Compiègne gezwungen (22.06.1940). Gab es bis zu diesem Zeitpunkt auch innerhalb der deutschen Bevölkerung Vorbehalte gegen den Krieg, so bedeutete der Sieg gegen den *„französischen Erbfeind“* einen enormen Popularitätsschub für das nationalsozialistische Regime.

Während in Hitlers Führerquartier das Geflecht an Überlegungen für den *„Lebensraumkrieg“* gegen die Sowjetunion immer engermaschiger wurde, zwang der unerwartete Feldzug Italiens gegen **Griechenland** zu einer Verschiebung der bereits angelaufenen Planungen. Um nicht eine alliierte Balkanfront unter britischer Führung entstehen zu lassen, unterstützte Hitler Mussolini. Der **Balkan** und insbesondere Rumänien bildeten das Rückgrat einer südosteuropäischen Frontlinie in dem geplanten Russlandfeldzug. Zusätzlich bedeuteten die rumänischen Ölquellen einen kriegswichtigen Energieträger, den es vor britischen Bombardements zu schützen galt. Auch aus diesem Feldzug ging die Wehrmacht siegreich hervor. Der Kampf Italiens gegen britische Stellungen in **Nordafrika** mit dem Ziel der Wiedererrichtung eines *„Römischen Mittelmeerreiches“* drohte Ende 1940 zu scheitern. An eine Offensive, wie es die Deutschen von ihren südlichen Partnern forderten, war nicht zu denken. Der italienische Diktator Mussolini musste am 20.12.1940 angesichts der katastrophalen militärischen Entwicklung Hitler um Hilfe ersuchen. Die Illusion vom italienischen *„Parallelkrieg“* war damit zerstört. Ende Dezember 1940 begann die Wehrmacht mit der Verlegung von Kräften nach Nordafrika, wo sie bis zum Sommer 1941 zunächst größere Geländegewinne erzielten.



Rotarmisten feuern auf deutsche Angreifer

Am 18.12.1940 erging in der *„Weisung Nr.21“* Hitlers Befehl, die Vorbereitung für das *„Unternehmen Barbarossa“* zu treffen: *„Die deutsche Wehrmacht muss darauf vorbereitet sein, auch vor Beendigung des Krieges mit England Sowjetrußland in einem schnellen Sieg niederzuwerfen.“* Der Kampf gegen die **Sowjetunion** war von Beginn an als rassistischer Vernichtungskrieg geplant. Er unterschied sich damit grundsätzlich von den bisherigen Feldzügen gegen die Westmächte. Vernichtung und Ausrottung galten als Leitmotive expansionistischer Kriegsführung im *„Unternehmen Barbarossa“*. Die anfänglichen Erfolge der Wehrmacht schienen den Planungen der Militärs Recht zu geben. Der Russlandfeldzug, als Blitzkrieg geplant, sollte nicht länger als drei bis vier Monate andauern. Auf den Erfahrungen des Frankreichfeldzuges aufbauend, ging man von der eigenen Überlegenheit und der Durchschlagskraft deutscher Waffen aus. Um die Angriffsgeschwindigkeit erhöhen zu können, verzichtete man beispielsweise auf die Winterausrüstung der Soldaten.

Die Hochstimmung der ersten erfolgreichen Wochen schlug im Spätherbst 1941 in Ernüchterung um. 30 Kilometer vor **Moskau** kam der Vormarsch der deutschen Truppen zum Erliegen. Chaotische Planungen, divergierende strategische Konzepte und mangelnde Vorbereitung machten sich nun bemerkbar. Mit dem Wintereinbruch kam die deutsche Front zum Stillstand. Die Offensive im folgenden Jahr, im Sommer 1942, die unter Einsatz aller verfügbarer Ressourcen vorangetrieben wurde, führte die deutschen Streitkräfte noch einmal bis tief in das sowjetische Hinterland. Ziel war die Eroberung der Erdölfelder im **Kau-**

kasus und die Einnahme von **Stalingrad**, einem der wichtigsten Verkehrs- und Rüstungszentren. Der 6. Armee unter General Friedrich Paulus gelang es Anfang September 1942, in die Vororte Stalingrads einzudringen und bis Mitte des Monats den größten Teil der Stadt zu erobern. Doch die schon geschlagen geglaubte Rote Armee leistete Widerstand und kesselte die deutschen Truppen in der Stadt ein. Nachdem Hitler einen Ausbruchversuch untersagt und eine Übergabe der Stadt abgelehnt hatte, ging die Rote Armee am 25.01.1943 dazu über, Stalingrad zurückzuerobern. Am 31.01.1943 musste die durch Hunger, Kälte und Munitionsmangel erschöpfte 6. Armee kapitulieren.

Die Niederlage der 6. Armee in Stalingrad verdeutlichte unzweifelhaft, wie sich die Gewichte zu Ungunsten der deutschen Wehrmacht verschoben hatten. Die Verluste im Osten waren kaum mehr durch Nachschub aufzuwiegen. So kamen alleine in Stalingrad von den etwa 250.000 Soldaten 91.000 in sowjetische Kriegsgefangenschaft. 42.000 Verwundete konnten gerettet werden, alle übrigen waren gefallen. Die mangelnde Planung sowie die Überschätzung der eigenen und die Unterschätzung der gegnerischen Kräfte beendeten den Traum vom neuen "Lebensraum im Osten". Mit zunehmender Kriegsdauer konnte die Rote Armee ihre anfänglichen Rüstungsnachteile ausgleichen, der Überraschungseffekt des Blitzkrieges hatte seine Wirkungskraft verloren, und auch die Organisationsfähigkeit der sowjetischen Militärs hatte entscheidend an Dynamik gewonnen.

Als Hitler am 15.09. den Rückzug an den Dnjepr befahl, wandten die Deutschen die Taktik "der verbrannten Erde" an: Zerstörung aller Verkehrs- und Versorgungseinrichtungen, Zwangsevakuierung der arbeitsfähigen Bevölkerung sowie die Misshandlung und Ermordung der Zivilbevölkerung. Am 03.11. gab Hitler Anweisung, den Westen personell und materiell bevorzugt auszustatten. Unter diesen Voraussetzungen erzielte die Rote Armee bis zum Jahresende 1943 tiefe Einbrüche in die deutschen Stellungen. Die sowjetische Sommeroffensive 1944 schließlich brachte die Rote Armee bis an die Grenze Ostpreußens, an die Weichsel und an die Donau. Die deut-

schen Kräfte waren um diese Zeit durch die Landung der Westalliierten in der Normandie (06.06.1944) gebunden.

Im Laufe des Jahres 1941 errichteten die **USA** einen Marinestützpunkt in Island und nahmen britische Schiffe in ihre Geleitzüge auf. Obwohl die deutschen U-Boote Anweisung hatten, Zwischenfälle mit amerikanischen Schiffen zu vermeiden, kam es zu Zusammenstößen. Im September gab Roosevelt den Befehl, die Kriegsschiffe der Achsenmächte unter Beschuss zu nehmen. Damit waren die USA im Atlantik vom Status der "Nicht-Kriegsführung" zum "unerklärten Defacto-Kriegszustand" übergegangen. Das Problem des Übergangs vom Materiallieferanten zum aktiven Kriegsteilnehmer löste sich dann von selbst, als Hitler den USA am 11.12.1941 den Krieg erklärte.

Die sich abzeichnende Kriegsniederlage des Deutschen Reiches im Osten war begleitet von dem Verlust der Vorherrschaft in **Nordafrika**. Und ähnlich wie im Russlandfeldzug führte die Überschätzung der eigenen Kräfte und die ideologische Verblendung zum Zusammenbruch der Front. Bis zur Jahresmitte 1942 konnte das deutsche und italienische Afrikakorps strategisch wichtige Erfolge verbuchen. Doch im Gegensatz zu Großbritannien verfügte Deutschland nicht oder nur unzureichend über Nachschubkräfte.

Am 23.10. begann bei **El Alamein** die groß angelegte Offensive der Briten. Die anhaltenden Luftangriffe auf die deutschen Basen schwächten zusätzlich die deutsche Offensive, so dass die Westmächte Stück für Stück in Nordafrika Land zurückgewinnen konnten. Der Untergang des italienisch-deutschen Afrikakorps konnte nicht mehr verhindert werden. Durch seine Entscheidung, die Stellungen bis zum letzten Mann zu halten, hatte Hitler an dieser erneuten Niederlage maßgeblichen Anteil.

Nachdem die Alliierten um die Jahreswende 1942/43 die militärische Initiative an sich gerissen hatten, beschlossen die Westalliierten eine gemeinsame strategische Luftoffensive gegen Deutschland. Allerdings konnte man sich nicht über die Methode einigen. Die Briten wollten schwere Nachtangriffe, d. h. Flächenangriffe fliegen, die Amerikaner setz-

ten sich für Tagesangriffe auf strategische Ziele ein. Das Ergebnis war, dass beide Strategien angewandt wurden (Combined Bomber Offensive). Erstmals eingesetzt gegen die Küstenstadt Hamburg, kostete sie Ende Juli 1943 50.000 Menschenleben.

Man einigte sich auf die "bedingungslose Kapitulation" der Dreierpaktmächte Deutschland, Italien und Japan als Kriegsziel. Diese Formel sollte auch der Sowjetunion beweisen, dass die Westmächte den Krieg an der Seite ihres sowjetischen Verbündeten bis zum Ende ausfechten würden, auch wenn die Eröffnung einer zweiten Front in Europa erst für später in Aussicht gestellt wurde. Stalin schloss sich der Forderung nach einer "bedingungslosen Kapitulation" an (Mai 1943).

Zur Vorbereitung der Landung auf **Sizilien** flogen die alliierten Streitkräfte ab Mai 1943 Luftangriffe gegen die Insel. Am 10.07. begann die Landung alliierter Divisionen auf Sizilien unter dem Oberbefehl des amerikanischen Generals George S. Patton. Nach fünf Wochen hatten die Alliierten Sizilien in ihre Hand gebracht. In der Zwischenzeit hatte sich in Italien ein innenpolitischer Machtwechsel vollzogen: Die Faschisten hatten Mussolini am 27.07.1943 mit der Begründung entmachtet, dass er sich nicht in ausreichendem Maße von Hitler lösen hätte können. Der neue Staatsoberhaupt Badoglio erklärte den Ausnahmezustand und die Auflösung der faschistischen Partei, gleichzeitig aber auch die Fortsetzung des Kampfes an der Seite des Deutschen Reiches. Insgeheim nahm aber der italienische General Castellano noch im August 1943 in Lissabon die Waffenstillstandsbedingungen der Alliierten für Italien entgegen. Am 03.09.1943 wurde das Waffenstillstandsabkommen unterzeichnet. Hitler reagierte auf die inneritalienischen Veränderungen mit der Verlegung von Truppen nach Oberitalien und mit Angriffen auf die italienische Flotte.

Nach einer wochenlangen Luftoffensive, deren Ziel das Eisenbahnnetz und die Brücken in Nordfrankreich waren, landeten am 06.06.1944 ("D-Day") 3100 Landungsfahrzeuge, gedeckt von 1200 Kriegsschiffen, in der **Normandie**. Die Deutschen leisteten zwar heftigen Widerstand, ein Offensivschlag gegen die Alliierten wurde aber nicht geführt. Schon



*Landung amerikanischer Truppen
in der Normandie im Juni 1944*

im Juni hatten die Alliierten einen Landekopf mit einer Länge von 100 Kilometern und einer Tiefe von 30 Kilometern errichtet. Ende Juli hatte der amerikanische General Eisenhower 850.000 Mann und 150.000 Fahrzeuge in der Normandie stehen. Am 25.07.1944 durchbrachen die Amerikaner westlich von Saint-Lô die deutsche Front und stießen fächerförmig nach Westen in die Bretagne, nach Süden Richtung Loire, nach Südosten auf Le Mans und nach Osten bis Mortain vor. Am 25.08.1944 zogen die Alliierten in Paris ein. General Eisenhower, der am 01.09. den Oberbefehl über die gesamten alliierten Landstreitkräfte in Frankreich übernommen hatte, ordnete zunächst an, auf der ganzen Breite an den Rhein vorzudringen.

Mitte August landeten amerikanische und französische Truppen unter Generalleutnant Alexander Patch in **Südfrankreich**. Zehn Tage später nahmen die Franzosen Kontakt mit den Panzerverbänden unter General Patton auf. 20000 deutsche Soldaten waren dadurch in Südwestfrankreich abgeschnitten. Am selben Tag überschritten amerikanische Patrouillen erstmals die deutsche Grenze. Die Briten hatten unter Montgomery die Maas und den oberen Rhein erreicht, die Amerikaner standen am Westwall, den die Deutschen in den dreißiger Jahren als Gegenstück zur Maginot-Linie errichtet hatten.

Mit der **Ardennenoffensive** setzte Hitler am 16.12.1944 alles auf eine Karte. Immer noch hoffte er, die alliierte Front auseinander brechen zu können, indem er die Hoffnung der Westmächte auf ein baldiges Ende des Krie-

ges erschütterte. Drei deutsche Truppenverbände trafen zwischen Monschau und Echternach auf einen völlig überraschten Gegner. Dennoch gelang ihnen der erhoffte Durchbruch nur teilweise. Nachdem am 24.12. die alliierte Luftwaffe in die Kämpfe eingegriffen hatte, mussten die Deutschen überall zur Verteidigung übergehen, zumal der Angriff die letzten mobilen Verbände des deutschen Westtheeres verschlissen hatte. Hitler verweigerte gegen den Ratschlag seiner Generäle einen Rückzug. Daraufhin wurden die deutschen Verbände am 16.01.1945 eingeschlossen.

Im Winter 1944/45 mobilisierte Hitler die letzten zur Verfügung stehenden Truppen, um die gefährdete Front im Westen zu verstärken. In der Zwischenzeit fehlte es an der Ostfront an den nötigen Kräften. Nach der Invasion in der Normandie war an Unterstützung aus dem Westen nicht mehr zu denken. So blieb der Rückzug im Osten als einzige Lösung. Die "Heimatfront" hatte trotz der zunehmenden Bomberoffensiven der Alliierten Bestand. Kriegsmüdigkeit und Versorgungsmängel jedoch prägten das Leben der Bevölkerung. Viele klammerten sich an die Hoffnung auf den Erfolg neuer Geheimwaffen ("Vergeltungswaffen", V-Waffen). Trotz aller militärischer Niederlagen forderte Reichspropagandaminister Josef Goebbels fanatisch dazu auf, sich bedingungslos für den "Endsieg" einzusetzen und keine persönlichen Opfer zu scheuen.

Ende März 1945 schloss die westalliierte Front bis zum Rhein auf. Der Vormarsch hatte die Wehrmacht seit Februar ein Drittel ihrer im Westen eingesetzten Kräfte gekostet: 293.000 Soldaten waren in Kriegsgefangenschaft geraten, 60.000 gefallen oder verwundet. Die deutschen Truppen hatten beim Rückzug alle Brücken über den Rhein zerstört - bis auf die **Eisenbahnbrücke bei Remagen**. Während die Deutschen versuchten, die Brücke in letzter Sekunde doch noch zu sprengen, konnten amerikanische Kräfte ans Ostufer gelangen und diesen Brückenkopf ausbauen. Wenig später setzten auch weiter nördlich amerika-



Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel unterzeichnet die Kapitulationsurkunde

nische und britische Truppen über. Im Norden drangen die alliierten Truppen rasch bis nach Holstein und Mecklenburg vor. Am 25.04.1945 gaben sich amerikanische und sowjetische Soldaten bei **Torgau an der Elbe** die Hand. Ost- und Westfront hatten sich vereinigt.

Am 07.05.1945 unterschrieb Generaloberst Jodl in Reims die Gesamtkapitulation für Deutschland, die am 08.05.1945 in Kraft trat. Am 09.05.1945 unterschrieb auch Generalfeldmarschall Keitel das Dokument. Fast ein Drittel der Weltbevölkerung aus 61 Ländern war an diesem Krieg unmittelbar beteiligt. Insgesamt standen 110 Millionen Menschen unter Waffen, davon über die Hälfte im Dienst der Sowjetunion, Deutschlands und der USA. Die jahrelangen Kämpfe hatten ungeheure Opfer gefordert und maßlose Zerstörungen mit sich gebracht. Die größten Verluste an Menschenleben hatte die Sowjetunion zu beklagen. Neue Schätzungen gehen von mindestens 25 Millionen Toten aus. Charakteristisch ist, dass davon höchstens ein Drittel bei militärischen Aktionen ums Leben kam. Die Zahl der zivilen Opfer überstieg die der militärischen bei weitem. In Deutschland forderte der Krieg über vier Millionen Opfer. Weltweit schätzt man die Zahl der Toten auf ungefähr 60 Millionen, darunter 6 Millionen Juden. ■

Ostertaler Soldaten im Felde

Soldaten aus dem mittleren Ostertal kämpften und fielen von Anfang an an allen Fronten. Zu Beginn des Krieges konnte man hin und wieder über das Ergehen einzelner Soldaten im "Kuseler Anzeiger" lesen, bis die Zeitung dann im März 1941 kriegsbedingt geschlossen wurde:

24.06.1940

Hoof i. O. Als erster aus unserem Dörfchen erhielt der Gefreite in einem Infanterie-Regiment Richard Moosmann für besondere Tapferkeit und unermüdlichen Einsatz das Eisene Kreuz 2. Klasse. Wir gratulieren!

27.12.1940

Der Gefreite Friedrich Mannbar aus Niederkirchen wurde nach seinem Tode wegen Tapferkeit vor dem Feinde mit dem EK 2. Klasse ausgezeichnet.

11.02.1941

Niederkirchen i. O. Der Obergefreite Ludwig Theis wurde mit dem EK 2 ausgezeichnet. Der Unteroffizier Adolf Schwarz erhält für besonderen Einsatz das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse. Der Gefr. Wilhelm Holzapfel in einem Panzerjägerzug wurde zum Unteroffizier befördert.

Hoof i. O. Obergefr. Richard Moosmann und Ludwig Fell wurden für besondere Tapferkeit mit dem Infanterie-Sturmabzeichen ausgezeichnet.

18.02.1941

Marth i. O. Der Obergefr. Ewald Später in einem Inf.-Regiment wurde zum Unteroffizier befördert.

Wieviele Ostertäler im Kriegseinsatz waren, lässt sich annähernd wiedergeben. Für Bubach wird die Zahl der Männer, die eingezogen waren, für den 01.01.1940 mit ca. 30 und für den 01.01.1944 mit ca. 40 angegeben. Angaben aus den anderen Orten liegen keine vor. Legt man die Einwohnerzahlen zu Grunde, so lässt sich die Zahl der Kriegsteilnehmer für Anfang 1944 in den sieben Orten auf ca. 400 hochrechnen, was etwa 12 % der Gesamtbevölkerung ausmacht. Aus den Zahlen für die Gefallenen und Vermissten sowie einer Liste mit der Zahl der Kriegsgefangenen, allerdings hier ohne Selchenbach, lässt sich ein recht guter Gesamtüberblick für den gesamten Krieg gewinnen. Es ergeben sich **ca. 700 Kriegsteilnehmer**.¹

Betrachten wir die Zahlen etwas genauer (vgl. beigefügte Tabelle), so sehen wir, dass 240, das ist etwa ein Drittel der ca. 700 Kriegsteilnehmer, gefallen oder vermisst sind, eine Quote, die auch für die Orte im Einzelnen zutrifft. Die prozentualen Anteile der **Kriegsopfer** bezogen auf die Gesamtbevölkerung sehen so aus:

Bubach: 30 (8 %)

Niederkirchen: 54 (7 %)

Saal: 14 (5 %)

Hoof: 61 (8 %)

Osterbrücken: 27 (7 %)

Selchenbach: 33 (8 %)

Marth: 20 (7 %)

Es ist zu erkennen, dass der prozentuale Bevölkerungsverlust in den Orten in etwa gleich ist (zwischen 5 und 8 %). Er beträgt, bezogen auf alle Ostertaldörfer, 7,5 %. ■

¹ Stadtarchiv St. Wendel., Best. Amt Niederkirchen i. O., Kriegsgefangene und Flüchtlinge.

Zahl der Gefallenen, Vermissten und Kriegsgefangenen

Ort	gefallen/vermisst	kriegsgefangen	gesamt
Bubach	30	50	80
Hoof	61	109	170
Marth	20	50	70
Niederkirchen	54	107	161
Osterbrücken	27	61	88
Saal	14	42	56
Selchenbach	33		
gesamt	240	ca. 450	ca. 700



Soldbuch von Ludwig Zimmer sen. aus Saal

Soldbücher dienten den Soldaten im Kriegsfall auch als Personalausweis und enthielten Angaben zu den militärischen Einheiten des Besitzers, den ausgehändigten Ausrüstungsgegenständen, medizinischen Maßnahmen und Heimaturlaub. Soldaten, die in amerikanischer oder britischer Gefangenschaft waren, brachten teilweise dieses Dokument nach der Entlassung mit nach Hause.

Ostertaler Männer im Westen

Das Grauen des Krieges holte uns ein

Wachsoldat im Stalag 202 in Frankreich

Ludwig Zimmer sen.

* 1900, Saal (Hanarms)

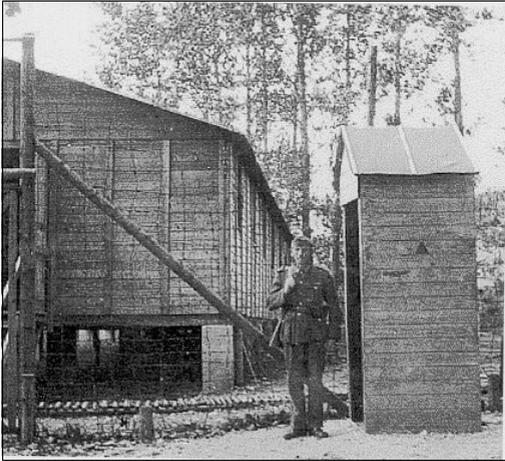
Beschauliches Leben

Im Ersten Weltkrieg sollte ich noch im November 1918 in Kaiserslautern gemustert werden. Doch als ich dort auf dem Bahnhof ankam, erfuhr ich, dass Deutschland gerade kapituliert hatte, und ich konnte unverrichteter Dinge gleich wieder nach Hause reisen. Anders erging es mir im Zweiten Weltkrieg. Im Jahr 1941 wurde ich, damals schon 41 Jahre alt, nach einer militärischen Ausbildung in **Trier** dem Infanterie-Regiment 745, dann dem Landeschützenbataillon 769 zugeteilt. Im Raum **Reims, Angers und Chartres in Frankreich** mussten wir in einem Gefangenenlager (Stamm-lager = Stalag 202 Chartres) französische Kriegsgefangene aus den afrikanischen Kolonien bewachen. Ich wurde dabei, einmal abgesehen vom Wachdienst, recht unmilitärisch eingesetzt, meistens als Schuhmacher, was mein Beruf war, und in der Lagerküche, wo Berge von Kartoffeln zu schälen waren. Zu der örtlichen Bevölkerung unterhielten wir recht gute Kontakte. Ein Bauer der Umgebung bekam aber einmal massive Schwierigkeiten, weil er schwarz geschlachtet hatte. Unser Leben war eigentlich vergleichsweise schön und ruhig. Wir konnten Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung machen, nach Angers und Chartres und zu den Stätten des Ersten Weltkrieges bei Verdun (dem Fort Vaux und dem Fort Douaumont). In Paris ließ ich durch einen Maler ein Porträt von mir zeichnen. Insgesamt sieben Mal war ich auch zwischen 1941 und 1944 auf Heimaturlaub, dazu einmal illegal, als ich mir selbst nach einem Aufenthalt im Militärlazarett in **Luxemburg** einige Tage zu Hause genehmigte.



Ludwig Zimmer sen.

Von den Gräueln, die im Dritten Reich im Namen des deutschen Volkes begangen wurden, ahnte ich damals noch nichts. Vor dem Krieg hatte ich gute Erfahrungen mit einem jüdischen Viehhändler gemacht, zu dem ich als Landwirt wegen seiner fairen Preise geschäftliche Kontakte unterhielt. Als er dann nicht mehr zu mir kam, um den Kaufpreis für eine von ihm erhaltene Kuh zu kassieren und einfach nicht mehr da war, machte ich mir über den Grund für sein plötzliches Verschwinden keinerlei Gedanken. Nach dem Krieg gewann die Aussage eines Kameraden aus unserer Einheit eine neue Bedeutung. Er hatte mehrfach zu mir gesagt: "Wehe uns, wenn wir Deutsche den Krieg verlieren und die Alliierten uns für unser Tun zur Verantwortung ziehen." Was er damit genau meinte, war mir zunächst schleierhaft. Möglicherweise wusste er, so schloss ich nach dem Krieg rückblickend, von den begangenen Verbrechen.



Ludwig Zimmer sen. beim Wachdienst vor einer Gefangenenbaracke im Stalag 202 bei Chartres (Frankreich)

Bei den kämpfenden Truppen

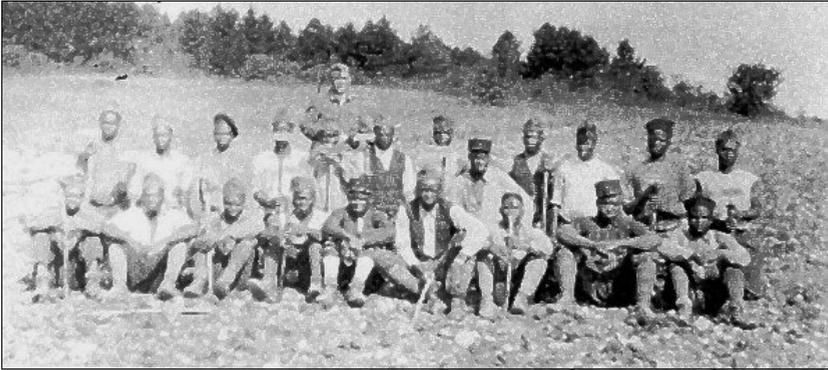
Mit dem beschaulichen Leben im Gefangenenlager in Frankreich war es vorbei, als die Alliierten im Juli 1944 in der Normandie landeten. Unsere Einheit wurde zu den kämpfenden Truppen verlegt. Zunächst waren wir zwar alle irgendwie froh, endlich aus dem langweiligen Lagertrott herauszukommen und etwas anderes zu sehen als das eintönige flache Land in der Lagerumgebung, doch die Freude schlug schon bald ins Gegenteil um: das Grauen des Krieges holte uns ein. Ich erinnere mich an ein Ereignis ganz besonders. Wir saßen in einem Lastwagen, und um uns herum explodierten die Granaten. Meine Kameraden sprangen vor Angst aus dem Auto hinaus in den nächsten Graben, um dort Schutz zu suchen.

Ich weiß nicht mehr warum, doch ich blieb im LKW sitzen. Die anderen wurden gleich darauf durch ein Geschoss zerfetzt, ich aber blieb am Leben.

Nach meiner Gefangennahme durch die Amerikaner im Sommer 1944 wurde ich mit anderen zusammen in offenen Güterwagen quer durch Frankreich transportiert. Oft hielt der Zug stundenlang in der prallen Sonne, bevor es weiterging. Manchmal kamen Waggons unter einer Brücke zu stehen. Dort ließen dann vor allem die französischen Frauen ihren Zorn an uns aus. Sie warfen mit Steinen oder urinierten sogar von der Brücke auf uns. Für meine Angehörigen zu Hause galt ich mehrere Monate lang als vermisst, bevor sie endlich von meiner Gefangennahme benachrichtigt werden konnten. Ich kam schließlich ins amerikanische Gefangenenlager 56 C bei **Cherbourg**, wo vor allem unglaublich schlechte sanitäre Verhältnisse herrschten. Vorher hatte ich selbst Gefangene bewacht, jetzt sah ich die Realität von der anderen Seite des Stacheldrahtes. Allerdings hatten in dem von uns geführten Lager bei Chartres sehr viel bessere Verhältnisse geherrscht. Angenehmer wurde es für mich, als ich zeitweise bei Bauern arbeiten durfte. Ein Militärarzt, Stabsarzt Dr. Hermann Dahl, diagnostizierte schließlich bei mir einen Herzfehler. Daraufhin wurde ich in den Tauglichkeitsgrad II b eingestuft und schließlich am 15. Januar 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft entlassen. Über Tuttlingen in Württemberg konnte ich dann nach Saal zurückkehren.

Der Niederkircher Bürgermeister Ludwig König hatte mich, ohne mich vorher zu fragen, Ende der 1930-er Jahre einfach als Mitglied bei der NSDAP angemeldet. Er hatte mir das nachträglich mit den Worten begründet: "Es geht nicht mehr, dass du Dirigent des Musikvereins und nicht Mitglied in der Partei bist." Das brachte nach dem Krieg Nachteile mit sich. Insbesondere erschien der Saaler Gemeindediener in unserem Haus, um mit Hinweis auf meine ehemalige Parteimitgliedschaft Beschlagnahmungen für die Franzosen durchzuführen. Beinahe wäre ich auch in einem französischen Internierungslager gelandet. Als bekannt wurde, dass Bestrebungen liefen, meinen Namen auf eine schwarze Liste zu setzen, regte sich insbesondere im Marther Gesangverein, dessen Dirigent ich u. a. war, Widerstand. Damals waren die Ostertaler Kommunisten besonders stolz auf den Wiederaufbau des kulturellen Lebens in unserer Heimat. Auf mein Engagement als Dirigent in verschiedenen Musik- und Gesangvereinen des Ostertals wollten auch sie schließlich nicht verzichten. Ich blieb deshalb unbehelligt. ■

*Interview durch Klaus Zimmer, 1978
Ludwig Zimmer sen. ist 1986 verstorben*



Gruppe mit Gefangenen aus den französischen Kolonien
im Lager von Ludwig Zimmer sen. bei Chartres (Frankreich)

Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg

Die Behandlung der in deutschem Gewahrsam befindlichen westalliierten Kriegsgefangenen entsprach im wesentlichen den internationalen Vereinbarungen. Gegen alle Grundsätze des Völkerrechts jedoch verstieß die Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen. Es ist davon auszugehen, dass wenigstens 2.530.000 von den mindestens 5,4 Millionen Rotarmisten in deutscher Gefangenschaft gestorben sind oder ermordet wurden. Die westlichen Mächte hielten sich im allgemeinen an das Völkerrecht. Allerdings nahmen Übergriffe und Unkorrektheiten gegenüber deutschen Kriegsgefangenen in der Endphase des Krieges und nach der Kapitulation zu.

Aus der Haager Landkriegsordnung von 1907

- Artikel 4: Sie (die Kriegsgefangenen) sollen mit Menschlichkeit behandelt werden. Alles, was ihnen persönlich gehört, verbleibt ihr Eigentum.
- Artikel 6: Der Staat ist befugt, die Kriegsgefangenen mit Ausnahme der Offiziere nach ihrem Dienstgrad und nach ihren Fähigkeiten als Arbeiter zu verwenden. Diese Arbeiten dürfen nicht übermäßig sein und in keiner Beziehung zu den Kriegsunternehmen stehen.

- Artikel 7: In Ermangelung einer besonderen Verständigung zwischen den Kriegführenden sind die Kriegsgefangenen in Beziehung auf Nahrung, Unterkunft und Kleidung auf demselben Fuße zu behandeln wie die Truppen der Regierung, die sie gefangen genommen hat.
- Artikel 14: Beim Ausbruch der Feindseligkeiten wird in jedem der kriegführenden Staaten eine Auskunftsstelle über die Kriegsgefangenen errichtet.
- Artikel 15: Die Hilfsgesellschaften für Kriegsgefangene erhalten von den Kriegführenden jede Erleichterung.
- Artikel 17: Die gefangenen Offiziere erhalten dieselbe Besoldung, wie sie den Offizieren gleichen Dienstgrades in dem Lande zusteht, wo sie gefangengehalten werden; ihre Regierung ist zur Erstattung verpflichtet.
- Artikel 20: Nach dem Friedensschlusse sollen die Kriegsgefangenen binnen kürzester Frist in ihre Heimat entlassen werden.

Die Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung wurden im Jahr 1929 im Rahmen der Genfer Konventionen um ergänzende Regelungen erweitert. Diesen waren alle kriegführenden Parteien mit Ausnahme der Sowjetunion beigetreten.

Lagerleben auf zwei Kontinenten

Hans Klee

Besser hätte es zu Hause
auch nicht gehen können

* 1925 Fürth, Vater aus Niederkirchen
nach dem Krieg wohnhaft Niederkirchen

Gefangennahme in Frankreich

Meine Berufsausbildung musste ich 1943 kriegsbedingt unterbrechen und kam zum Reichsarbeitsdienst. Danach wurde ich nach Trier zur Wehrmacht einberufen. Ich war Infanterist mit Ausbildung im Fernmeldewesen. Im Dezember 1943 erfolgte die Verlegung zum Truppenübungsplatz Baumholder. Von Baumholder wurden wir nicht, wie sonst üblich, in den Osten, sondern Anfang 1944 nach Frankreich transportiert, und zwar in die Gegend von **Abbéville** im Pas de Calais. Dort gehörte ich dem Stab II des Grenadierregiments 1024 an. Als die Alliierten die Invasion starteten, fuhren wir mit den Fahrrädern in die Normandie. Dort begann für mich der richtige, schreckliche und brutale Krieg. Am 14. August 1944 in den Mittagsstunden blieb uns nichts anderes übrig, als uns den amerikanischen Kriegsgegnern zu ergeben. Die ersten Sekunden und Minuten der Gefangenschaft kann man nicht beschreiben. Ich wusste nicht: Werde ich erschossen, erschlagen oder was passiert mit meinen Kameraden und mir? Gott sei Dank dauerte dieser Zustand nur wenige Minuten. Wir alle wurden intensiv untersucht, wobei manches, wie z. B. eine Armbanduhr, fehlten. Aber was bedeutet schon eine Armbanduhr gegenüber dem Leben? Danach besserte sich die Situation schnell. Wir konnten uns hinsetzen, bekamen zu trinken und zu essen und auch Zigaretten. Unsere Feinde behandelten uns großzügig. Wir wurden dann zurück Richtung Kanal transportiert und mussten auf einer großen Wiese, die mit Stacheldraht eingezäunt war, übernachten. Wir wurden dann mit LKW zur Küste transportiert.

Am 16. August erfolgte die Überführung nach England in einem Panzerlandungsboot. Von der Küste aus wurden wir zuerst zur Hunderennbahn in **London** transportiert, wo, wie wir sahen, Tausende von deutschen Kriegsgefangenen registriert wurden. Mit der Eisenbahn wurden wir mitten durchs Land bis in die Nähe der schottischen Grenze transportiert. Am 24. August 1944 wurden wir in **Liverpool** eingeschifft Richtung Amerika. Wir waren in den untersten Decks des Schiffes untergebracht und schliefen auf Matratzen oder in Hängematten. Jeden Tag war eine halbe Stunde Freigang an Deck. Dabei konnten wir auch feststellen, dass an unserem Schiff die Fahne des Roten Kreuzes angebracht war. Manchmal erfolgten Rettungsübungen. Da mussten wir an Deck, wurden in Rettungsboote verfrachtet und auf die Wasseroberfläche abgelassen. Man wusste nie, ist es ein Angriff der deutschen Marine oder nur eine Übung. Die Behandlung und Verpflegung an Bord waren aufgrund dieser Situation nicht zu beanstanden.

In der Neuen Welt

Am 6. September 1944 kam unser Transport in **New York** an. Wir sahen die Freiheitsstatue. In großen Hallen wurden wir zuerst, wie das in Amerika vorgeschrieben war, entlaust. Bei dem Transport zum Bahnhof konnten wir auch einiges von New York sehen. Die Hochhäuser waren schon erstaunlich. Mit der Eisenbahn fuhren wir dann in nordwestlicher Richtung zu dem Bundesstaat Ohio, der durch den Eriesee bekannt ist, welcher auch die Grenze zwischen USA und Kanada bildet. Dort wurden wir im **Camp Perry** untergebracht. Es war ein sehr großes Lager mit kleinen Holzbaracken. Wir arbeiteten jeden Tag 8 Stunden, Frühschicht und auch Mittagschicht. Zuerst wurden wir in Papierfabriken und Gipsfabriken eingesetzt, auch in Zeltnähereien, in der Landwirtschaft und in Fabriken für die Herstellung von Ketchup und Apfelmus. Anfahrten von 60 - 70 Meilen waren keine Seltenheit. An einem Tag fuhren wir von Camp Perry mit einem Bus zu einem landwirtschaftlichen Betrieb. Bewacht wurden wir

von einem bewaffneten amerikanischen Soldaten, wie das so üblich war. Mittags sagte der Amerikaner zu einem Kriegsgefangenen, er solle seine Waffe, Munition und Helm mit zum Lager nehmen. Er würde nicht mit zurück fahren. Er würde wieder in seine Heimat, die Südstaaten gehen. Der Kriegsgefangene sollte dies im Lager melden. Als wir ins Lager zurückkamen, gab es zuerst etwas Aufregung. Wir wurden alle verhört. Anschließend hat man sich bei uns dafür bedankt, dass wir kein Unheil angerichtet haben. Am 8. Mai 1945, der Tag der Kapitulation, wurde über die Lautsprecheranlage im Kriegsgefangenenlager durchgegeben: "Die deutsche Wehrmacht hat kapituliert. Das Deutsche Reich hat aufgehört zu existieren."

Danach wurde das Deutschlandlied abgespielt. Die Amerikaner haben nichts gegen uns unternommen.

Unser Lager war mit Maschendraht eingezäunt, wobei alle 3 - 4 Meter ein dicker Holzpfosten stand. Eines Tages kam der amerikanische Kommandant und ging mit uns zu einer Stelle am Zaun, wo man sah, dass jemand durchgeklettert war. Er sagte uns das auch und verlangte, dass von einem Pfosten zum andern ein dickes Holzbrett befestigt wurde. An dieses Holzbrett war der Zaun anzunageln. Unser Lagersprecher hat zuerst bestritten, dass jemand da durchklettert. Da lachte der Captain und sagte, er wüsste sogar die Namen der Kriegsgefangenen, die da durchgeschlüpft wären und auch die Mädchen, zu denen sie gegangen wären. Als der Lagersprecher erklärte, dass ja dann nebenan die Möglichkeit bestehen würde, das Lager zu verlassen, sagte der Captain: Dann kommt dort auch ein Brett hin, irgendwann bekommen wir das Lager schon dicht.

Da ich Anfang Januar am Blinddarm operiert werden musste, wurde ich in Arbeitsklasse 2 eingestuft, d. h. leichte Tätigkeit. Ich wurde ausgebildet als Filmvorführer. In diese Eigenschaft wurde ich am 15. Januar 1945 zum Fletcher-General-Hospital bei **Cambridge in Ohio** versetzt. Es war ein sehr großes Militärkrankenhaus, wo etwa 60 deutsche Kriegsgefangene arbeiteten. Wir hatten dort schöne Aufenthaltsräume mit Tischtennis und Billard und konnten im Freien Sport treiben. Ich war zuständig für die Filmvorführung, die jeden Abend erfolgte. Die anderen Kriegsgefangenen waren überwiegend in den Küchen des Krankenhauses tätig oder im Wartungs- und Reinigungsdienst eingesetzt. Das Krankenhaus hatte auch ein großes normales Kino, in dem durchgehend Filme liefen, und zwar von 14 Uhr bis abends um 10 Uhr. Es waren täglich 3 verschiedene Filme. Mir wurde die Arbeit als Filmvorführer in diesem Kino übertragen. Dafür bekam ich 80 Cent pro Tag, wofür ich mir in dieser Zeit hätte über 100 Zigaretten täglich kaufen können, was ich aber nicht tat. Das Kriegsgefangenenlager konnte ich verlassen und betreten, wann ich wollte. Hauptsache war, das Kino lief. Ich hatte ein sehr schönes Leben. Verpflegung und Versorgung waren hervorragend.

Wir hatten die Möglichkeit, jeden Sonntag zur Kirche zu gehen, um 9 Uhr die Katholiken und um 10 Uhr die Evangelischen. Damals hatten wir noch unsere Uniformen von der Wehrmacht. Es war dann erstaunlich, dass alle Kriegsgefangenen, die nicht im Arbeitseinsatz waren, Sonntags morgens geschlossen in den katholischen Gottesdienst und anschließend nochmals geschlossen in den evangelischen Gottesdienst gingen. Diese Kirche wurde auch von amerikanischen Zivilisten besucht. Dass ein deutscher Kriegsgefangener in einer amerikanischen Kirche das "Ave Maria" sang, war zu dieser Zeit schon etwas Ungewöhnliches. Mitte



*Hans Klee (links) im April 1945
im Kriegsgefangenenlager
Camp Fletcher General Hospital
Rechts: Kompanieführer J. Rehbrock.*

Kriegsgefangene in den USA

Den deutschen Kriegsgefangenen in den USA war es gestattet, amerikanische Zeitschriften und Zeitungen zu abonnieren und amerikanische Rundfunksender zu hören. Auch spezielle Zeitungen für Gefangene konnten bezogen werden. Die Versorgung mit Essen war bis Ende 1944 so reichhaltig, wie die Soldaten es von der eigenen Wehrmacht her nicht kannten. Außerdem wurde ein umfangreiches Kultur-, Bildungs- und Sportprogramm angeboten. Die Kriegsgefangenen in den USA wurden entsprechend den Regeln des Kriegsvölkerrechts bezahlt. Arbeitende Kriegsgefangene konnten zwischen 80 Cent und 1,20 Dollar pro Tag verdienen. Die Beträge wurden auf Konten gutgeschrieben und in Lagergeld ausbezahlt.

1945, als Eisenhower nach USA zurückkam, änderte sich die Lage für die Kriegsgefangenen. Während wir früher mit amerikanischen Kleidungsstücken rumliefen, mussten wir jetzt alle Oberbekleidungsstücke schwarz färben und ein großes weißes PW drauf drucken, damit jedermann sehen konnte, wir sind keine Amerikaner sondern Kriegsgefangene. Wir wurden aber als Kriegsgefangene, genauso behandelt wie die amerikanischen Soldaten. Das betraf die Verpflegung und die medizinische Versorgung. Beim Verlassen der USA erhielten wir später die gleichen Impfungen wie die amerikanischen Soldaten, die nach Übersee verschifft wurden. Am 4. April 1946 wurde ich in ein Lager im **Bundesstaat Indiana** versetzt und Anfang Mai 1946 kam ich zum Verschiffungslager **Camp Shanks bei New York**. Die Einschiffung erfolgte dort am 22. Mai 1946 und zwar auf einem exklusiven Passagierdampfer. Gut genährt und braun gebrannt lagen wir an Deck und nahmen Abschied von einem großen und schönen

Land, das uns so viel genommen, aber auch so viel gegeben hatte. Noch ein Blick auf die Freiheitsstatue, denn sie sollte uns nun die richtige Freiheit bringen.

In England

Bei der Rückfahrt durften wir auch nachts an Deck. Nach ein paar Tagen merkten erfahrene Seeleute, dass unser Schiff nicht in den Ärmelkanal, sondern nach Norden fuhr. Sie sollten Recht haben, denn am 1. Juni 1946 lief unser Schiff den Hafen von **Liverpool** an. Man erklärte uns, es wären noch Formalitäten zu erledigen. Dies dauerte allerdings sehr lange. In England angekommen, musste wir uns sehr umstellen. Es begann schon bei den Toiletten. In England gab es nur Einzeltoiletten und Einzelbäder. In Amerika standen 5 oder 10 Toiletenschüsseln in einem großen Raum. Jeder konnte den andern sehen. Das Gleiche gab es auch bei Dusch- und Waschräumen. In England war dagegen alles zu. Auch war, wie bekannt, die Art zu leben in England anders als in den Vereinigten Staaten. Die deutschen Kriegsgefangenen, die wir dort trafen, hatten nur ihre Wehrmachtsuniformen, wir dagegen nur die schwarz gefärbten Amikleider mit einem großen P und W draufgemalt. Da gabs auch noch Antreten zum Morgenappell. Die Einheit wurde gemeldet wie beim Militär. Im ersten **Lager Dunham-Park** traf ich einen guten Bekannten aus meinem Heimatdorf Fürth. Die Freude war sehr sehr groß. Der Aufenthalt in den einzelnen Lagern dauerte nie lange. Der Transport war kompliziert, weil wir, d. h. die Kriegsgefangenen aus den USA, große Seesäcke bei uns hatten. Das war schlecht für den Transport im Bus oder in der Bahn. Auch in England waren wir in Militärlagern, in der Landwirtschaft und Fabriken eingesetzt.

Die längste Zeit verbrachte ich im **Verpflegungslager Louth**. Dort war ich 8 Monate. Es war die schönste Zeit in Gefangenschaft. Besser hätte mir es zu Hause auch nicht gehen können. Wir waren da in einem Verpflegungslager der englischen Armee und mussten die ankommende Verpflegung auf die einzelnen Einheiten verteilen. Da kamen beispielsweise tiefgefrorene Rinderhälften, die 1943 und 1944 in Südamerika geschlachtet und eingefroren wurden. Es war kompliziert, diese auseinander zu bringen. Ich selbst hatte einen guten Job. Ich machte die Buchführung für den Lagerkommandanten und auch die Kantine. Ich hatte einen Schlüssel zu seinem Panzerschrank, in dem Geld und seine Pistole aufbewahrt waren. Wir

hatten ein Verhältnis wie Vater und Sohn. Wir tranken zusammen Tee und gingen ab und zu auch zusammen ins Kino. Er war über 60 und seine Frau war Lehrerin. Sie hatten keine Kinder. Jeden Samstag, wenn seine Frau zu Besuch kam, musste ich sie mit dem Jeep am Bahnhof abholen, obwohl ich keinen Führerschein hatte. Es war auch meine Aufgabe, nachmittags um 5 Uhr den Tee zu servieren. Gute Beziehungen zu englischen Frauen waren in dieser Zeit für Kriegsgefangene keine Seltenheit. An meinem Geburtstag 1947 gab mir der Captain 5 Shilling und den ganzen Tag frei. Es fiel schwer, von diesem Lager Abschied zu nehmen.

Danach kam ich nach **Bardney**, ebenfalls in Lincolnshire. Wir wurden auf einem stillgelegten Flugplatz untergebracht, auf dem schwere Kettenfahrzeuge und schwere LKW der britischen Armee gewartet wurden. Dort bekam ich eine Stelle in der Offiziersbar zugewiesen. Ab 11 Uhr vormittags musste ich in Kellnerkleidung Getränke servieren. Dienstende für mich war immer dann, wenn der oder die Letzte den Club verließ. Die zu reparierenden Kettenfahrzeuge kamen mit der Eisenbahn auf dem Güterbahnhof der Stadt an und mussten dann auf den Flugplatz gefahren werden. Nach der Reparatur wurden sie dann wieder vom Flugplatz zum Bahnhof gefahren. Die Panzerfahrer waren fast ausschließlich deutsche Kriegsgefangene, die dieses Handwerk bei der Wehrmacht gelernt hatten. Die Panzerfahrer leisteten dabei Präzisionsarbeit.



Hans Klee (rechts) zusammen mit Klaus Collnot aus Fürth im Kriegsgefangenenlager Dunham Park in England

Zurück in die Heimat

Nachdem wir noch mit 3 anderen Lagern Vorlieb nehmen mussten, kam nun die Zeit der Rückreise. Mit großem Gepäck fuhren wir in der Eisenbahn nach **Harwich**. Dort verließen wir per Schiff am 11. Dezember nachts um 2 Uhr England. Ein weiterer Abschnitt der Gefangenschaft ging damit zu Ende. In England hatten wir gelernt, anders zu leben und anders zu denken als in den USA. Obwohl dort noch links gefahren wird, konnten wir feststellen, dass England irgendwie doch zum Festland Europa gehört. Viele deutsche Kriegsgefangene fanden nach der Zeit der Gefangenschaft ihr Glück in England. Bei dieser Fahrt traf ich einen Gleichaltrigen aus meinem Heimatdorf Fürth, der ebenfalls in England und in Amerika in Gefangenschaft war. Das hat sich als Vorteil erwiesen, konnte doch jeder auf des Anderen Sachen aufpassen. Da er längere Zeit in Texas in Gefangenschaft war, hat er noch heute - 50 Jahre später - immer noch den Spitznamen "De Texas".

Am 11. Dezember um 10 Uhr abends kamen wir in **Hoek van Holland** an und fuhren von dort aus mit der Eisenbahn und unserem Gepäck ins Munsterlager. Dort erfolgte nochmals eine Registrierung und wir bekamen unsere Entlassungspapiere. Da Deutschland damals noch in Zonen aufgeteilt war, wurden wir unter englischer Begleitung nach Bretzenheim gefahren. Uns wurde erklärt, dass die Franzosen uns nichts abnehmen dürften und dass die Begleitmannschaft so lange vor dem Lager bleiben würde, bis der letzte Kriegsgefangene dieses Transports das Lager verlassen hätte. Die Engländer haben ihr Wort gehalten. Am 16. Dezember 1947 um 17 Uhr war ich nach 3 ½ Jahren Gefangenschaft wieder ein freier Mensch. Vor dem Lager

angekommen, waren zwei junge Buben mit einem Handwagen da und boten uns an, den Seesack zu fahren und bei ihnen zu übernachten. Nach anfänglichen Bedenken haben wir's doch gemacht und hatten großes Glück dabei. Die Eltern der Kinder waren sehr freundlich zu uns. Wir konnten gut schlafen und morgens Kaffee trinken. Bezahlt haben wir nicht mit Geld, sondern mit Kaffee, Tee, Zigaretten, Seife und dergleichen, worüber diese Leute sehr froh waren. Unsere Seesäcke wurden wieder zum Bahnhof gefahren und wir fuhren mit einem kalten, kaputten Personenzug von Kreuznach/Bretzenheim bis nach Ottweiler.

In Ottweiler rief ich meinen Nachbarn an. Er hatte einen alten Opel P 4 mit einem Gepäckständer an der Rückseite. Er kam mit meinem Vater nach Ottweiler zum Bahnhof. Das Wiedersehen war ergreifend. Es wurde mehr geheult als gesprochen. Um 12.20 Uhr mittags kamen wir in unser Heimatdorf. Ich stieg aus und mein Nachbar fuhr meinen Kameraden noch zu dessen Elternhaus auf der anderen Seite des Dorfes. Unsere Ankunft hatte sich im Dorf bereits herumgesprochen, so dass wir viel erzählen und viele Hände schütteln mussten. Überschattet wurde die Heimkehr dadurch, dass mein Bruder noch in sowjetischer Gefangenschaft war und keine Aussicht bestand, dass er frühzeitig entlassen wird. Es ist heute schwer, nach so vielen Jahren über Krieg, Gefangenschaft und Rückkehr zu schreiben. Manches wird wohl vergessen gegangen sein. Andererseits ist aber auch festzustellen, dass nach über 50 Jahren so viele Einzelheiten noch hängen geblieben sind. ■

*Interview durch Günter Klee, Oktober 2001
Hans Klee ist 2002 verstorben.*

Die Übergabe von Gefangenen an die Briten

Die Übergabe von Gefangenen aus dem US-Gewahrsam an die Briten basierte auf Abmachungen, wonach Amerikaner und Briten ihre Gefangenen im Verhältnis 50 : 50 untereinander aufteilen wollten. Im Januar 1943 hatten sich die Amerikaner bereit erklärt, deutsche Kriegsgefangene, die den Briten "gehörten", stellvertretend für diese zu "verwahren". Als nun die Amerikaner diese etwa 400.000 Deutschen nach Europa zurücktransportierten, machten die Briten den Anspruch auf etwa 130.000 von ihnen geltend, die sie dann als Zwangsarbeiter in Großbritannien einsetzten. Ihre Behandlung war im allgemeinen korrekt. Als die USA ab 1946 begannen, auf die Freilassung dieser Gefangenen hinzuwirken, boten die Briten den deutschen Kriegsgefangenen an, als Vertragsarbeiter im Land zu bleiben. Von diesem Angebot machten etwa 25.000 Männer Gebrauch.

Rechts: Ankunft von deutschen Gefangenen auf einem britischen Bahnhof und Marsch durch eine Stadt.



Vom Mittelmeer an die Nordsee

Bei Nacht und Nebel abgehauen

Richard Korb

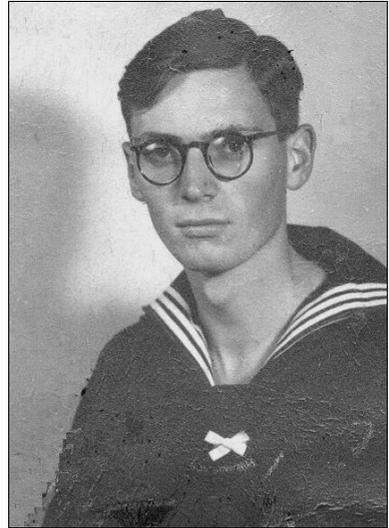
* 1925, Niederkirchen (Korbe)

Meine Ausbildung an der Oberschule für Jungen in Ottweiler wurde 1943 durch die Einberufung ins Wehrrtüchtigungslager **Ludwigswinkel bei Dahn** unterbrochen. In diesem Lager war auch zusammen mit mir Martin Schmidt aus Niederkirchen. Das Lager wurde durch Angehörige der Waffen-SS geleitet. Dort erhielt ich im April 1943 ein Telegramm von meiner Mutter, das mir mitteilte, ich sei zum Reichsarbeitsdienst (RAD) einberufen worden. Nach Abschluss des Wehrrtüchtigungslagers musste ich bei der RAD-Abteilung 5/250 in **Bensheim-Auerbach** an der Bergstraße einrücken. Dort waren wir, zusammen etwa 150 Mann, 3 Monate lang mit dem Bau von Luftschutzbunkern beschäftigt.

Es ging danach nahtlos weiter. Nun wurde ich im August 1943 in die Wehrmacht einberufen, zur Marine nach **Breda in Holland**, wo eine Grundausbildung erfolgte. Danach ging es nach **Gent in Belgien** auf die Funkmessschule, wo ich im Funkmessbetrieb geschult wurde. Mit unseren Geräten konnten wir mittels Hochfrequenzwellen die Entfernung und Richtung von Flug- und Seeobjekten orten. Diese Spezialausbildung dauerte 3 Monate lang. Danach wurde ich ans Mittelmeer, nach **Marseille in Frankreich**, versetzt. Dort befand sich die Kommandozentrale der Funkmessung für den französischen Teil des Mittelmeeres. Im März 1944 wurde ich zu einer Messstation in **Kap Ferrat bei Nizza** abgeordnet. Von dort aus konnten wir Mitte August 1944 die alliierte Invasion in Südfrankreich beobachten, als morgens früh die alliierte Flotte vom Meer aus zu feuern begann. Die Invasion hatte sich vorher schon durch Luftangriffe auf unsere Geräte angekündigt, die aber, da sie in Betonmauern versenkt werden konnten, unbeschädigt geblieben waren.

Wir mussten nun unsere Geräte ausbauen und in zerlegter Form auf LKW laden, die uns mit unserer Ausrüstung nach **San Remo in Italien** in ein Rückzugsgebiet brachten. Wegen des Klimas dort bekam ich gesundheitliche Probleme (Asthma) und wurde deshalb mit anderen Kranken zusammen per Zug über Genua nach **Wilhelmshaven** an die Nordsee verfrachtet. Unterwegs legte ich zu Hause eine 8-tägige Reisepause ein. An der Nordsee wurden Marinetruppen, die aus dem Süden evakuiert worden waren, auch aus Griechenland, in einer Ersatzabteilung gesammelt und auf Stationen an der Nordseeküste verteilt. Ich landete zunächst auf der **Insel Langeoog**, wo wir eine neue Funkmessstation aufbauten. Danach musste ich auf **Borkum** Dienst tun. Wir überwachten vor allem die alliierten Flugaktivitäten und konnten den Anflug von Bomberverbänden ab einer Reichweite von 200 km erkennen.

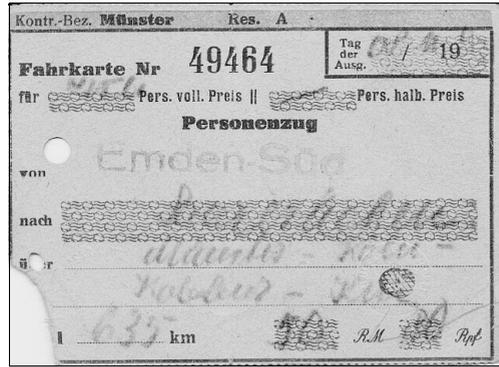
Nach Kriegsende setzten uns die Briten zunächst 3 Monate lang ohne Bewachung auf der Insel fest, wir waren uns alleine überlassen und ernährten uns von unseren Vorräten. Ein Entkommen war von dort nicht möglich. Danach wurden wir aufs Festland nach Ostfriesland gebracht, wo wir bei Bauern in Scheunen schliefen. Wir mussten in **Emden** bei der Verladung von Baumaterialien auf Lastkähne arbeiten, die das Material nach Wittmund schifften. Auch dort gab es keine direkte Bewachung, lediglich die Kanäle, die das Gebiet umgaben, waren bewacht. Während dieser ganzen Zeit wurde uns weiterhin Wehrsold ausbezahlt. So ging es bis Oktober 1945.



Richard Korb



Dienstmarke von Richard Korb



Mit dieser Fahrkarte fuhr Richard Korb aus der Gefangenschaft von Emden aus nach Hause nach Niederkirchen

Als Eisenbahner und Angehörige anderer wichtiger Berufsgruppen entlassen wurden, gaben wir diesen Briefe an unsere Angehörige mit, die dadurch erstmals von unserem Schicksal erfuhren. Eines Tages, am 8. November 1945, nach Einbruch der Dunkelheit, tauchte doch tatsächlich meine Mutter bei mir auf. Sie hatte sich in einer mehrtägigen Reise bis Ostfriesland durchgeschlagen und mich dort aufgespürt. Mitgebracht hatte sie einen Rucksack, Zivilkleider und den Ausweis eines Ostertaler Heimkehrers. So ausgerüstet wollte sie mich mit nach Hause schleusen. Bei Nacht und Nebel machten wir uns sogleich auf den Weg. Im allgemeinen Trubel fiel ich bei den Kontrollen in **Leer** nicht auf und marschierte einfach unbehelligt durch den Posten hindurch. Ohne Probleme schafften wir es in 4 Tagen per Zug bis nach Hause ins Oster-tal, wo wir am 11. November 1945 eintrafen. Die Fahrt war insofern abenteuerlich, als wir in den überfüllten Zügen teilweise auf den Trittbrettern oder auf den Puffern stehend reisen mussten. Als wir nachts in Ehrenbreitstein ankamen, verweigerten uns die Franzosen zunächst die Weiterreise. Wir mussten auf dem Boden im Bahnhof übernachten, bevor es am nächsten Tag weiterging. Die Fahrkarte von dieser Reise besitze ich heute noch.

Zu Hause erhielt ich auf dem Amt einen vorläufigen Ausweis (ID-Karte), mit dem es sich zunächst gut leben ließ. Dann, etwa 1 Jahr später, musste ich zusammen mit anderen Ostertaler Männern zu einer Art Endkontrolle nach Bretzenheim fahren. Dort gab ich als Grund für das Fehlen von Entlassungspapieren an, ich sei aus einem Krankenhaus einfach nach Hause geschickt worden. Ich musste, wie es in solchen Fällen üblich war, nach links wegtreten und wurde in eine Baracke gesteckt. Nach mehreren Tagen, an denen ich verhört wurde, konnte ich endlich mit einem Entlassungsschein nach Hause fahren. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Dezember 2002

C. S. T. O.
2° Bureau
Direction Service P. G.

P. C., le 6. 12. 1946

26692

Libération Provisoire

Le nommé **K o r b** **Richard** né le 26.9.25

Situation militaire **Ogfr.**
Marine

est renvoyé provisoirement dans ses foyers.
à **Niederkirchen** **Krs- Kusel**

Il devra se présenter au maire et au Gouvernement militaire et se tenir à leur disposition.

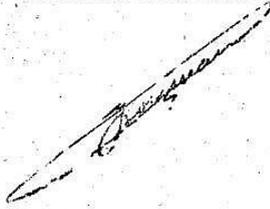
La présente pièce lui servira de laissez passer,
de Bretzenheim à **Niederkirchen**.

Le chef d'Escadron de BUYER
 Chef du service des P. G. de l'Armée
 P. o. Le Lt. de Feydeau
 Commandant la cage d'Armée No 1

Nom du possesseur:
Korb Richard

empreinte du pouce droit:



L'intéressé devra remettre ses effets militaires au G. M. de sa résidence.

Entlassungsschein von Richard Korb, ausgestellt im französischen Lager Bretzenheim

Aus der Wehrmacht desertiert

Walter Müller

Ein Weiterkämpfen war sinnlos

* 1926, Marth (Weyrichs), wohnhaft Saal



Walter Müller

Übermacht an Menschen und Material

Im Jahr 1944, ich war damals 19 Jahre alt, sollte ich eigentlich zur Waffen-SS einberufen werden. Zum Glück landete ich dann aber bei einer "normalen" Wehrmachtseinheit, weil ich die bei der SS vorgeschriebene Mindestkörpergröße um 2 cm verfehlte. Nach meiner militärischen Ausbildung in **Wiesbaden** wurde ich der 559. Volksgrenadier-Division (559. VGD) zugeteilt. Eingesetzt waren wir in Lothringen, im Raum **Bitsch** zur weiteren Ausbildung und im Raum **Chateau-Salins** (damals Salzburgen genannt), wo wir im September 1944 die vordringenden amerikanischen Truppen aufhalten sollten. Bereits in der Ausbildung war mir klar geworden, dass angesichts des Mangels an Ausrüstung dieser Krieg nur noch sehr schwer zu gewinnen sein würde. An der Front in Lothringen wurde mir dann die Übermacht an Menschen und Material auf der anderen Seite noch stärker bewusst. Bei uns fehlte es schlichtweg an allem. Als die Front sich näherte, mussten die pfälzischen und saarländischen Lothringen-Siedler die ihnen

zugeteilten Höfe verlassen und nach Hause zurückkehren. Ich erinnere mich, dass wir zwischendurch einmal einige Tage in einem solchen verlassenen Hof lagen und uns ein schönes Leben machten. Dort entdeckte ich in einer Schublade Briefe, aus denen hervorging, dass der Siedler, der den Hof bewirtschaftet hatte, aus dem Kreis Kusel gekommen war. Eines Tages kam ein blutjunger Offizier in unseren Unterstand gesprungen. Sogleich kündigte er mit den zackigen Worten "Jüngelchen, ihr kommt mit mir!" an, er wolle aus den versprengten und erschöpften Teilen unseres verlorenen Haufens eine neue schlagkräftige Kampfgruppe zusammenstellen, um damit die Amerikaner aufzuhalten. Angesichts der Sinnlosigkeit eines solchen Unterfangens kamen mir erste Gedanken an Desertion in den Sinn.

Schon bald ergab sich die Gelegenheit zum Abhauen. Zusammen mit einigen Österreichern, die wir "Kamerad Schnürschuh" nannten (wegen ihrer im Ersten Weltkrieg verwendeten Schnürschuhe), bediente ich ein Geschütz, das auf einer vorgeschobenen Position auf einer Anhöhe bei Salzburgen (Chateau-Salins) in Stellung war. Meine Geschütz Kameraden dachten so wie ich, und wir waren uns einig, uns bei günstiger Gelegenheit in die Hände der Amerikaner zu begeben. Schon bald war es soweit. Unsere Stellung konnte von unserer Einheit niemand einsehen. Als wir dann unten im Tal vor uns die Amis mit Panzern und LKW anrücken sahen, vergruben wir am Waldrand unsere Waffen, befestigten ein weißes Tuch an einer Stange, gingen den Berg hinunter ihnen entgegen und ergaben uns. Als unsere kleine Gruppe die Amerikaner erreichte, befahlen sie mir, meinen Uniformmantel auszuziehen, auf den sie dann einen verwundeten schwarzen Soldaten legten, den wir nun tragen mussten. Das war das erste Mal in meinem Leben, dass ich einen Menschen schwarzer Hautfarbe sah.

Zum Glück hatte tatsächlich keiner aus unserer eigenen Einheit bemerkt, wie wir uns aus dem Staub machten. Sie hätten sonst womöglich noch auf uns geschossen oder uns auf andere Weise an unserem Vorhaben gehindert. Danach hätte dann möglicherweise ein Kriegsgericht mit anschließenden Todesurteilen und Erschießung auf uns gewartet. [Anm.: Hitler hatte die Parole ausgegeben: "Der Soldat kann sterben, der Deserteur muss sterben."] Auch die Ame-

rikaner hatten zum Glück unsere weiße Fahne gesehen und nicht auf uns gefeuert. So war der Krieg für uns vorbei. Was nun folgte, war allerdings auch kein Zuckerschlecken, sondern eine schlimme Zeit der Entbehrung.

Schießwütige Wachen

Ich landete schließlich in einem amerikanischen Lager bei **Lüttich in Belgien**. Als wir im Winter Ende 1944 den Kanonendonner von der deutschen Ardennen-Offensive hören konnten und die Amerikaner nervös wurden, machten wilde Gerüchte, so genannte "Latrinenparolen", die Runde. Sie besagten, das Blatt habe sich zugunsten der Wehrmacht gewendet. Tatsächlich wurden wir auch nach **Cherbourg in Frankreich** zurückverlegt. Die Ardennen-Offensive war aber in Wirklichkeit nur ein kurzes Strohfeuer. Wir konnten uns damals registrieren lassen, um eventuell in ein Lager in den USA verlegt zu werden. Auch ich meldete mich daraufhin, mit der Hoffnung im Hinterkopf, dort später bleiben zu dürfen und als Einwanderer in der Neuen Welt ein neues Leben beginnen zu können. Ich war enttäuscht, als für mich daraus nichts wurde. Ich musste weiterhin in Frankreich bleiben und dort in einem Gefangenlager ums Überleben kämpfen. Wäre mein Antrag erfolgreich gewesen, wäre mir sicher manches an Strapazen erspart geblieben.

Bewacht wurden wir meist von schwarzen Amerikanern. Sie gingen teilweise recht ruppig mit uns um, filzten uns ständig, nahmen uns alles, was wir noch an persönlichen Gegenständen besaßen, ab und trieben uns häufig mit "Let's go!"-Rufen an. Sie hatten außerdem sehr schnell den Finger am Gewehrabzug und ballerten manchmal auch aus purer Langeweile in der Gegend herum. Dann musste man sich besonders in Acht nehmen. Ich erinnere mich auch an einen Transport, auf dem wir eine "Pinkelpause" einlegen durften. Ein ausgehungertes Kamerad aß dabei aus lauter Verzweiflung von den in den Feldern stehenden rohen Kohlblättern. Das gefiel einem unserer Wachsoldaten aber überhaupt nicht. Mit vorgehaltener Waffe zwang er ihn, so lange weiter zu essen, bis er schließlich schlimme Krämpfe bekam. Der Mann ist danach an der ungewohnten und übermäßigen Kost langsam und elend zugrunde gegangen.

Nach der deutschen Kapitulation kam ich von Cherbourg ins berüchtigte **Lager Bretzenheim bei Mainz**, wo Abertausende unter erbärmlichen Verhältnissen auf freiem Feld bei Wind und Wetter lagern mussten und sich zum Schutz in Erdlöchern eingruben. Viele sind an Krankheiten und an Hunger gestorben. Nicht nur vor den schießwütigen amerikanischen Wachen, sondern auch vor den eigenen Kameraden musste man sich dort in Acht nehmen. Es wurde gestohlen was das Zeug hielt. An den Strapazen verstorbene Gefangene wurden sogleich schamlos ausgeplündert. Manchmal sahen wir morgens ihre der Kleidung beraubten Leichen auf dem Boden liegen. Ich bin froh, dass ich diese schlimme Zeit, in der sich manche "Kameraden" wie Tiere benahmen, überlebt habe. Ich erinnere mich, dass wir in Bretzenheim zeitweise den "Komfort" eines primitiven Holzverschlags "genießen" durften. Als wir einmal nicht genug aufpassten, hatte uns auch schon jemand einige Bretter unserer Behausung gestohlen. Ich hatte irgendwie mitbekommen, dass das Saarland von den Franzosen einen Sonderstatus erhalten sollte und Saarländer bevorzugt entlassen wurden. Als wir einmal ein Formular mit persönlichen Angaben ausfüllen mussten, gab ich daher als Wohnort "Marth (Saarland)" an, anstatt, wie es richtig gewesen wäre, "Marth (Pfalz)". Genützt hat mir das allerdings nichts.

Desertion aus der Wehrmacht

Laut deutschem Militärstrafgesetzbuch war im Falle der Desertion im Felde die Todesstrafe geboten, "wenn der Täter aus Furcht vor persönlicher Gefahr gehandelt hat oder wenn sie nach der besonderen Lage oder des Einzelfalles unerlässlich ist, um die Manneszucht aufrechtzuerhalten." Deserteure, "Wehrkraftersetzer" und Kriegsdienstverweigerer wurden im Zweiten Weltkrieg mit über 30.000 Todesurteilen und mehreren 10.000 Zuchthausstrafen verfolgt. Über 20.000 Todesurteile wurden vollstreckt. Überlebt haben das Grauen in Konzentrationslager und Strafbattalionen weniger als 4.000 der Betroffenen.

Der Zwangsarbeit entronnen

Ein besonderer Tag war es für mich natürlich, als ich endlich entlassen werden sollte. Doch meine Freude war zu früh. Statt auf einem Heimtransport landete ich am 7. Juli 1945 in einem amerikanischen LKW, der eine Gruppe von Gefangenen zur Zwangsarbeit in die lothringischen Kohlengruben schaffen sollte. Die Amerikaner hatten uns an die Franzosen verschachert. Ein ganz unerwartetes Ereignis rettete mich dann doch noch vor der harten Zwangsarbeit. Der Transportwagen musste auch durch unsere Gegend im Saarland fahren. Zwischen Ottweiler und Wiebelskirchen, in der Nähe der Schafbrücker Mühle, verlor der schwarze Fahrer, der wie üblich sehr schnell und riskant fuhr, plötzlich die Kontrolle über unser Fahrzeug, und der Laster raste mit voller Geschwindigkeit gegen einen Baum. Der Fahrer und ein Wachsoldat waren sofort tot. Die Gefangenen nutzen die Gunst des Augenblick und versuchten in der Verwirrung, die unmittelbar nach dem schweren Unfall herrschte, zu entkommen. Auch ich sprang vom Laster herunter, schnappte mir im Führerhaus meine dort deponierten Entlassungspapiere und lief so schnell ich konnte weg. Zum Glück haben sie mich danach nicht wieder eingefangen.

Von allen Entflohenen war ich wohl am besten dran, denn nach einem kurzem Fußmarsch zum Bahnhof in Ottweiler und einer kurzen Fahrt mit der Ostertalbahn war ich endlich zu Hause in Marth. Die Amerikaner hatten mich also, ohne dies zu wollen, sozusagen vor der Haustür abgeliefert. Da ich nach meiner überraschenden Rückkehr meine offiziellen Entlassungspapiere vorzeigen konnte, blieb ich danach unbehelligt, und die Gefangenschaft war für mich endgültig vorbei. Noch lange nach dem Krieg habe ich manchmal den eigenartigen Wunsch verspürt, im Wald bei Chateau-Salins mein Gewehr wieder auszugraben. Auf der anderen Seite verspürte ich aber, weil ich nicht mehr an die schlimme Zeit des Krieges erinnert werden wollte, stets große Abneigung, mir Medienberichte über die damalige Zeit anzusehen oder Gespräche über meine Erlebnisse zu führen. ■

*Interview durch Klaus Zimmer
1998; Walter Müller ist 1999 verstorben*

Das Kriegsgefangenenlager Bretzenheim

Bei Bretzenheim befand sich von April 1945 bis Jahresende 1948 ein über Deutschland hinaus bekanntes Kriegsgefangenenlager, das als Nachfolger des seit März 1945 existierenden Lagers Galgenberg bei Bad Kreuznach eingerichtet wurde. Das weite Gelände umfasste eine Fläche von ca. 210 - 220 ha, aufgeteilt in 24 Cages (Käfige). Es war zeitweise mit über 100.000 Gefangenen belegt. Ab April 1945 diente es als Kriegsgefangenenlager und ab Oktober 1945 als Durchgangslager. Hunderttausende Gefangene durchliefen dieses Lager, teils um in die Heimat entlassen oder aber nach Frankreich zur Zwangsarbeit transportiert zu werden.

Eine erschreckend große Anzahl Gefangener überlebte das Lager nicht, starb den Hungertod oder fiel Seuchen und Krankheiten zum Opfer. Schätzungen gehen von 3000 - 4000 Toten aus.



Mahnmal für die Insassen des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers Bretzenheim

Beim Küstenschutz in Holland

Gute Behandlung durch die Kanadier

Hans Kraushaar
* 1926, Hoof (Daube)

Mitte Oktober 1943 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach **Düppenweiler** eingezogen. In den ersten 3 Monaten war nur militärischer Drill angesagt. Der Spaten war das Heiligum des Arbeitsdienstes. Er musste immer blitzsauber sein. Wenn das nicht der Fall war, musste mit schlimmen Schikanen gerechnet werden. Die Ausbilder hatten hier eine große Auswahl. Im Januar 1944 mussten wir in **Metz** alte Granatbestände säubern. Nach 5 Wochen kamen wir zurück nach Düppenweiler und wurden entlassen. Nach 2 Wochen zu Hause kam Ende März 1944 der Stellungsbefehl zur Marine nach Wilhelmshaven. Die Marine war damals schon so geschwächt, dass sie nur noch wenig Personal für Schiffe und U-Boote benötigte. Von Wilhelmshaven ging es gleich nach **Groningen in Holland**, wo wir die Grundausbildung zur Infanterie machten. Die Küstengegend um Leeuwarden sollten wir vor holländischen Widerstandskämpfern schützen. Zusammenstöße mit diesen hatten wir nicht. Im Januar 1945 wurden wir ca. 3 Monate in **Arnhem und Nijmegen** eingesetzt. Von dort ging es dann wieder an die Küste, nach **Immoiden**, wo wir bis Anfang April 1945 blieben. Kurz vor Ende des Krieges kamen wir noch auf der **Insel Texel** zum Einsatz. Dort hatten Georgier, die als Freiwillige in der Wehrmacht dienten, einen Meuterei angezettelt. Es war nicht leicht für uns, denn sie hatten die gleichen Uniformen, saßen in sicheren Bunkern und hatten die besseren Waffen. Wir hatten deshalb hohe Verluste. Bei diesen Kämpfen wurde ich durch Granatsplitter im Rücken und Oberschenkel verletzt. Ich kam nach **Hoorn** ins Lazarett.



Insel Texel: Holländisches Beutegeschütz

Während dieser Zeit kam ich in Gefangenschaft, denn die Kanadier besetzten den Rest von Holland. Ich kann mich nur lobend über das Verhalten der Kanadier äußern. Sie waren menschlich und sehr korrekt. Mit einem Kanonenboot wurden wir nach Wilhelmshaven transportiert. In Gruppen von ca. 20 Mann kamen wir danach bei den Bauern der Umgebung in Ställen unter. Bei ihnen mussten wir in der Landwirtschaft arbeiten. Unser Stall war in **Werdum bei Carolinensiel**. Der Bauer war gut zu uns, denn er gab uns jeden Abend eine Kanne Vollmilch. Da wir uns frei bewegen durften – die Kanadier bewachten nur den Mittellandkanal –, gingen wir öfter zu dem kleinen Fischerhafen nach Neuharlingersiel, wo uns die Fischer die Brotbeutel mit Krabben füllten. Auf dem Heimweg (ca. 5 km) wurden sie gegessen. So haben wir den ganzen Sommer 1945 verbracht.

Jeden Tag wurden welche entlassen, nur in die französische Zone nicht. Ein Kamerad, der aus der Gegen von Wiesbaden (amerikanische Zone) stammte, gab mir den Tipp, als Heimatadresse einfach "Biebrich bei Wiesbaden, Mainzer Straße 18" anzugeben. Mit diesem Trick kam meine Entlassung ins Rollen. Ich wurde ins Sammellager **Wittmund in Friesland** verlegt. Dann kam ich ins Lager nach **Munster in der Lüneburger Heide**. Von dort ging es nach **Marburg an der Lahn**. In diesen Lagern war das Essen nicht gut. In Marburg bekam ich den Entlassungsschein nach Biebrich. Danach musste ich mich bei der Kommandantur in Wiesbaden melden. Dort beantragte ich eine Bescheinigung, dass meine Eltern inzwischen nach Hoof im Ostertal umgezogen waren. Ohne Schwierigkeiten bekam ich das Dokument und konn-

te mit dem Zug nach Hause fahren. Den Krieg hatte uns das Hitler-Regime eingebracht. Hoffentlich bleibt der heutigen Jugend so etwas erspart.

Hans Kraushaar, Januar 2002

Die Meuterei auf der Insel Texel

Auf der Insel Texel, vor der holländischen Küste gelegen, waren 800 ehemalige Rotarmisten aus Georgien stationiert, die sich nach ihrer Gefangennahme freiwillig zum Dienst in der Wehrmacht gemeldet hatten. Ende April 1945 meuterten diese gegen die Deutschen, indem sie 250 deutsche Soldaten im Schlaf in ihren Quartieren umbrachten.

Deutsche Truppen vom Festland wurden angefordert, um die Revolte niederzuschlagen. Bei den heftigen Kämpfen und den folgenden Strafaktionen kamen 565 Georgier und 117 Inselbewohner ums Leben. Auch zahlreiche deutsche Soldaten fielen. Die deutschen Truppen konnten sich dort noch bis zum Kriegsende behaupten. Texel wurde im Mai 1945 durch kanadische Truppen besetzt.

Von der deutschen Flotte war fast nichts mehr übrig

Schöne Zeit in Southampton

Alwin Cullmann

* 1926, Marth

aufgewachsen Niederkirchen (Hansarms)



Alwin Cullmann, 1947, gut
gelaunt in Southampton,
England

Im Jahr 1942 nahm ich an einem 14-tägigen Wehertüchtigungslager der Kriegsmarine in **Wiltigen an der Saar** (bei Saarburg) teil. Für die Marine interessierten sich damals auch eine ganze Reihe anderer Ostertäler. Neben mir waren dies z. B. noch Ewald Becker, Martin Schmidt, Richard Korb, Walter Müller und Emil Dauenhauer, alle aus Niederkirchen, ebenso Hans Kraushaar aus Hoof. Wir alle landeten später tatsächlich nach unserer Einberufung bei dieser Waffengattung. Bei der Musterung meldete ich mich dann freiwillig zur Marine. Das hatte verschiedene Vorteile. Als Kriegsfreiwilliger durfte ich noch meine Lehre beim Bäcker Fels in Niederkirchen mit der Gesellenprüfung abschließen. Und der anschließende Reichsarbeitsdienst (RAD) war auf 3 Monate verkürzt. Ich leistete ihn ab November 1943 zusammen mit Martin Schmidt aus Niederkirchen in einem Lager in **Bütow in Hinterpommern** ab, wo wir beim Umgraben und Urbarmachen der Heide eingesetzt wurden.

Danach wurde ich im Mai 1944 der 6. Kompanie der 16. Schiffsstammabteilung zugeteilt und nach **Bergen op Zoom in Holland** (bei Eindhoven) zur Grundausbildung eingezogen. Die alliierten Luftaktivitäten erwiesen sich schon damals als sehr störend. Wir mussten deshalb schließlich die Kasernen räumen und campierten im Wald. Nach der Grundausbildung wurde ich nach **Wilhelmshaven** versetzt. Von der deutschen Flotte war fast nichts mehr übrig, weshalb Schiffsbesatzungen nicht mehr gebraucht wurden. Wir mussten deshalb mehrere Monate unsere Zeit mit Exerzieren totschiessen. Schließlich wurden wir im September 1944 durch das Heer übernommen, wo ich ständig wechselnden Einheiten zugewiesen war, so z. B. der Landeschützenabteilung 44, der 4./Füsilierbataillon 84 und der 8./Grenadierregiment 1062. Wir waren ständig auf dem Rückzug, bis wir schließlich in die Nähe des Rheins kamen.

Versehen mit einem Schild "Verwundet", das mir ein Stabsarzt verpasst hatte (ich war in Wirklichkeit nicht verwundet), gelang es mir, im Frühjahr 1945 durch die strengen Kontrollen hindurch zu kommen und mit einem Pferdefuhrwerk das rechte Rheinufer zu erreichen. Dort lag ich bei einem zusammengewürfelten Haufen 14 Tage lang untätig bei schönem Sonnenschein, ohne dass etwas Besonderes zu vermelden gewesen wäre. Doch eines Tages war hinter uns der Himmel voll mit kleinen schwarzen Punkten. Es handelte sich um alliierte Luftlandetruppen, die in unserem Rücken niedergingen. Wir befanden uns in einer Scheune, und ich hatte hinter einem zweirädrigen Karren mit Heu Schutz gesucht. Doch die gelandeten Gegner müssen meine Beine ausgemacht haben, denn plötzlich drang eine Kugel in meinen Unterschenkel ein. Kurz darauf war dann der Krieg für uns zu Ende, wir waren britische Gefangene.

Die Briten schafften mich zuerst in ein Notlazarett nach **Eindhoven**, danach in ein Krankenhaus nach **Lille in Frankreich**, wo ich am Bein operiert wurde. Schließlich kam ich nach meiner Genesung in ein Holzbarackenlager nach Belgien, wo 30.000 Mann untergebracht waren, 120 Mann pro Baracke. Es ging uns dort relativ gut, wir hatten genug zu essen. Im Frühjahr 1946 brachten uns die Briten dann zunächst in ein Zeltlager nach Großbritannien, von dort in ein Lager bei **Southampton**. Zunächst war ich beim Wohnungsbau und bei Straßenarbeiten eingesetzt. Bald begann für mich eine sehr schöne Zeit, an die ich mich noch heute gerne erinnere: Ich durfte in der Lagerbäckerei in meinem erlernten Beruf arbeiten, wofür ich auch bezahlt wurde. Ab 1947 hatten wir in unserer Freizeit sogar freien Ausgang in Southampton, einer wunderschönen Hafenstadt an der englischen Südküste. An Ostern 1948 konnte ich über Bretzenheim bei Mainz mit dem Zug nach Hause fahren. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Febr. 2002

Rückzug an der Westfront

Rechtsaußen in
Otmar Walters Lagermannschaft

Martin Schmidt

* 1926, Niederkirchen (Biehlarms)

Unvorhergesehene Wendung

Noch während ich bei der Kreissparkasse Ottweiler, Hauptzweigstelle Neunkirchen, eine Sparkassenlehre absolvierte, wurde ich 1943 in Herschweiler-Pettersheim für den Militärdienst gemustert. Damals wurde gerade die SS-Panzerdivision "Hitlerjugend" durch Einberufungen aufgefüllt, aber bei dieser Einheit wollte ich nicht landen. Deshalb duckte ich mich, als bei der Musterung die Körpergröße gemessen wurde, wodurch ein Wert von unter 1,65 m festgestellt wurde, was unter der SS-Norm lag. Die Einberufung zur Waffen-SS musste ich daher nicht mehr fürchten. Statt dessen meldete ich mich freiwillig zur Marine. Ähnlich verhielten sich damals Emil Dauenhauer und Alwin Cullmann aus Niederkirchen, die ebenfalls zur Marine wollten und später, wie ich, auch tatsächlich dort landeten. Ewald Becker aus Niederkirchen hatte sich schon vorher freiwillig zur Marine gemeldet. Wir wurden zu einem Eignungstest nach Kaiserslautern eingeladen, wo wir u. a. auch den Verlauf einer Seeschlacht nach erzählen mussten. Damit hatte ich keine Probleme, weil ich alles stenografisch festhalten konnte. Der Test ergab, dass ich gut geeignet war und als Entfernungsmesser (E-Messer) für Kriegsschiffe ausgebildet werden sollte. Danach folgte zunächst einmal das Wehrrtütigungslager der Marine in **Wiltigen bei Trier**, wo wir im Winken, Funken, Kutterfahren (auf der



Martin Schmidt

Saar) und Segelmastbau geschult wurden. Der anschließende Reichsarbeitsdienst (RAD), der normalerweise 6 Monate dauerte, war für mich als Kriegsfreiwilliger auf 3 Monate gekürzt. Ich absolvierte ihn zusammen mit Alwin Cullmann in Pommern, in einer Gegend nicht weit von **Danzig**. Dort wechselten sich militärischer Drill (Geländekunde, Waffenkunde, Robben) und Arbeiten bei der Moortrockenlegung ab. Über Winter waren wir sogar im Schneesturm bei Minustemperaturen bis 15° C im Einsatz .

Nach einem kurzen Intermezzo zu Hause musste ich Anfang Februar 1944 auf den Truppenübungsplatz der Marine bei **Beverloo in Belgien** einrücken. Zusammen mit anderen aus unserer Region erreichte ich von Neunkirchen aus mit dem Zug diesen Standort. Dort gehörten wir zur 2. Admiralität der Nordseestation, 26. Schiffsstammabteilung, 2. Kompanie. Die 3 Monate dauernde Grundausbildung absolvierten wir teilweise zusammen mit einer SS-Panzereinheit. Eines Tages schaute ein alter Bekannter aus einem Panzer heraus, Walter Karst aus Berschauersch in Niederkirchen, der es bis zum Unterscharführer gebracht hatte. Ich besuchte ihn noch bei seiner Einheit, doch kurz danach ist er am 09. Juni 1944 durch einen Panzervolltreffer, drei Tage nach Beginn der alliierten Invasion, gefallen. Wir warteten in Beverloo auf unsere Einweisung zu einer fortgeschrittenen Marineschulung. Dazu kam es aber nicht, unsere militärische Laufbahn nahm eine ganz unvorhergesehene Wendung. Am 06. Juni landeten die Alliierten in der Normandie, und wir mussten deshalb in Belgien bleiben. Wegen der ständigen Luftangriffe, auch auf Kasernengelände, mussten wir nachts in den Wäldern in Zelten schlafen. Bei einem solchen Angriff zerstörten Luftminen auch gegen 21 Uhr die Kasernen in Hasselt bei Beverloo. Die Toten hingen danach teilweise in den in der Umgebung stehenden Bäumen. Wir wurden zur Bewachung des Geländes und zur Verhinderung von Plünderungen herangezogen.

Gespentische Szenerie

Schließlich sollten wir an die Front verlegt werden. Unsere Kompanie, bestehend aus 320 Mann, wurde in Viehwaggons verladen. Unterwegs flog die Lokomotive durch eine durch Widerstandskämpfer an den Gleisen angebrachte Sprengladung in die Luft, weswegen wir in **Tournai in Belgien** liegen blieben. Wir waren dort in einem Mädchengymnasium untergebracht. Die Stadt war durch Luftangriffe schon halbseitig zerstört. Wir mussten Bahnhofsanlagen bewachen, weil die Stadt ein wichtiger Knotenpunkt war. Außerdem wurden wir zum Schutz gegen Aktionen des Widerstands im belgisch-französischen Grenzraum eingesetzt. Tag und Nacht mussten Streckenstreifen die Bahnlinien kontrollieren. Wenn wir nachts eingeteilt waren, mussten wir 4 Stunden Dienst tun und konnten 4 Stunden schlafen. Des öfteren fanden wir für den Widerstand abgeworfene Waffen- und Verpflegungspakete. Danach wurden wir über **Arras in Frankreich** in eine Marineflakschule nach **Valenciennes** verlegt und mit der dortigen Einheit zusammengeschlossen. Auf dem folgenden Rückzug kamen wir wieder nach **Tournai**, dann folgte ein Einsatz gegen den Widerstand in **Lille**. Am 01. September 1944 war ich bei der Nachhut, die als Letzte Tournai verließ. Unsere Fahrzeuge waren zusammengeschossen worden, und wir marschierten rückwärts aus der Stadt hinaus. Dabei hatten wir immer die Fenster der Häuser im Auge, um mit unseren Gewehren eventuelle Heckenschützen auszuschalten. Die Bevölkerung hatte den Befehl bekommen, die Fenster geschlossen zu halten, andernfalls sollte von uns geschossen werden. Es war eine gespenstische Szenerie, denn aus den Gebieten der Stadt, die wir schon verlassen hatten, hörten wir die Sieges- und Freudenglocken läuten. Bei diesem Rückzug mieteten wir uns schließlich Pferde und Fuhrwerke von den Bauern. So bewegten wir uns langsam Richtung Holland.

Am Albert-Kanal, noch in Belgien, bauten wir eine neue Hauptkampflinie auf, mussten uns dann aber an den **Turnhout-Kanal** zurückziehen, wo wir in **Rijekevoosel** stationiert wurden. Am 15. September 1944 versuchten die Alliierten im Rahmen einer großangelegten Luftlandeaktion im Raum Nijmegen und Arnheim die kriegswichtige Brücke von **Arnheim** zu erobern, was letztendlich fehlschlug. Wir wurden mit 400 Mann als Kampfgruppe vorüberge-

hend in den Raum **Breda in Holland** verlegt, wo wir mit Hilfe von Pionierausrüstung, Granatwerfern und schweren MGs die Besatzungen von vorzeitig gelandeten Lastenseglern abfangen sollten. In einem solchen Segler befanden sich 20 bis 25 Mann. Es genügte in der Regel, einige Warnschüsse abzugeben, und die gelandeten Männer ergaben sich danach ohne Widerstand. Diese Aktion dauerte etwa 4 Tage, und wir konnten danach wieder nach Rijekevoosel zurückkehren.

Die alliierte Luftlandung bei Arnheim und Nijmegen



Brücke bei Arnheim

Im größten Luftlandeunternehmen des 2. Weltkrieges (Operation "Market Garden") landeten am 17. Sept. 1944 35.000 alliierte Fallschirmspringer bei Arnheim, Nijmegen

und Eindhoven. Ziel des Angriffs waren die strategisch wichtigen Brücken über Maas, Waal und Rhein. Als ein entscheidender ungünstiger Faktor wirkte sich die Wetterlage aus, die die Unterstützung aus der Luft verzögerte. Während die amerikanischen Luftlandeeinheiten die Brücken in Eindhoven und Nijmegen unversehrt besetzten konnten, scheiterte die Einnahme der Brücke über den Rhein in Arnheim durch britische Truppen, wobei deutsche Panzer die britischen Einheiten einkesselten. Von den etwa 10.000 britischen Fallschirmjägern kamen über 8.000 ums Leben oder gerieten in deutsche Gefangenschaft.

Ich wurde als Melder eingesetzt, und musste den verschiedenen Truppenteilen Nachrichten und Befehle überbringen. Die britische Artillerie begann stets pünktlich um 6 Uhr morgens Störfeuer zu schießen, so dass ich immer darauf bedacht war, vorher mit meinen Meldegängen fertig zu sein. Abends ging das Feuer dann wieder los, immer dann, wenn deutsche Verpflegungstransporte ankamen. Kritisch wurde es Ende September 1944. Wir griffen damals zwei Mann eines britischen Spähtrupps auf. Einer der beiden Soldaten hatte dabei einen Bauchschuss, der andere einen Fußschuss erhalten. Ich musste den mit dem Fußschuss nachts bewachen. Die Stoßtruppaktivitäten verhiessen nichts Gutes. Am nächsten Tag, dem 29. September 1944, sahen wir auch schon durchs Fernglas 50 Panzer anrücken, die auf uns schossen, dahinter kam die Infanterie. Uns gegenüber standen Teile der Panzergrenadierdivision "Poland", die aus polnischen Oberschlesiern bestanden, die in der deutschen Wehrmacht gedient hatten, dann in Gefangenschaft geraten waren und nun in britischen Diensten standen. (Die Briten trauten ihnen übrigens nicht so recht, denn später, als sie die deutsche Reichsgrenze erreichten, wurden sie aus dem Einsatz zurückgezogen.)

Den Angreifern hatten wir nur wenig entgegen zu setzen, wir verfügten nur noch über drei Sturmgeschütze. Es war also Rückzug angesagt. Nachmittags gegen 16.30 Uhr hatte ich zusammen mit weiteren drei Landsern Zuflucht im Keller eines Wohnhauses gesucht. Dort wurde uns das Dach über dem Kopf weggeschossen. Ich robbte mich danach über die Straße hinweg und ließ mich im Straßengraben in eine Dornenhecke fallen. Von dort konnte ich beobachten, wie meine drei Kameraden, die im Haus geblieben waren, gefangen genommen wurden. Durch die Dornen schaffte ich mich noch auf eine andere Straße, doch dort versperrte mir ein Panzer den Weg. Schließlich fand ich einen primitiven Luftschutzbunker, in dem sich Zivilisten versteckt hatten. Ein weiterer Versuch, den Briten zu entkommen, schien sinnlos, deshalb ging ich mit einem Zivilisten zusammen hinaus, der eine weiße Fahne schwenkte, und bewegte mich mit diesem auf die Briten zu. Panzergrenadiere, die den Panzern folgten, nahmen mich fest.

Aus dem Schlamm lager ins Paradies abgehauen

Per LKW und Zug wurde ich zusammen mit anderen Gefangenen nach **Arras** gebracht, wo wir in Bombentrümmern hausten. Teilweise konnten wir diese mit Zeltplanen abdecken. Im Oktober 1944 wurden wir mit dem Zug nach **Dieppe** am Ärmelkanal gefahren. Dort konnten wir in großen Zelten "wohnen", wir hatten aber sonst nichts, noch nicht einmal Decken. Manche gruben sich mit Konservendosen Erdlöcher, die dann oft zusammenstürzten, manchmal stürzten auch Kameraden hinein und verletzten sich. Die Oberschlesier behandelten uns nicht gut. Ständige Filzungen standen auf dem Programm, selbst das Essgeschirr nahmen sie uns ab. Das Essen bestand aus einer Hungerkost aus Wassersuppe und Keksen. Man händigte uns ein Postkartenformular aus mit dem Aufdruck: "Ein Mitglied der geschlagenen deutschen Wehrmacht sucht seine nächsten Angehörigen." Damit sollten wir unsere Familien von unserer Gefangennahme benachrichtigen. Doch einen solch propagandistischen Text wollten wir nicht nach Hause schicken und verzichteten lieber auf die Mitteilung. Das Formular besitze ich heute noch.

Dann wurde die Besatzung der deutschen Festung Calais, die sich ergeben hatte, auch zu uns nach Dieppe gebracht. Die hatten noch ihre volle Ausrüstung und Verpflegung dabei und gaben uns einiges ab, Socken, Schuhe, Mäntel und Konserven. Sie wollten uns nicht glauben, dass sie alles abgenommen bekommen würden. Doch dann mussten sie tatsächlich die gleiche Erfahrung wie wir machen. Manchmal mussten wir im Hafen von Dieppe Verpflegungsschiffe entladen. Dabei ließen wir absichtlich Kisten von den Decks auf den Hafensboden fallen, die dort zerplatzten. Schnell grabschten wir uns den Inhalt, den wir dann in Verstecken oder auf Latrinen aßen. Manchmal bedienten sich bei solchen Gelegenheiten auch unsere Wachen.

Das Lager war eine einzige Schlammwüste, unsere Gesundheit war miserabel, mir wackelten schon alle Zähne. Um nicht in Dieppe zugrunde gehen zu müssen, schmiedete ich zusammen mit drei Marinekameraden Pläne, um von dort abzuhauen. Eines Nachts, am 15. Dezember 1944, krochen wir in einem toten Winkel durch den Stacheldraht auf das Gelände des Krankenreviers. Früh am Morgen reihten wir uns auf dem Antreterplatz in die Reihe der Kranken ein, die nach England gebracht werden sollten. Die Aktion gelang. Wir wurden auf einen Kahn geladen, der abends mit 150 Mann an Bord Richtung **Newhaven** auslief. Der Kahn schaukelte gewaltig, so dass fast alle seekrank wurden und sich übergeben mussten. Zum Glück war dies nicht der Fall bei meinem Kameraden, Maat Lüttge, und mir. Der Kapitän des Kahns war recht freundlich zu uns und gab uns, weil wir Marinekameraden waren, eine Runde Zigaretten. Lüttge, der Englisch sprechen konnte, sah dann auf Deck den Küchenchef und machte sich an ihn heran. Danach zog er mich am Ärmel, und wir kletterten von außen durch ein Bullauge in die Schiffsküche hinein. Dort ließ uns der Küchenchef gewähren. Wir nahmen die Reste aus den Pfannen, schnappten uns Weißbrot und Konserven und verließen in einem günstigen Augenblick die Küche wieder, diesmal durch die Tür. Den anderen konnten wir von unserer Beute nichts abgeben, denn die waren ja seekrank und konnten nichts essen.

Bei der Ankunft in Newhaven am nächsten Nachmittag war gerade die britische Wochenschau da, die uns zerlumpte Gestalten aus dem Schlamm lager filmte. Der schlimmste Teil der Gefangenschaft war nun für mich vorbei. Per Bahn ging es in komfortablen Waggons mit Spiegel und Polstern nach **London**, wo wir im Hyde-Park gesammelt wurden. In der Nacht schlief ich auf dem Zahlbrett eines Kassenhäuschens. Schon am Abend hatte es ein viertel Weißbrot für jeden gegeben. Morgens stand uns eine primitive Waschanlage zur Verfügung, und es gab schon wieder ein viertel Weißbrot. Wir konnten es kaum glauben, aber auch mittags erhielten wir wieder ein viertel Weißbrot. Es war wie im Paradies.

Bei Nacht und Nebel ins Nazilager

Wir wurden danach quer durch England transportiert und erreichten schließlich das Lager **Bury bei Manchester**, wo etwa 5000 Mann in einem Fabrikgebäude untergebracht

waren. Dort gab es drei Mahlzeiten pro Tag, und an Weihnachten 1944 erhielten wir das so genannte "Führerpfund", eine Spende der deutschen Regierung, die uns auf einem Lagerkonto gutgeschrieben wurde. Für 6 Zigaretten erwarb ich einen halben Bleistift (eine Mahlzeit kostete 3 Zigaretten) und schrieb erstmals auf abgelösten Papieraufklebern von Milchkannen und auf Toilettenpapier Briefe nach Hause. In Bury befanden sich 800 Mann Marine und 2000 Mann Heer, der Rest gehörte zur Luftwaffe, den Fallschirmjägern, dem Reichsarbeitsdienst und der Organisation Todt (OT). Wir bildeten verschiedene Fußball-Lagermannschaften, jeweils eine für Marine, Heer, Fallschirmjäger und Luftwaffe, und trugen eine Lagermeisterschaft aus. Ich spielte für die 1. Mannschaft der Marine, und wir gewannen die Lagermeisterschaft. Außerdem spielte ich in der 2. Feldhandballmannschaft der Marine. Unsere 1. Feldhandballmannschaft galt als unschlagbar und gewann auch die Lagermeisterschaft.

Die deutsche Lagerverwaltung in Bury lag fest in Händen der Luftwaffe. Die Hintergründe dessen, was nun geschah, erfuhr ich erst später. Es hatte sich eine Rivalität zwischen der Luftwaffe und der Marine entwickelt, und die Marine plante, wegen Unzufriedenheit gegen die Lagerleitung durch die Luftwaffe zu meutern und sie abzusetzen. Die Briten erhielten von der Aktion Wind. Eines morgens um 6 Uhr wurden wir aus dem Schlaf gerissen. Es wurden die Namen von 50 Marineangehörigen verlesen. Dabei handelte es sich um die Namen aller Oberbootsmänner, Bootsmänner und Steuermänner und die der Angehörigen der 1. Fußballmannschaft und der 1. Feldhandballmannschaft. Da ich zur Fußballmannschaft gehörte, war auch mein Name dabei. Wir mussten antreten und wurden auf der Stelle und ohne weitere Erklärungen in einer Nacht-und-Nebel-Aktion nach **Cardigan in Wales** verfrachtet.

Dort wurden wir in ein so genanntes C-plus-Lager gesteckt, ein Lager für verbohrte Nazis und für Leute, die als Störenfriede aus anderen Lagern abgeschoben worden waren. Es herrschte eine verschärfte Bewachung und gab keine bewachte Ausgangsmöglichkeit. Das Essen war allerdings nach wie vor gut. Das Lager war auf dem Gelände einer Pferderennbahn untergebracht, und ich landete in dem Teil, der in den Ställen einquartiert war. Die Einstufung in die Kategorie C-plus hat dann verhindert, dass ich nach Kriegsende schnell entlassen wurde und hat mich schließlich zum Spätheimkehrer gemacht. Zwei Tage nachdem ich in Cardigan eingetroffen war, spielte sich zu meiner Verwunderung folgendes ab. Morgens am 20. April 1945, dem Geburtstag Adolf Hitlers, entdeckte ich, dass auf dem Rasen ein Hakenkreuz ausgestochen war, eine Aktion, die heimlich nachts durchgeführt worden war. In der Abenddämmerung dieses Tages marschierten dann plötzlich die Lagerinsassen in Reih und Glied, mit Fackeln ausgerüstet, zu dem Platz mit dem Hakenkreuz, traten dort an und sangen im Rahmen einer Feierstunde das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied. Die Wachen reagierten angesichts dieser provokativen politischen Demonstration sehr wütend, konnten aber nichts dagegen tun. Die Fackeln waren heimlich aus Teerpappe und Schuhfett hergestellt worden. Als kurz darauf, am 08. Mai 1945, die Briten in Jubel ausbrachen, weil Deutschland kapituliert hatte, wollten wir nicht glauben, dass der Krieg zu Ende war. Einige verkrochen sich auf ihrem Bett unter der Decke und weinten. Um ihren Sieg angemessen feiern zu können, wollten die Briten von uns Fackeln angefertigt bekommen, was wir aber verweigerten.

Späte Heimkehr

Das Lager Cardigan änderte schon bald seinen Charakter. Bei einem Verhör gab ich wahrheitsgemäß an, ich wüsste nicht, warum ich in diesem C-plus-Lager gelandet sei und wurde danach in eine andere Kategorie eingestuft. Die immer noch verbohrten Nazis wurden in andere Lager verlegt. Neue Gefangene wurden aus Belgien antransportiert, darunter auch Otmar Walter, der spätere deutsche Fußball-Nationalspieler. Unsere Fußballmannschaft gewann zwei der drei Spiele gegen die "Belgier". Otmar Walter organisierte danach einen regelmäßigen Trainingsbetrieb in der Pferderennbahn. Wir bildeten 4 Mannschaften, und ich spielte zusammen mit ihm in einer Mannschaft, wo ich Rechtsaußen war. Gemeinsam wurden wir Lagermeister. Arbeitsmäßig wurde ich als Heizer und Hilfskoch in der Küche eingesetzt.



Martin Schmidt (hinten, 2. v. r.), Fußballmannschaft Lager Cardigan (Wales)

Einmal war ich auch bei Entladearbeiten im Hafen von Cardiff dabei. Das war ein heißes Pflaster für uns, weil einige Leute mit Steinen nach uns warfen. Im August 1945 gehörte ich zu einem aus 20 Mann bestehenden Arbeitskommando, das für einen Sägewerksbesitzer in Bucknell arbeiten musste. Wir waren mit Rodungen im Wald, mit dem Fang von Kaninchen und dem Ausschlichten eines amerikanischen Autofriedhofs beschäftigt. Fahrzeuge, die wieder fahrtauglich gemacht werden konnten, reparierten, entrosteten und lackierten wir. Manchmal fanden wir in den Autos komplette Erste-Hilfe-Ausrüstungen. Die nahmen wir an uns und verwendeten sie für unseren Fußballbetrieb im Falle von Verletzungen. Einmal entdeckten wir unter dem Sitz eines Räumfahrzeuges eine Maschinenpistole. Wir verschachtelten sie an einen britischen Staff Sergeant.

Als die Rennbahn für den Pferdesport gebraucht wurde, wurde unser Lager aufgelöst. Nach Hause geschickt wurde ich aber nicht, sondern ins Lager 175, nach **Flaxley Green** bei **Rugely** in Staffordshire. Dort waren in einem Entlassungs- und Durchgangslager etwa 5000 Mann untergebracht. Zuerst gehörte ich zum Kohlenkommando, das für Kohlennachschub zu sorgen hatte, wurde dann aber dem Büro des Intelligence Office zugeteilt, wo wir die gesamten Lagerakten verwalteten und auch Entlassungspapiere ausstellten. Der Arbeitsanfall war so stark, dass wir teilweise auch nachts im Einsatz waren. Bezahlt wurden wir mit Lagergeld, das Essen erhielt das Büropersonal aus der Offiziersmesse. Für meine Zeit im dortigen Büro vom 13. März bis 16. Dezember 1947 stellte mir der Lagerkommandant, Lieutenant Colonel Saunders, ein positives Arbeitszeugnis aus, das ich heute noch besitze. Auch in Rugely spielte ich in der Lagermannschaft. Ich engagierte mich außerdem in dem Theaterensemble, das wir im Lager gebildet hatten, und trat in einem Stück als Ballettmädchen auf. Als Rugely aufgelöst wurde, weil kein Bedarf mehr vorhanden war, war ich immer noch Gefangener. Ich hatte zwar die Entlassungspapiere von anderen ausstellen dürfen, nicht jedoch meine eigenen. Ich landete danach im kleineren Entlassungslager 85 (150 Mann), anschließend in verschiedenen anderen Lagern, wo ich bei Bauern arbeiten musste. Erst im April 1948 konnte ich endlich als Spätheimkehrer nach Hause fahren. Von Harwich aus wurden wir nach Rotterdam verschifft. Von dort erreichte ich über das Munsterlager in der Lüneburger Heide und Bretzenheim bei Mainz am 29. April 1948 nach fast 4 Jahren Gefangenschaft um Mitternacht mit der Ostertalbahn wieder die Heimat. Kardinal Frings hatte anlässlich eines Besuchs in Großbritannien auch die Lager der deutschen Gefangenen besichtigt und danach geäußert. "Sie sitzen im goldenen Käfig." Ich war froh, diesem Käfig entronnen zu sein. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Februar 2002

Unspektakuläre Kriegszeit

Emil Dauenhauer

Auf einer Signalstation in Dänemark

* 1926, Münchweiler, wohnhaft Niederkirchen



Emil Dauenhauer

Nach Ableistung eines Wehrrertüchtigungslagers der Marine in Wiltingen bei Saarburg war ich von Januar 1944 bis März 1944 zum RAD-Lager **Bremen-Rapplingshausen** eingezogen. Unsere Tätigkeit dort bestand in Exerzierübungen mit dem Spaten, eine Ausbildung an Waffen oder gar ein Arbeitseinsatz erfolgten nicht. Ich war dort der Einzige aus unserer Gegend, der diese relativ sinnlose Zeit in Bremen verbringen musste. Nach meiner Rückkehr meldete ich mich freiwillig zur Marine, weil ich auf keinen Fall zur Infanterie wollte. Ich wurde zur 2. Admiralität der Ostsee einberufen, eingekleidet und von April bis Juni 1944 nach **Aarhus in Dänemark** zur infanteristischen Grundausbildung geschickt. Danach folgten 4 Monate (bis September 1944) auf der Signalschule der Marine in **Waren-Müritz bei Berlin**, wo wir im Signalgeben mittels Flaggen, Morse und Scheinwerfer ausgebildet wurden. Dort kamen mir meine zuvor schon im Wehrrertüchtigungslager erworbenen Signalkenntnisse zu gute. An einen Einsatz auf einem Schiff war nicht zu denken, da

die deutsche Kriegsmarine damals schon nahezu dezimiert war. So landete ich an der Nordküste Dänemarks in **Hirtshals** auf einer Signalstelle, wo wir die Schiffe in der Nähe mit Informationen versorgen mussten (z. B. mit der Wettervorhersage). Das Kriegsende am 8. Mai 1945 erlebten wir recht unspektakulär und ohne mit Kampfhandlungen in Berührung gekommen zu sein.

Auch jetzt ging es uns im Vergleich zu Kameraden in anderen Gegenden hervorragend. Wir formierten uns und marschierten nach **Heide in Holstein**, wo uns die Briten übernahmen und in Scheunen auf Bauernhöfen internierten. Die Verpflegung war weiterhin ausgezeichnet, wir merkten keinen Unterschied zu der Zeit zuvor. Auch mussten wir keine Arbeitseinsätze ableisten und waren damit beschäftigt, die Zeit totzuschlagen. Kontakte in die Heimat gab es allerdings keine. Ich hatte erfahren, dass vorläufig keine Entlassungen in die französische Zone erfolgen würden. Deshalb gab ich als Heimatadresse die Adresse von Bekannten in Bremerhaven in der britischen Zone an. Dorthin wurde ich auch entlassen und fuhr danach unbehelligt mit dem Zug nach Hause nach Niederkirchen, wo ich am 7. September 1945 nach einer für mich relativ unspektakulären Kriegszeit eintraf. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Dez. 2002

Britische Internierung

Die Briten ließen gegen Ende des Krieges die militärische Infrastruktur der Deutschen intakt und wiesen den deutschen Verbänden lediglich Verfügungsräume zu, da sie sich personell nicht in der Lage sahen, binnen kurzem derart große Menschenmassen zu kontrollieren, zu entwaffnen, zu bewachen und zu versorgen.

In Norddeutschland schufen sie vier solcher Verfügungsräume, innerhalb derer sich die Gefangenen frei bewegen durften. Die Soldaten wurden mit den wenigen Vorräten der Briten und noch vorhandenen Wehrmachtbeständen gut versorgt und erhielten auch eine großzügige medizinische Betreuung.

In die Ardennenoffensive geworfen

Tag und Nacht im Schützengraben

Erwin Müller

* 1927, Marth (Schuhwennels)
wohnhaft Leitersweiler

Ohne Atempause ging es weiter

Im Anschluss an ein Landjahr bei Familie Schenkel in Marth begann ich 1943 eine Lehre auf dem Neunkircher Eisenwerk. Sie wurde im April 1944 durch den Einzug zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach **Hüttersdorf bei Lebach** beendet. In Hüttersdorf waren etwa 100 RAD-Männer stationiert. Mit dabei waren auch Arthur Müller, Eugen Cullmann und Günter Gelzleicher aus Hoof sowie Herbert Müller aus Niederkirchen (der spätere Niederkircher Ortsvorsteher). Einen Spaten sahen wir dort kaum, vielmehr wurden wir an Waffen militärisch gedrillt. Bei den Ausbildern handelte es sich um Soldaten mit Fronterfahrung, die durch Verwundungen körperlich so behindert waren, dass für sie ein aktiver Einsatz nicht mehr in Frage kam.

Danach wurde unsere gesamte RAD-Einheit auf den Flugplatz in **Metz** verlegt, wo ein Jagdgeschwader stationiert war. Ebenfalls dort stationiert war damals eine RAD-Einheit von der Rhön. Die Jagdmaschinen standen, wenn sie nicht im Einsatz waren, in Waldschneisen in der Umgebung unter Tarnnetzen. Das fliegende Personal wohnte in Baracken, die in den Boden hinein gebaut waren, so dass ihnen der Luftdruck von Bombenabwürfen nichts anhaben konnte. Metz und der Flugplatz wurden ständig von alliierten Fliegern angegriffen, hauptsächlich durch die Amerikaner bei Tage. Dann eilten wir schnell in die Luftschutzbunker, die in dem unterirdischen Fort angelegt worden waren. Danach begann unsere Arbeit. Wir mussten die Bombentrichter mittels Schaufel mit Sand füllen, und eine andere Einheit walzte die Fläche wieder platt. Eine solche Reparaturaktion konnte je nach Schwere der Schäden Stunden oder Tage dauern. Eine weitere Aufgabe mussten wir danach in Monténach an der Mosel übernehmen, wo wir Schützengräben anlegten. Dabei wurden durch amerikanischen Artilleriebeschuss erstmals drei Kameraden verwundet.

Als im November 1944 die Entlassung aus dem RAD anstand, wurden wir per Zug über **Waldrach** ins Rhöngebirge transportiert, wo dann die Entlassung stattfand. Zu Hause wartete schon ein Stellungsbefehl, der besagte, ich müsse in Koblenz bei der 80. Infanterie-Division einrücken. Das war aber zu dem angegebenen Termin unmöglich, weil er bei meinem Eintreffen zu Hause bereits verstrichen war. So kam ich also erst mit 2 Tagen Verzögerung in Koblenz an. Das war mein Glück, denn die Stadt hatte just an jenem Einberufungstag einen Großangriff durch die alliierte Luftflotte erlebt, durch den auch die Kasernen schwer beschädigt worden waren. Unsere Einheit wurde nach der Einkleidung auf die Orte Auberg und Immendorf verteilt. Ausgebildet wurden wir hauptsächlich an Maschinengewehren.

Nach der Vereidigung wurde uns keine Atempause gegönnt. Wir wurden am 16. Dezember 1944 sofort in der Eifel in die **Ardennenoffensive** geworfen. Eigene Fahrzeuge hatten wir nicht. Wir mussten, ausgerüstet mit MGs und Panzerfäusten, Tag und Nacht in Schützengräben liegen. Ständig lagen wir dabei unter Artillerie- und Jagdbomberbeschuss. Zum Glück handelte es sich bei unseren Offizieren um erfahrene Leute, sonst wäre es schlimm um uns "Grünschnäbel" bestellt gewesen. Nach 14 Tagen wurden wir abgelöst und mussten uns per Nachtmärsche nach Waldrach an der Ruwer begeben. Dort erfolgte noch einmal eine weitere Ausbildung, und Anfang 1945 ging es ab in den Einsatz in die Gegend von **Prüm**. Ich erinnere mich an einen Tag, an dem wir auf Grund des amerikanischen Artilleriebeschusses mehrere Tote und 25 Verwundete zu beklagen hatten.

Wir tranken aus Wasserpfützen

Schließlich wurden wir am 24. Februar 1945 nachts am Wolsfelder Berg bei Prüm durch amerikanische Truppen überrannt. Es handelte sich um Frontsoldaten die sich durch ein rohes Benehmen auszeichneten. Wie Vieh wurden wir zusammen und vorwärts getrieben. Ständig wurden wir gefilzt, was durch die fast schon krankhafte Angst der Amerikaner bedingt war, wir könnten eventuell noch etwas bei uns tragen, das als Waffe gegen sie verwendet werden könnte. Tagelange Fußmärsche ohne Versorgung führten uns nach Luxemburg, wo wir auf LKW verladen wurden. Ich durchlief danach verschiedene Stationen: Nancy, Pont-à-Mousson, Flugplatz Toul. Nach den ersten Tagen gab es auch etwas zu essen, Zwieback oder kalte Kartoffeln. Insbesondere letztere führten zu Durchfall. Trinken mussten wir unterwegs aus Wasserpfützen. Wer es nicht selbst erlebt hat, kann sich keine Vorstellung von der Behandlung, die wir erfuhren, machen. Hoffentlich geschieht so etwas in Zukunft in Europa nie wieder. (Leider werden Gefangene sonstwo in der Welt heute genauso schlimm behandelt.) Vorläufige Endstation war ein großes, etwa 250.000 Männer umfassendes Lager bei **Artichy** in Frankreich. Dort lagen wir auf der blanken Erde, ohne Decken, unter "Zeltplanen", die aus Rollfelddraht und Asphalt hergestellt worden waren.

Auch mein eigener Vater war in diesem Großlager, aber ohne dass ich dies wusste. Unsere Kleidung wurde mit weißer Ölfarbe mit den Buchstaben PW (Prisoner of War = Kriegsgefangener) bepinselt. Artichy war in verschiedene Unterabteilungen gegliedert. Ich befand mich zusammen mit 18.000 anderen jungen Leuten in der Jugendabteilung. Dort wurden wir einer Schulung in Demokratie unterzogen. Angesichts der Tatsache, dass es den Referenten im Vergleich zu uns recht gut ging und wir mit dem nackten Überleben beschäftigt waren, stießen die Ausführungen nur auf wenig Resonanz.

Etwas bessere Zeiten brachen an, als ich Anfang 1946 in ein neues Lager im **Pariser Stadtteil St. Denis** in eine Arbeitskompanie verlegt wurde. Wir mussten dort für das 24. US-Panzerkorps arbeiten und waren mit Fahrzeugreparatur und Fahrzeugbe- und -entladung beschäftigt. Hauptsächlich befassten wir uns mit Treibstofftransport. Wohnen durften wir in Paris erstmals in festen Baracken, die zum Schutz mit Zeltplanen überspannt waren. Auch das Essen war deutlich besser. Wir bekamen endlich auch vernünftige Kleidung (Arbeitskleidung) zugeteilt. Alle 10 Tage gewährte man uns einen freien Tag zum Ausruhen. Wenig erfreulich war stets die Reaktion der französischen Zivilisten. Wenn sie uns sahen, beschimpften sie uns wüst und deuteten an, sie wollten uns die Kehlen durchschneiden. Danach wurde ich in ein Lazarett in **Clichy** verlegt, das nach dem Ersten Weltkrieg von den Franzosen mit Hilfe deutscher Reparationszahlungen erbaut worden war. Dort gehörte ich zur Putzkolonie. Eines Tages zog ich mir durch Hantieren mit kaustischer Soda, einem Reinigungsmittel (Mischung aus Ätznatron und Kalk), an Armen und Händen schwere Verätzungen zu und musste in ein Lagerlazarett eingeliefert werden. Mit einem Lazarettzug, der auch durch Neunkirchen fuhr, wurde ich Ende Mai 1946 in ein US-Lazarett nach Göppingen verlegt, das durch deutsche Ärzte geführt wurde. Im September 1946 wurde ich von dort aus als krank nach Hause entlassen mit der Berechtigung auf freie Behandlung für ein halbes Jahr. Noch heute habe ich bisweilen Probleme mit Armen und Händen, die von der Verletzung in der Gefangenschaft herrühren.



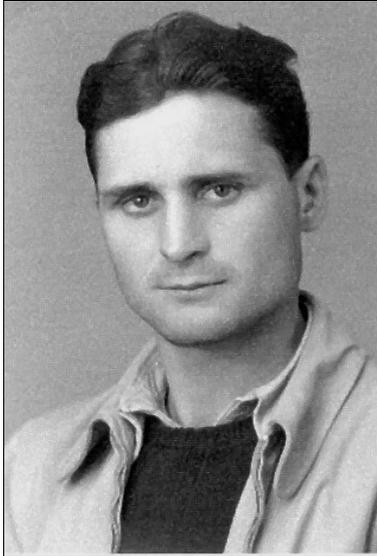
Erwin Müller, Paris-St. Denis

Bei Hitlerjugend und Volkssturm

Ein Stellungsbefehl jagte den anderen

Heinz Müller

* 1928, Osterbrücken



Heinz Müller

Mit Karabiner Wache geschoben

Meinen ersten Stellungsbefehl – etliche andere sollten noch folgen – erhielt ich am 27. August 1944 im Alter von 16 Jahren vom HJ-Bann Kusel. Ich musste in ein Wehrrtütigungslager in **Hagenbach in der Pfalz** (am Rhein, bei Karlsruhe) einrücken, das sich in einem ehemaligen RAD-Lager befand. Dort waren 14 Tage militärischer Drill geplant. Doch es kam alles anders. Nach einer Woche wurden wir mit holländischen Gewehren ausgerüstet, mussten bis Landau marschieren und wurden zusammen mit den Insassen verschiedener anderer Wehrrtütigungslager in der Umgebung, zusammen etwa 1000 Jugendliche, in einen Sonderzug gesteckt, der uns nach Dudweiler bei Saarbrücken brachte. Danach mussten wir zu Fuß nach **St. Avold in Lothringen** laufen, um dort Schützengräben auszuheben. Untergebracht waren wir in einer alten Schule. Die ausschließlich kalte Verpflegung war schlecht. Einige von uns bedienten sich daher an den auf den Obstbäumen reichlich hängenden, teilweise unreifen Äpfeln und wurden danach prompt

mit Durchfall bestraft. Wir schafften es innerhalb einer Woche, einen Graben von 4 km Länge auszuheben. Einmal gerieten wir in einen Angriff amerikanischer Lightning-Jäger hinein. Unsere Flak nahm sie unter Beschuss, und, als sie abdrehten, krochen wir aus unseren Gräben heraus. Doch da feuerten die Maschinen vom Heck aus auf uns. Vier von uns kamen dabei ums Leben.

Dann wurden wir nach **Gersweiler bei Saarbrücken** versetzt. Davon, dass das Wehrrtütigungslager eigentlich nur zwei Wochen hätte dauern sollen, war jetzt keine Rede mehr. In Gersweiler lagen wir in der dortigen Waldschule. Um 5 Uhr morgens hieß es aufstehen und frühstücken, dann erfolgte der Abmarsch nach Burbach. Dort, im Umfeld des Westwalls, mussten wir in der Nähe des Ausbesserungswerkes der Bahn einen 4 m tiefen und 6 m breiten Panzergraben ausheben. Mittags ging zurück ins Quartier zum militärischen Drill. Wir wurden auch zu Wachdiensten herangezogen. Einmal waren wir zwei Wochen lang damit beschäftigt, bei Tag und bei Nacht, mit Karabinern ausgerüstet und als Doppelposten, italienische Zwangsarbeiter zu bewachen, die das Lager der Deutschen Arbeitsfront (DAF) in **Forbach** abbauten, umluden und nach Ramstein verlegten. Auch ein Treibstofflager in Gersweiler stand zeitweise auf unserem Wachprogramm. In der Nacht vom 4. auf den 5. Oktober 1944 erlebten wir den schweren Nachtangriff der britischen Luftwaffe auf Saarbrücken hautnah mit. Bei der ersten Welle saßen wir noch in einem Bunker. Wir meinten nun, alles sei vorüber und begaben uns zurück in die Waldschule. Doch eine halbe Stunde später kam schon die zweite Welle. Diesmal saßen wir im Keller des Schulhauses und zitterten und jammerten vor Angst. Als draußen alles vorbei war, ging es für uns erst richtig los. Wir mussten zunächst mehrere Dachstuhlbrände in Gersweiler löschen. Dann marschierten wir mitten in der Nacht ab nach **Saarbrücken**, um dort Leute zu evakuieren. Die Stadt war in einem schlimmen Zustand. Auf den Straßen lagen überall Glassplitter, die Häuser standen in Flammen oder waren nur noch ein Trümmerhaufen. [Anm.: Der Angriff forderte 344 Todesopfer.]

Pickel und Panzerfaust

Mein nächster Stellungsbefehl führte mich, inzwischen war es bereits Ende November 1944, nach **Börrstadt am Donnersberg** zum Reichsarbeitsdienst (RAD), wo ca. 400 Mann stationiert waren. Eines Abends, während ich mit anderen aus der Kuseler Gegend Wache schieben musste, entschieden wir uns, das Weite zu suchen. Es war mir bewusst, dass wir noch nicht auf den "Führer" vereidigt worden waren und dass deswegen eventuelle Strafen nicht so schlimm ausfallen würden, und so konnte ich die anderen etwas beruhigen. Wir liefen bis Langmeil zum Bahnhof und gelangten mit dem Zug über Kaiserslautern und Homburg nach Neunkirchen. Von dort aus fuhren wir weiter, mit der Nachtschicht der Ostertalbahn, und um 7.50 Uhr am nächsten Morgen war ich zu Hause in Osterbrücken. Am darauf folgenden Tag stand schon ein Polizist aus Niederkirchen an der Tür, holte mich ab und führte mich zu meinem nächsten Einsatzort. Eine Bestrafung wegen meiner Flucht aus dem RAD-Lager erfolgte zum Glück nicht. Ich landete in Werschweiler beim HJ-Bann Pirmasens, der im Himmelwald bei **Dörrenbach, Werschweiler und Niederlinxweiler**, ausgerüstet mit Spaten, Pickel und Schaufeln, Schanzarbeiten verrichten musste. Mit dabei waren auch Willi Müller und Kurt Maurer aus Osterbrücken und andere Ostertäler aus meinem Alter, z. B. Otto Müller aus Hoof. Inzwischen war es Winter geworden. Der Boden war hart gefroren, und das Schanzens war eine elende Plackerei, bei der es kein Fortkommen zu geben schien. Als Übernachtungsquartier wurde uns der Tanzsaal der Wirtschaft Stoll in Dörrenbach zugewiesen. Dort war es so kalt, dass einige Pirmasenser einfach Holz aus dem Fußboden herausrissen und mitten im Saal ein Feuer anmachten. Uns Osterbrückern reichte diese eine Nacht in Dörrenbach. Danach liehen wir uns in Osterbrücken bei einem Unteroffizier einer einquartierten Flakeinheit Fahrräder aus und radelten jeden Tag von zu Hause zur "Arbeit" und zurück.

Nun folgte der nächste Stellungsbefehl, und zwar nach **Lauterecken** in ein Volksturm-lager, das von einem älteren Polizisten geleitet wurde. Wir waren mit 25 16-Jährigen in einem ehemaligen Steinbrucharbeiterhaus in einem Steinbruch einquartiert. Dort übten wir eine Woche lang Scharfschießen mit Panzerfäusten, Panzerschrecken ("Ofenrohren") und Handgranaten. Nach dem Ende dieser Ausbildung fuhren wir per Anhalter nach Kusel und von dort mit dem Zug nach Hause. Dort wurde ich schon wieder zum Schanzens in den Himmelwald einberufen, erhielt aber über Weihnachten eine Woche lang Urlaub.

Der Volkssturm



Am 25. September 1944 befahl Hitler die Bildung des Volkssturms, um alle bisher noch nicht kämpfenden waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren für die Verteidigung des "Heimatbodens" und für den deutschen "Endsieg" aufzubieten. Er war vor allem für Bau- und Schanzarbeiten, Sicherungsaufgaben sowie zur Verteidigung von Ortschaften – meist in unmittelbarer Heimatgegend – vorgesehen. Die Angehörigen, Hitlerjungen und ältere Männer, waren nur notdürftig bewaffnet und schlecht ausgebildet und zogen in einen ungleichen Kampf gegen einen überlegenen Gegner. Der militärische Wert der Volkssturmvverbände war gering.

Während des Weihnachtsurlaubes erreichte mich der nächste Stellungsbefehl. Diesmal sollte es wieder, zusammen mit Otto Müller aus Hoof, in ein Wehrrtüchtigungslager gehen, und zwar nach **Otterberg in der Pfalz**. Anscheinend wusste beim HJ-Bann Kusel die rechte Hand nicht, was die linke tat, denn die Wehrrtüchtigungszeit hatte ich ja schon, sogar in einer stark verlängerten Form, in Hagenbach, St. Avold und Gersweiler abgeleistet, außerdem war ich auch schon kurz beim RAD gewesen. Eigentlich hätten wir am 29. Dezember 1944 in Otterberg sein sollen, doch ich bestand darauf, die Sache etwas langsamer anzugehen. So machten wir uns erst am 30. Dezember 1944 auf den Weg, ausgerüstet mit einem Rucksack und einem Koffer mit persönlichen Gegenständen. Mit dem Zug fuhren wir über Kusel nach Kaiserslautern. Von dort marschierten wir schließlich über Siegelbach Richtung Otterberg. Da berichteten uns Leute, das Lager sei durch Jagdbomber dem Erdboden gleich gemacht worden und existiere nicht mehr. Ein Glück, dass wir unseren Abmarsch verzögert hatten! Wir gingen aber weiter und erreichten gegen Mittag Otterberg. Dort begegnete uns Oberfeldwebel Schloss, den wir von Hagenbach und Gersweiler her kannten, und er schickte uns umgehend nach Hause zurück.

Wir erkundigten uns bei ihm noch nach dem Weg, und ab ging's zurück, und zwar zu Fuß, Richtung Otterbach. Da griffen auch schon amerikanische Bomber Kaiserslautern an. Wir sahen ihre Rauchmarkierungen, liefen noch 100 Meter und sprangen in einen Hohlweg. Dann krachte es überall um uns herum. Zwischen den einzelnen Wellen liefen wir immer wieder ein Stück weiter. Bei der dritten Welle waren wir schon in Otterbach, wo es deutlich weniger gefährlich war. [Anm.: Bei diesem Angriff warfen über 200 B-17-Bomber mehr als 600 Tonnen Bomben auf Kaiserslautern.] In Altenglan erreichten wir einen Zug und fuhren bis Kusel. Dort mussten wir nachts warten, bis morgens die Frühschicht Richtung Ostertal fuhr.

Ich blieb einfach zu Hause

Bald kam erneut ein Stellungsbefehl vom HJ-Bann Kusel, diesmal nach **Schönenberg-Kübelberg** zum Schanzeinsatz. "Das darf doch nicht wahr sein, schon wieder!", dachte ich. Also, auf nach Schönenberg-Kübelberg, diesmal zusammen mit Otto Müller aus Hoof und Kurt Maurer aus Osterbrücken. Wir marschierten über den Königreicher Hof und Dittweiler zu unserem neuen Einsatzort, wo uns ein Zimmer bei einem Bauern angewiesen wurde. Wir mussten uns zu Dritt ein Bett teilen, Brennholz mussten wir uns zuerst einmal selbst hauen und beschaffen. Die Zentralküche für die dortigen Schanzarbeiter war in der Nähe des Schulhauses, und es dauerte etwa 2 Stunden, bis man bei der Essensausgabe dran war. Am nächsten Tag marschierten wir ab Richtung Bruchmühlbach und Waldmohr. Der Boden war, wie schon im Himmelwald, knüppelhart gefroren, und pro Mann kamen wir nur etwa 1 bis 2 Meter weit, wobei der Graben nur 20 cm tief war. Mir gefiel weder die Essensprozedur noch die wenig sinnvolle Arbeit dort. Nach unserem ersten Einsatztag entschlossen wir uns auf meinen Vorschlag hin, am nächsten Morgen abzuhausen. Das war das zweite Mal, dass ich aus einem Lager weglief. Als wir die Sehr erreichten, war gerade der Niederkircher Ortsgruppenleiter Karl Holzapfel mit drei pensionierten Bergleuten dabei, dort Munition abzuladen. Holzapfel wollte uns zur Rede stellen, doch wir gaben ihm zu verstehen, er solle uns in Ruhe lassen, sonst würden wir ihnen Prügel verpassen. Er gab tatsächlich klein bei. Zum Glück hatten weder unsere Entfernung vom Dienst noch unsere Forschheit dem Ortsgruppenleiter und seinen Helfern gegenüber Konsequenzen für uns.

Zu Hause ging es dann gleich weiter. Für eine Flakeinheit mussten wir als HJ-Angehörige auf dem Fonel und auf dem Krähling runde Löcher ausheben, die für Flakstellungen vorgesehen waren. So vergingen der Januar und der Februar. Am 16. März 1945, ich war inzwischen 17 Jahre alt, flatterte ein Stellungsbefehl nach Bensheim an der Bergstraße ins Haus, wo das Volkssturm-Bataillon "Westmark", das wir spöttisch "Hitlers Geheimwaffe" nannten, mit HJ-Angehörigen aufgefüllt werden sollte. Mein Vater drohte mir, mir die Beine zu brechen, wenn ich diesem Befehl gehorchen würde und vernichtete das Schreiben. Als ich

gerade von einem Scharfschießen aus dem Leimgraben zurückkam (die Osterbrücker Jugend hatte sich heimlich ein illegales Waffenlager zwecks Freizeitgestaltung angelegt), radelte Karl-Heinz Müller aus Hoof durch den Ort und wollte wissen, ob auch ich einen Stellungsbefehl bekommen hätte. „Fahr du schon mal vor, ich komme nach“, antwortete ich. Karl-Heinz ist tatsächlich noch eingerückt und geriet später in sowjetische Gefangenschaft. Ich aber hatte genug von Stellungsbefehlen und blieb einfach zu Hause. Drei Tage später, am 19. März 1945, besetzten die Amerikaner um die Mittagszeit Osterbrücken. Ich saß an jenem Tag im Keller von Verwandten. Dort befand sich auch ein deutscher Soldat, der zusammen mit Jakob Sutter, eine weiße Fahne in der Hand, den Amerikanern entgegen ging. Diese nahmen den Soldaten gefangen, Sutter setzten sie auf den ersten Panzer und fuhren mit ihm in den Ort ein. Die Besetzung verlief ohne Zwischenfälle. Danach nervten mich dann keine unwillkommenen Stellungsbefehle mehr. ■

Interview durch Klaus Zimmer, März 2002

Stellungsbefehle missachtet

Amerikaner standen schon vor der Tür

.....

Kurt König

* 1929, Marth. (Eckkeenischs)
wohnhaf Saal

Etwa Anfang 1945 bekam ich mit der Post noch einen Stellungsbefehl, möglicherweise zum Schanzeinsatz oder zum Volkssturm. Im Einvernehmen mit meinen Eltern – mein Vater war Kommunist – kam ich diesem aber nicht nach. Immer wenn sich ein „Offizieller“ unserem Haus näherte, setzte ich mich in den nahen Wald oder ins Gelände, um mich zu verstecken. Einmal kamen ein Gendarm und der Niederkircher NSDAP-Ortsgruppenleiter Karl Holzapfel an die Haustür und fragten nach mir. Meine Mutter sagte ihnen, ich sei nicht da. Danach gingen die beiden unverrichteter Dinge wieder weg.

Ludwig Müller

* 1929, Selchenbach

Noch zwei Tage vor der amerikanischen Besetzung des Ostertals, also am 17. März 1945, erhielt ich einen Stellungsbefehl. Der örtliche Polizeidiener Karl Lang brachte ihn bei uns vorbei. Zu dieser Zeit arbeitete ich als 16-Jähriger bei der Ostertalbahn auf der Rott. Schon mehrfach zuvor hatte ich einen Stellungsbefehl erhalten, aber die Bahn hatte mich jedesmal reklamiert, so dass ich nicht einzurücken brauchte.

Noch am 17. März fuhr ich mit dem Fahrrad zu meinen Jahrgangskollegen aus Osterbrücken. Gemeinsam berieten wir, was wir tun sollten. Die Amerikaner standen damals, jedenfalls wurde so erzählt, schon bei Türkismühle. Wir waren uns bald einig, auf keinen Fall den Befehlen nachzukommen. Zwei Tage später besetzten die Amerikaner schon unsere Heimatdörfer.

Aus Osterbrücken sollten damals zum Beispiel auch Herbert Weyrich und Erwin Schneider als 14-jährige HJ-Mitglieder eingezogen werden und mit dem Volkssturm über den Rhein marschieren. Sie hatten per Post den Befehl bekommen, sich an der Straßenkreuzung bei Bledesbach unter der Parole „Blitz“ einzufinden. Ihre Mütter verboten ihnen jedoch, diesem Befehl nachzukommen, und sie blieben zu Hause. ■

Zeitzeugenbefragung in Osterbrücken,

14.06.1995, durch Klaus Zimmer.

Mitteilung an Hans Kirsch, 03.02. u. 17.02.2002

Beim Sprengkommando auf der Scharmshöhe

Nach Osterbrücken zurückgekehrt

Herbert Schumacher

* 1924, Röbeln/Holstein

wohnhaft Osterbrücken (Beergarde)

Verdeckte Operationen

Während des Krieges wurde ich als Bordschütze im Kampfgeschwader "Hermann Göring" (KG 200) eingesetzt. Wir flogen in Maschinen des Typs Ju 52 und He 111 hauptsächlich Munitions-, Treibstoff- und Verwundeten-transporte von 14-täglich wechselnden Einsatzorten aus. Stationiert waren wir zum Beispiel in Berlin-Tempelhof, Hildesheim, Dieppe, Dünkirchen, Marseille, Nancy und München. Zu dem Kampfgeschwader gehörte auch eine Abteilung, die mit erbeuteten US-Feindbomben (B 17 und B 24) und deren Originalhoheitszeichen sich in einiger Entfernung als Nachzügler getarnt an die Bomberströme anhängte, um Aufklärungsfotos zu schießen oder über Feindesland Agenten abzusetzen. Die deutsche Flak war in diesen Fällen informiert und erkannte solche Spionagemaschinen an einem gelben Streifen am Heckleitwerk.

Unser Geschwader durfte sich besonderer feindlicher Aufmerksamkeit erfreuen und wurde selbst auch Opfer verdeckter Aktionen. In Nancy zum Beispiel kam zweimal pro Woche eine Me 110 geflogen, um angeblich Ersatzteile wie zum Beispiel Funkgeräte abzuholen und nach Warnemünde an der Ostsee zu transportieren. Die Besatzungsmitglieder trugen deutsche Uniformen und sprachen perfekt Deutsch. Eines Tages schöpfte ein Obergefreiter Verdacht, allerdings erst, als die Me 110 schon gestartet war. Per Funkspruch kontaktierten wir den Luftwaffenstützpunkt Warnemünde und erfuhren dort, dass nie eine solche Maschine von ihnen zu uns geschickt worden war. Das Flugzeug wurde daraufhin über der Nordsee auf seinem Weg nach England abgefangen und abgeschossen.

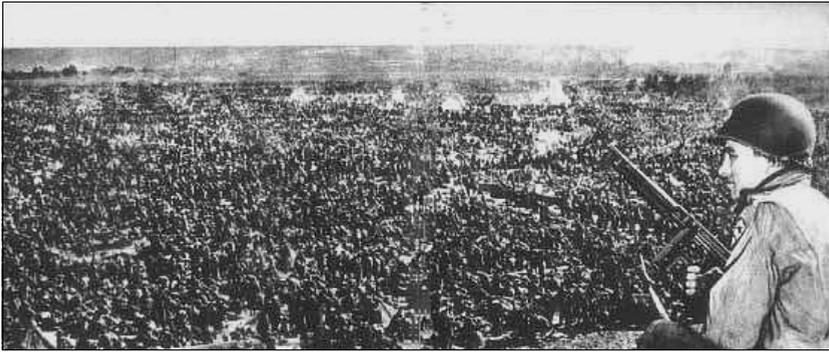
Als wir in Hildesheim lagen, erhielten wir im Herbst 1944 einen Einsatzbefehl, wonach wir bei Görlitz Fallschirmjäger absetzen sollten, die einer eingeschlossenen deutschen Panzereinheit zu Hilfe kommen sollten. Wir flogen also dorthin, sahen unter uns Panzer mit deutschen Hoheitszeichen und ließen die Fallschirmjäger hinausspringen. Von dieser angeblich deutschen Einheit wurden alle Abgesprungenen in der Luft erschossen, auch einige unserer Maschinen erwischte es, und sie stürzten ab. Unsere Besatzung hatte noch Glück, denn uns wurde nur die Steuerung zerschossen. Wir konnten allerdings nur noch geradeaus fliegen, Richtung Polen, und schafften dort die Landung. Wir waren kaum am Boden, als wir auch schon von Rotarmisten gefangen genommen wurden. Bei der angeblichen deutschen Einheit hatte es sich um übergelaufene Soldaten vom "Nationalkomitee Freies Deutschland" gehandelt.



Herbert Schumacher

Elendes Leben im Lager Bretzenheim

Ich landete in einem sowjetischen Gefangenenlager in **Radom in Polen** in einem abgeholzten Waldstück. Dort mussten wir im Januar 1945 im Wald Brennholz für das Lager einsammeln. Ein Kamerad aus Hamburg, der etwas Russisch sprechen konnte, verwickelte eines Tages unsere Bewacherin, ein so genanntes "Flintenweib", in eine Diskussion und entriss



Ein Lager in den Rheinwiesen

ihr in einem günstigen Augenblick die Waffe. Wir konnten mit zusammen 9 Mann entkommen und schafften es in Nachtmärschen innerhalb von 9 Tagen bis in die Gegend von **Dresden**. Dort trafen wir in einem Waldstück auf 4 Mann aus der Panzergrenadierdivision "Großdeutschland", die sich ebenfalls nach Westen durchschlagen wollten und die noch einen LKW und Gewehre dabei hatten. Mit voller Geschwindigkeit rasten wir dann mit dem LKW auf eine Sperre auf einer Brücke zu, wurden von sowjetischen Wachposten noch beschossen, konnten aber die Sperre unversehrt durchbrechen und auf die andere Seite der Brücke zu den Amerikanern gelangen. Die Amerikaner lachten nur über unseren Husarenstreich und stellten uns einen Passierschein aus, mit dem wir uns nach Hause durchschlagen sollten. Drei Tage benötigten wir, um **Bad Hersfeld** zu erreichen. Dort entdeckte uns der Pilot eines kleinen Aufklärungsflugzeuges von der Luft aus, meldete uns per Funk, und schon wurden wir durch einen amerikanischen Jeep geschnappt. Unsere Passierscheine nützten uns nichts, und wir wurden über **Montabaur** in das berühmte Gefangenlager **Bretzenheim bei Mainz** verfrachtet.

Dort vegetierte ich zusammen mit Tausenden anderen monatelang auf einer Anhöhe in einem ehemaligen Weinberg halbverhungert unter freiem Himmel in einem kleinen Erdloch dahin. Einmal gehörte ich zu einem Kommando, das in Bingerbrück am Bahnhof Schotter abladen sollte. Einem schwarzen amerikanischen Wachsoldaten gefiel meine Armbanduhr so gut, dass er andeutete, wenn er sie bekäme, würde er einmal kurz wegschauen. Ich gab sie ihm also, er drehte sich um, und wir suchten das Weite. Unsere Freiheit dauerte aber nicht lange, denn der Soldat überlegte es sich anders. Er kam uns mit Gewehr in der Hand nachgelaufen, stoppte uns und gab uns zu verstehen, er könne unmöglich ohne uns nach Bretzenheim zurückfahren. Er bekam allerdings auch so Scherereien. Denn als wir mit ihm zurück zum Bahnhof marschierten, hielt ein Jeep mit Militärpolizei an und wollte von unserem Bewacher wissen, was er an dieser Stelle mit seiner Gefangenengruppe eigentlich wollte. Seine Antwort befriedigte die Militärpolizisten nicht, und sie verprügelten ihn vor unseren Augen. Wir selbst wurden aufgeladen und im Nu wieder zurück nach Bretzenheim verfrachtet.

Im Lager herrschten schlimme Verhältnisse. Es gab Kameraden, die sogar die Ratten, die sich in den Latrinen tummelten, aßen. Kein Wunder, dass im Juni 1945 Typhus ausbrach. Eine Kommission des Schweizer Roten Kreuzes besichtigte das Lager und forderte die Amerikaner auf, es zu schließen. Das mussten sie dann, zumindest teilweise, auch tun, und wir wurden in LKWs in ein Sammellager nach **Wiesbaden** gebracht. [Anm.: Im Juli 1945 übernahmen die Franzosen das Lager Bretzenheim und führten es unter deutlich verbesserten Bedingungen weiter.]

Gefährliche Arbeit

Eines Tages im Herbst 1945 wurden wir von Soldaten, die Helme wie die britische Armee trugen, auf LKW aufgeladen, und wir dachten schon, wir kämen nach Hause. Aber weit

gefehlt. Es handelte sich um Franzosen, die uns Richtung Saarland verfrachteten, wo wir im **Gefangenenlager Freisen** landeten. Dort wohnten wir, zusammen 450 Mann, auf dem Gelände eines ehemaligen Lagers für sowjetische Zwangsarbeiter, auf dem Gelände der heutigen Firma Hörmann. Täglich mussten wir gefährliche Arbeit verrichten. Am **Bahnhof Grügelborn** waren wir mit dem Ausladen von Munition aller Art, zum Beispiel Panzerfäuste, Minen, Flakgranaten oder Bordwaffengeschosse, beschäftigt. Sie wurde von Nah und Fern per Zug angeliefert. Auf der **Scharmeshöhe** zwischen **Haupersweiler** und **Hoof** mussten wir große Trichter ausheben, die sich nach unten erweiterten und jeweils 100 Tonnen Munition dort hinein füllen, die anschließend gesprengt wurde. Der Westwall-Bunker auf der Scharmeshöhe, ein Befehlsbunker, wurde mit 20 Tonnen Munition vollgestopft, obenauf war eine Schicht von Panzerfäusten und Minen. Dann wurde das Ganze gezündet. Die Trümmer flogen 500 m hoch, und Brocken wurden teilweise bis nach Haupersweiler und Oberkirchen geschleudert. Von dem Bunker ist nur noch ein Loch übriggeblieben.

Die Franzosen erlaubten der Bevölkerung der umliegenden Orte, uns mit Mittagessen zu versorgen, das Frauen zubereiteten und zu unseren Arbeitsstätten brachten. Die hatten ein System vereinbart, wonach im Turnus immer ein anderer Ort zuständig war. Beteiligt waren die Dörfer Osterbrücken, Hoof, Haupersweiler, Oberkirchen und Freisen. Die Leute taten dies freiwillig und ohne jegliche Bezahlung. Dadurch war es uns auch möglich, Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung zu knüpfen. Freundschaften entstanden, und nach dem Krieg hat so mancher von uns eine Frau aus diesen Orten geheiratet, einschließlich ich selbst. Den Franzosen konnte es nie schnell genug gehen, und sie trieben uns bei unserer Arbeit ständig mit Gewehren mit aufgefplantem Bajonett, mit Knuffen und "Vite-Vite!"-Rufen an. (Der unbeliebte Lagerkommandant hatte auch schnell den Spitznamen Vite-Vite abbekommen.) Unfälle blieben dabei nicht aus. Einem Gefangenen, der Granatwerfermunition trug, fiel, während er wieder einmal angetrieben wurde, ein Pappkarton auf den Boden, wodurch ein auf dem Bahnsteig lagernder Munitionsstapel hochging. Die Bilanz war 15 Tote, darunter 2 Franzosen. Ein weiterer schwerer Unfall ereignete sich am 4. April 1946. Auf der Scharmeshöhe war gerade wieder einmal ein Trichter gefüllt und zur Sprengung vorbereitet worden, als ein Gefangener mit Stangenpulver spielte und es in Brand setzte. Das brennende Pulver geriet an die Zündung des Sprengloches, und es rumste gewaltig. Die Bilanz war diesmal 16 Tote, darunter wieder 2 Franzosen. Zwei Kameraden erlitten schwere Verbrennungen im Gesicht. Das Sprengkommando Freisen verlor während seiner Existenz zusammen 49 Mann, darin diejenigen eingeschlossen, die auf der Flucht erschossen wurden.

Einer der Franzosen, ein Adjutant, war sehr deutschfreundlich gesonnen. Einmal hatte er uns Gefangenen sogar ein Reh spendiert, das Frauen aus einem der Orte für uns zubereiteten. Dieser Adjutant hatte uns immer wieder in privaten Gesprächen geraten abzuhaufen, weil, so warnte er uns, wir sonst auch bei einem Unfall draufgehen würden. Nach dem Unglück vom 4. April 1946 reichte es uns tatsächlich. Zusammen mit 10 anderen Kameraden, die alle aus der britischen Zone stammten, schmiedete ich Fluchtpläne. Es gelang uns, mit einem Eisenbahner aus Freisen Kontakt aufzunehmen, der dafür sorgen wollte, dass auf dem Bahnhof in Lauteecken ein Güterzug bereitstehen würde, in dem wir uns verstecken konnten. Einen Tag nach dem Unglück, am 5. April 1946, gab einer unserer Kameraden vor, austreten zu müssen. Ein Wachposten begleitete ihn an einen abseits gelegenen Ort. Einer von uns folgte ihnen heimlich, überrumpelte den Franzosen von hinten, nahm ihm das Gewehr weg und zerschlug es an einem Stein. Meine spätere Frau erzählte mir, nachdem der Überrumpelte Alarm geschlagen habe, sei ein zweiter Wachposten herzugeeilt und habe aus lauter Wut auf den zum Austreten geführten Kameraden geschossen. Als Begründung sei später angegeben worden, dieser habe auch fliehen wollen, was aber nicht der Fall war. Der Mann wurde noch in ein Auto verfrachtet, starb aber auf dem Weg ins Marienkrankenhaus in St. Wendel und bezahlte so seine Hilfe für uns mit dem Leben.

Über Hoof und Osterbrücken geflohen

Erste Etappe unserer Flucht war **Hoof**. Wir rannten die Scharmeshöhe hinunter und durch die Bruchwiese in den Ort hinein und liefen zu den Leuten in verschiedene Häuser. Diese waren alle freundlich und gaben uns Zivilkleidung, die wir in aller Eile gegen die Gefangenkleidung austauschten. Vereinbarter Sammelplatz war in einer Hecke hinter dem Haus des Bauern Kratz (heute Vorstadtstr. 50, am Ortsausgang nach Marth). Einer von uns, der in die Bäckerei oberhalb der protestantischen Kirche geflohen war, schaffte es nicht mehr rechtzeitig, bevor die Franzosen im Ort eintrafen. Doch er bewahrte die Ruhe, schnappte sich die beiden Dackel des Bäckers und verließ, diese an einer Leine führend, als "Heemer" Einwohner getarnt das Haus. Er ging geradewegs auf einen französischen Jeep zu. Die Franzosen fragten ihn, ob er entlaufene Gefangene im Ort gesehen habe. Er bejahte dies mit dem Hinzufügen, sie seien Richtung Neumühle verschwunden. Die Franzosen fielen auf den Trick herein und fuhren Richtung Neumühle weg. Unser nächstes Ziel war **Osterbrücken**. Hooper Leute hatten uns geraten, abzuwarten, bis in Saal die Kinovorführung zu Ende sein würde. Wir befolgten diesen Rat, machten uns danach auf den Weg und liefen prompt einer französischen Streife in die Arme. Sie fragten nach unserem Woher und Wohin, und wir gaben an, wir seien aus Osterbrücken und kämen gerade von der Filmvorführung in Saal zurück. Damit waren sie zufrieden und ließen uns passieren. In Osterbrücken versteckten wir uns im Schuppen und im Stall der Wirtschaft Harth. Im Saal der Wirtschaft war gerade eine kommunistische Versammlung im Gange. Die Wirtsleute waren so freundlich, uns mit belegten Broten zu versorgen. Mit einem zweiten Kameraden zusammen schlich ich mich in Beergarde, ins Haus meiner späteren Frau. Dort wurden wir mit Landkarten ausgerüstet.

Als es dunkel geworden war, brachen wir auf, Richtung Selchenbach, und wollten uns nach Lauterecken zum Bahnhof durchschlagen. Straßen konnten wir nicht benutzen, denn die Franzosen hatten überall Sperren errichtet und waren in erhöhter Alarmbereitschaft, weil sie uns für gemeingefährlich hielten. Durch **Kusel** konnten wir also auch nicht hindurch und wollten es umgehen. Dabei herrschten in unserer Gruppe verschiedene Meinungen bezüglich der richtigen Richtung. Schließlich übernahm ein ehemaliger Panzersoldat, der angeblich die Sterne interpretieren konnte, die Führung. Im Morgengrauen entdeckten wir ein einzelnes Gehöft. Dort fragten wir, wo wir waren. Es war – der **Königreicher Hof!** Wir waren ab Kusel wieder zurück ins Ostertal marschiert, in die falsche Richtung! Der Verwalter des Hofes lud kurzerhand eine Fuhre Mist, spannte die Pferde an und drückte uns Mistgabeln in die Hand. Und so fuhr er bis hinter Konken, während wir, als Landarbeiter getarnt, hinterher liefen. Nun erreichten wir, nicht zuletzt auf Grund der Tipps des Verwalters, tatsächlich **Lauterecken**. Die Eisenbahner dort warteten immer noch auf uns, rüsteten uns mit Eisenbahnermützen und Werkzeugen aus (ich erhielt einen Hammer) und verteilten uns auf verschiedene Waggons und Bremserhäuschen des Güterzugs. In **Neuwied** war Endstation. Um in die britische Zone zu gelangen, mussten wir umsteigen. Auf dem Bahnhof wimmelte es nur so von Franzosen, die auf der Suche nach uns waren. Sie hatten inzwischen Soldaten des Freisener Wachpersonals, die uns kannten, auf verschiedene Verkehrsknotenpunkte an der Grenze zur britischen Zone verteilt, um uns besser aufspüren zu können. Und tatsächlich, einer dieser Franzosen erkannte uns und schrie "Prisonniers de guerre! Prisonniers de guerre!" Unter den Posten befand sich aber auch unser deutschfreundlicher Adjutant, der uns ebenso gesehen hatte und zu uns eilte. Mit der Bemerkung "Il est fou!" schob er uns schnell in einen Waggon hinein und gab dem Zugführer das Signal zur Abfahrt.

Der Capitaine grinste nur

So erreichten wir **Köln-Deutz** in der britischen Zone, wo wir uns auf dem Bahnhofsgelände in einen Warteraum begaben, der früher einmal als Luftschutzbunker verwendet worden war. Da kam auch schon die britische Militärpolizei und wollte unsere Pässe sehen.

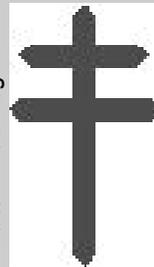
Einer von uns antwortete ihnen: "Nix Pässe, Gefangene!" Daraufhin wollten sie wissen, woher wir kamen. Das verrietten wir aber nicht, sondern sagten nur: "Von den Franzosen." – "Scheiß Franzosen!", entgegneten die Briten. Sie waren danach sehr hilfsbereit, loteten uns zu einem Zug Richtung Hamburg und gaben uns den Rat mit, unterwegs im Falle von Problemen ihre Kollegen zu fragen, die uns unbehelligt lassen würden. Deutsche Zivilisten sollten wir nicht fragen, denn das könne im Falle einer Meldung Scherereien geben. Sie rüsteten uns noch mit Corned-Beef-Konserven aus und verabschiedeten sich. Das Corned Beef bekam uns aber gar nicht gut, sondern verursachte bei allen von uns Durchfall, weil wir eine solche fettreiche Kost nicht mehr gewöhnt waren. Ich erreichte schließlich mein Heimatdorf **Fassendorf** bei Eutin in Holstein, und meldete mich beim Bürgermeisteramt an. Einige Tage danach holte mich ein britischer Jeep ab und steckte mich noch für 8 Tage in ein Lager. Danach erhielt ich offizielle Entlassungspapiere und wurde endgültig nach Hause geschickt. In der Folgezeit besuchte mich meine spätere Frau, Hedwig Weyrich aus Osterbrücken. Im September 1946 heirateten wir in **Niederkirchen** und wohnten danach in **Osterbrücken**. Irgendwie gewagt war das schon, denn das Freisener Lager existierte immer noch, und zwar bis Frühjahr 1947, und die Franzosen fahndeten immer noch nach mir. Mit meinen britischen Entlassungspapieren war ich jedoch einigermaßen beruhigt. Eines Tages begab ich mich nach Oberkirchen zum Arzt. Dort hatte ich während meiner Gefangenschaft öfter für den Chef der Kommandantur, einen Capitaine, Teppiche klopfen oder den Garten umgraben müssen. Als ich, in Gedanken versunken, in Oberkirchen an der Kommandantur vorbeiging, ohne, wie vorgeschrieben, die Fahne zu grüßen, kam ein Posten angesprungen, schrie mich an und schlug mir die Mütze vom Kopf. Auf einmal eilte der Capitaine hinzu, um zu sehen, was los war. Zunächst rügte er seinen Untergebenen wegen dessen rüdem Verhalten, erkannte mich dann, grinste nur und ließ mich gehen. ■

Interview durch Klaus Zimmer, 23.03.2002

Deutsche Gefangene in französischem Gewahrsam

In Frankreich war die Zahl der Fluchtversuche besonders hoch. Nach offiziellen Angaben versuchten 171.029 Kriegsgefangene zu fliehen wovon 89.522 wieder gefasst wurden. In Spanien hatte man Auffanglager eingerichtet und sie dann nach Deutschland gebracht. Flüchteten sie in die Schweiz, wurden sie von der Schweizer Regierung wieder an Frankreich ausgeliefert. Dort wurden sie dann mit 30 Tagen Arrest bestraft. Ähnliches geschah bei einem Aufgreifen in der französischen Besatzungszone in Deutschland. Außerdem brachte die Flucht den Gefangenen noch eine Verhandlung wegen Diebstahls ein, die nicht selten damit endete, dass der Kriegsgefangene für den Rest seiner Gefangenschaft kein Geld mehr erhielt. Vereinzelt kam es sogar zu Misshandlungen oder die Betroffenen wurden aus der Repatriierungsliste gestrichen. Auch die verbleibenden Gefangenen hatten unter einer Flucht zu leiden, denn sie wurden kollektiv bestraft.

Emblem der "freien"
französischen Armee im
Zweiten Weltkrieg



Besonderer Gefahr waren die 40.000 Deutschen ausgesetzt, die bei Minenräumkommandos eingesetzt wurden, obwohl dies nach internationalem Recht nicht zulässig war. Viele dieser Männer, die über keinerlei Erfahrung auf diesem Gebiet verfügten, wurden durch explodierende Minen verstümmelt oder getötet. Mancher ließ sich in der Hoffnung auf bessere Versorgung von der französischen Fremdenlegion anwerben und musste später in den Krieg nach Indochina oder Algerien ziehen.

Ostertaler Männer auf verschiedenen Kriegsschauplätzen

Von Afrika nach Amerika

Karl Becker

Flakkanonier bei der Luftwaffe

* 1913 Bubach (Beckerdaniels), wohnh. Osterbrücken

Es gab nichts zu schießen

Im Alter von 25 Jahren musste ich 1938 in **Essen-Grey** eine militärische Grundausbildung absolvieren. Danach war ich als Westwallarbeiter im Bereich Werschweiler/Dörrenbach beschäftigt. Am 22. August 1939, kurz vor dem Polenfeldzug, wurde ich zur schweren Flakabteilung 3./354 nach **Herborn bei Idar-Oberstein** eingezogen, wo ich als Richt- und Ladekanonier tätig war. Es handelte sich um eine Einheit der deutschen Luftwaffe, die mit 8,8-cm-Geschützen ausgerüstet war. Hinterher stellte sich heraus, dass wir eigentlich in meinem Heimatort Bubach auf dem Buberg die Flakstellungen hätten besetzen sollen und nur auf Grund einer Verwechslung im Hunsrück gelandet waren. Danach wurden wir mit unseren Geschützen in **Briedel** bei Traben-Trarbach an der Mosel zum Schutz der Brücke von Bullay stationiert. Nach einem anschließenden Kasernenaufenthalt in **Koblenz** wechselten die Einsatzorte: zum Beispiel waren wir in **Boppard**, **Malborn** im Hunsrück, **Dhronecken** bei Hermeskeil und erneut **Boppard**.



Karl Becker (links) in Afrikauniform.

Nach Beginn des Westfeldzugs im Jahr 1940 zogen wir über Luxemburg und Belgien (Paliseioul) immer der Wehrmacht nach durch Frankreich (St. Denis bei Paris, Brest, Chartres). Im Kampfeinsatz befanden wir uns dabei nie, es gab nichts zu schießen, weil wir keine feindlichen Angriffe registrierten. Das wurde dann ab 1941 schon anders, als wir in größeren deutschen Städten, in **Karlsruhe**, **München** und **Köln** lagen. In Köln erlebte ich damals die ersten schweren Nachtangriffe der britischen Luftwaffe, die allerdings noch nicht mit den späteren verheerenden Bombardements zu vergleichen waren.

Nach Beginn des Westfeldzugs im Jahr 1940 zogen wir über Luxemburg und Belgien (Paliseioul) immer der Wehrmacht nach durch Frankreich (St. Denis bei Paris, Brest, Chartres). Im Kampfeinsatz befanden wir uns dabei nie, es gab nichts zu schießen, weil wir keine feindlichen Angriffe registrierten. Das wurde dann ab 1941 schon anders, als wir in größeren deutschen Städten, in **Karlsruhe**, **München** und **Köln** lagen. In Köln erlebte ich damals die ersten schweren Nachtangriffe der britischen Luftwaffe, die allerdings noch nicht mit den späteren verheerenden Bombardements zu vergleichen waren.

Sizilien und Afrikakorps

Schließlich wurden wir im Herbst 1941 nach **Catania in Sizilien** verlegt, wo wir zunächst in Zelten campierten und dann in recht bescheidene Baracken umziehen konnten. Wir sollten den dortigen Flugplatz schützen, der durch unsere Jagdflieger zum "großen Sprung" nach Malta benutzt wurde. Es war eine schöne Zeit, ohne feindliche Aktivitäten, und wir stopften uns kistenweise mit Apfelsinen voll. Zu den Bauern der Umgebung pflegten wir gute Beziehungen. Einer hatte zum Bewässern seiner Felder einen großen Wassertank errichtet. Im Tausch gegen eine gelegentliche Benzinration durften wir dort abends baden, bevor er das Wasser in die Felder abließ. Es gelang der Luftwaffe nicht, Malta invasionsreif zu bomben, und die Aktion wurde abgebrochen. Im August 1942 mussten wir nach **Brindisi** auf dem italienischen Festland umziehen. Nach einem dreiwöchigen Heimaturlaub fand ich mich in **Tobruk in Libyen** wieder, das ich per Flugzeug erreichte. Wir waren dem Afrikakorps zugeteilt worden.

Man munkelte, dass dies durch unseren Chef so gedeichselt worden war – seine Frau war die Nichte eines Generals –, um uns vor der Verlegung in die Sowjetunion zu bewahren. Jedenfalls meldete ich mich bei der Feldpolizei in **Massamadrouk** in Ägypten, die mir mitteilte, ich solle mich nach Bengasi begeben. Ich reiste per Anhalter und besuchte unterwegs in **Derna** noch das Grab meines Cousins Rudolf Müller aus Selchenbach. In **Bengasi** waren wir zwecks Hafenschutz stationiert. Die britischen Maschinen griffen immer dann an, wenn Schiffe einliefen. Einmal gelang es ihnen, zwei Frachter mit Munition in die Luft zu jagen.

Der militärische Druck durch die Briten und auch die Amerikaner, die bei Casablanca gelandet waren, wurde immer größer, und die Front stand schon bei Tunis. Wir wurden zu einer Großbatterie von 36 Geschützen, die über 1 Feuerleitgerät in Verbindung standen, zusammengefasst. Die Koordination klappte so gut, dass alle Geschütze synchron schossen, was uns fast das Trommelfell zerriss. In einer Nacht gelang es uns, 6 Bomber vom Himmel zu holen. Alle 36 Ladekanoniere, darunter ich, erhielten für ihre "hervorragende Feuerdisziplin" das Eiserne Kreuz II. Klasse. Wir hatten in jener Nacht etwa 700 Schuss losgelassen, und ich war am anderen Morgen hundemüde.

Am 8. Mai 1943 kapitulierte das deutsche Afrikakorps. Davon bekamen wir aber in dem Chaos, das herrschte, nichts mit. Als wir am 10. Mai eine britische Panzerkolonne ausmachten, luden wir Panzermunition in unsere Geschütze, die eine Reichweite von 10.000 m hatte, und griffen die Kolonne an. Die Panzer schossen natürlich zurück. Dabei wurde die Stellung, in der ich mich befand, getroffen. Granatsplitter durchschlugen mir den linken Arm, am Knie erlitt ich einen Streifschuss, und ein Geschoss drang hinter der Schlagader ein. Es war mein Glück, dass die Ader nicht getroffen wurde. Wir hatten 4 Tote und 3 Verwundete zu beklagen, nur 1 Kamerad, Florian Knot aus Bad Dürkheim, blieb unverletzt. Die Verwundeten, darunter ich, wurden per Auto zu einem Verbandsplatz auf der **Halbinsel Carbon bei Tunis** gefahren, wo wir in Zelten behandelt und operiert wurden. Am 12. Mai 1943 brachte ein Feldweibel die Meldung, die eigentlich schon 5 Tage zuvor hätte eintreffen sollen und uns die Verluste erspart hätte: Wir waren britische Kriegsgefangene. Nach meiner Heilung wurde ich dann in ein britisches Lager in Tunesien verfrachtet.

Das deutsche Afrikakorps



Emblem des
Afrikakorps

Auf Ersuchen Mussolinis landeten am 11. Februar 1941 deutsche Truppen in Tripolis. Das Deutsche Afrikakorps begann Ende März bei Marsa el Bregha mit der Rückeroberung der Cyrenaica. Für die an die klimatischen Bedingungen der Wüste nicht gewöhnten deutschen Soldaten war dies eine kräftezehrende Erfahrung. Am versiegenden Nachschub sowie an der Überlegenheit der gegnerischen Truppen scheiterte während der Schlacht um **El Alamein** im Sommer und Herbst 1942 der entscheidende Durchbruch durch die britische Verteidigungslinie zum Suez-Kanal. Mit der Kapitulation der zur Heeresgruppe Afrika formierten deutsch-italienischen Verbände bei Tunis endete am 13. Mai 1943 der Afrikafeldzug. Die Deutschen in der Heimat reagierten entsetzt auf die Niederlage und die hohen Verluste in Nordafrika, die als mitentscheidende Kriegswende gedeutet wurden. Das Schlagwort vom "Zweiten Stalingrad" machte die Runde.



*Karl Becker vor seiner
Gefangennahme als Soldat
der deutschen Luftwaffe*

Übergewicht in der Neuen Welt

Danach ging es nach **Casablanca**, von wo wir mit 50 LKWs zum Hafen gefahren und in einen amerikanischen Frachter gesteckt wurden. Wir waren jetzt amerikanische Kriegsgefangene. Nach etwa 2 Wochen erreichten wir in einem Geleitzug aus mehr als 100 Schiffen **New York**. Mit der Eisenbahn ging es in 3 Tagen und 2 Nächten an den Großen Seen in Ohio vorbei über St. Louis in Missouri ins Lager **Livingston in Mississippi**, wo es 6000 deut-



*Karl Becker wohlgenährt
als Gefangener in den USA*

sche Gefangene gab. Das war im September 1943. Die Behandlung durch die Amerikaner war sehr gut. Ich hatte noch nie in meinem Leben zuvor so große Koteletts gesehen, geschweige denn gegessen. Das Essen war so reichlich, dass wir manchmal die Überreste im Boden verscharrten. Langsam bekamen einige von uns Übergewicht. Innerhalb eines halben Jahres erhöhte sich mein Gewicht von 50 auf 100 kg! Jeweils im Frühjahr und im Herbst wurden wir völlig neu eingekleidet. Die Haare konnten wir uns auf Lagerkosten schneiden lassen. Die Gefangenen arbeiteten hauptsächlich im Wald als Holzfäller. Wenn die Erdnuss-ernte anstand, wurden wir auf die verschiedenen Farmen verteilt und mussten dort helfen. Die körperliche Arbeit im feucht-heißen Mississippidelta war natürlich kein Vergnügen. Einmal kam ein Arbeitskommando erst spät, gegen 23 Uhr, aus dem Wald zurück, weil der Sägefeiler, der die Sägen schärfen musste, seine Arbeit nicht gut verrichtet hatte. Sie suchten einen Nachfolger. Ich meldete mich und bekam den Posten. Diese Arbeit machte mir sehr viel Spaß, mehr Spaß als das anstrengende Holzfällen und -sägen. Als wir schließlich verlegt werden sollten, traf ich am letzten Tag noch Hermann Müller aus meinem Heimatort Bubach, der in Frankreich gefangen genommen worden war. Ich kam danach in ein kleineres Lager mit nur 200 Mann in **Barnwell in South Carolina**, wo wir ebenfalls im Wald und bei der Erdnussernte eingesetzt wurden.

Am 08. März 1946 konnte ich die Heimreise antreten. Es ging mit dem Zug nach New York, von dort mit einem zum Truppentransporter umgebauten Frachter nach Le Havre in Frankreich. Mit dem Zug fuhr ich dann zuerst nach Marburg, wo ich am 7. Mai 1946 endgültig aus der Gefangenschaft entlassen wurde. In Neunkirchen stieg ich um. Meine Verwandten wussten nicht, dass ich auf dem Nachhauseweg war. Auf dem Bahnhof in Ottweiler traf ich meine Schwester, die mir weinend um den Hals fiel und alle Angehörigen und meine Verlobte vom Bahnhof aus per Telefon von meiner Rückkehr verständigte. Mit der Ostertalbahn ging es dann in Richtung Ostertal. Alle waren natürlich froh, dass ich nach 4-jähriger Abwesenheit endlich wieder da war. Sogleich wurde ich noch am selben Tag auf die Geburtstagsfeier meiner Nichte eingeladen, wo man mir "endlich mal ein ordentliches Stück Kuchen nach so vielen Entbehrungen" anbot. Ich antwortete zur allgemeinen Überraschung: "Ich habe in den letzten Jahren in den USA vermutlich mehr Kuchen als ihr hier zu Hause gegessen!" Trotz Gefangenschaft war mein Aufenthalt in der Neuen Welt eine sehr schöne Zeit gewesen. ■

Dem Kessel von Stalingrad entronnen

Fahrer bei vier Generälen

Karl Harth

* 1918, Osterbrücken (Millerdewels)

Beim Reichsarbeitsdienst (RAD)

Obwohl ich als Arbeiter in der Landwirtschaft beschäftigt war, musste ich im Jahr 1935/36 noch das vorgeschriebene Landjahr ableisten, ohne das keine Arbeitsvermittlung durch das Arbeitsamt möglich war. Ich tat dies bei einem Bauern in Leitersweiler. Als dann 1937 die Ostertalbahn im Abschnitt Niederkirchen – Schwarzerden gebaut wurde, fand ich eine Anstellung bei der Firma Maar aus Kaiserslautern, wo ich zunächst als Kuppler für die Bauzüge tätig war. Insbesondere arbeitete ich am großen Einschnitt bei Marth. Eines Tages erschien der Lokführer nicht zur Arbeit, und auf Bitte eines Baggerführers vertrat ich ihn, obwohl ich dazu natürlich nicht ausgebildet war. Was ich nicht wusste: mein Chef beobachtete meine Fahrkünste aufmerksam. Danach kam er auf mich zu und war so überzeugt von meinen Fähigkeiten, dass ich auch weiterhin die Lok fahren durfte. Wir hatten beim Ostertalbahnbau 3 große Diesel- und 3 nagelneue Dampflok im Einsatz. Meine Beschäftigung bei der Firma Maar wurde 1938 auf eine dauerhafte Basis gestellt, und ich erhielt eine reguläre Ausbildung zum Sattelschlepperfahrer.

Am 1. April 1939 wurde ich dann zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach **Düppenweiler** im Kreis Saarlouis zur Abteilung 5/95 S einberufen. Es handelte sich um eine Sonderabteilung, in der wir auch an Waffen ausgebildet wurden. Unser Schwergewicht lag aber auf dem Straßen-, Bunker- und Stollenbau im **Raum Dillingen**. Die halbjährige Dienstzeit wurde wegen des Kriegsausbruchs 1939 um ein weiteres halbes Jahr verlängert und dauerte bis April 1940. Helfen mussten wir auch bei der Evakuierung der Orte der so genannten Roten Zone entlang der französischen Grenze, insbesondere bei der Betreuung des zurückgelassenen Viehs der Bauern. Der Kriegsausbruch hatte für uns insofern einen Vorteil, als im Rahmen einer Frontzulage unser Tageslohn von 25 Pfg. auf 2 Mark emporschnellte. In unserer Abteilung von 120 Mann besaßen nur zwei den Führerschein, einer davon war ich. Eines Tages ernannte mich unser Chef, ein Oberstfeldmeister, angeblich ein verkrachter Mediziner, zu seinem Fahrer. Ich musste ihn oft zu den Orten seiner nächtlichen Ausschweifungen chauffieren. Nach einiger Zeit ließ er sich das von mir geführte Fahrtenbuch zeigen. Dort hatte ich wahrheitswidrig immer nur "Baustellenbesichtigung in X" oder "Besprechung in Y" oder Ähnliches eingetragen. "Gut so, mein Sohn!", kommentierte er zufrieden.

Der Reichsarbeitsdienst (RAD)



Emblem des RAD

Der Reichsarbeitsdienst war seit 1935 eine staatliche Einrichtung, durch die alle junge Leute ab 18 Jahre, später auch ab 17 Jahre, zu einem sechs Monate dauernden Arbeitseinsatz und zum Lagerleben mit militärischer Disziplin verpflichtet wurden. Während der Arbeitsdienstzeit wurden die Männer als "Arbeitsmänner", die Frauen als "Arbeitsmädchen" bezeichnet.

Die Männer wurden bei Erd- und Forstarbeiten, beim Straßenbau und bei Moorentwässerungen eingesetzt. Die Frauen arbeiteten meist zur Unterstützung der Landfrauen auf Bauernhöfen. Neben der Vermittlung praktischer Kenntnisse erhielten die Männer eine vormilitärische Ausbildung. Nach Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde der größte Teil der Männer im Anschluss an die Arbeitsdienstzeit zum Kriegsdienst in der Wehrmacht eingezogen. Ab Juli 1941 wurden die Frauen nach ihrer Pflichtzeit im RAD zum Kriegshilfsdienst verpflichtet.

Touristenfahrten nach Paris

Am 6. April 1940 wurde ich aus dem RAD entlassen. Schon 10 Tage später war ich in Polen bei einer Infanterie-Ausbildungskompanie in **Ostrowo im Warthegau**. Dort war Fritz Edinger aus Osterbrücken als Unteroffizier einer meiner Ausbilder. Ich wollte aber auf keinen Fall bei der Infanterie bleiben, sondern irgendwo als Fahrer eingesetzt werden. Fritz Edinger ließ also seine Beziehungen spielen und besorgte mir eine Versetzung zu einer Panzerjäger-Ausbildungskompanie in **Pleschen in Polen**. Normalerweise hatte eine Kompanie 120 Mann, diese bestand jedoch aus 360 Mann, und es stand nur ein einziges Auto zur Verfügung! Dass ausgerechnet ich dieses Auto fahren sollte, war sehr unwahrscheinlich, so dass sich bei mir große Ernüchterung breit machte. Da ich auf kalte Milch stets mit Durchfall reagierte, genehmigte ich mir ab und zu einen Schluck davon und wurde daher oft krank geschrieben. So schlug ich mich 3 Wochen lang durch. Dann entdeckte ich am schwarzen Brett die Mitteilung, dass 19 Kraftfahrer für Frankreich gesucht wurden. Sogleich meldete ich mich in unserem Büro, und die waren froh, dass sie mich, den ständig Kranken, los wurden. Ich wurde nun zur 14. Panzerjäger-Kompanie im 208. Regiment der 79. Infanterie-Division nach **Nogent in Frankreich** versetzt. An meinem Geburtstag, dem 22. August 1940 erhielt ich endlich ein Fahrzeug zugeteilt. Die Arbeit dort machte viel Spaß. Ich musste alle zwei Tage Soldaten nach Paris zur Besichtigung der eroberten französischen Hauptstadt fahren.

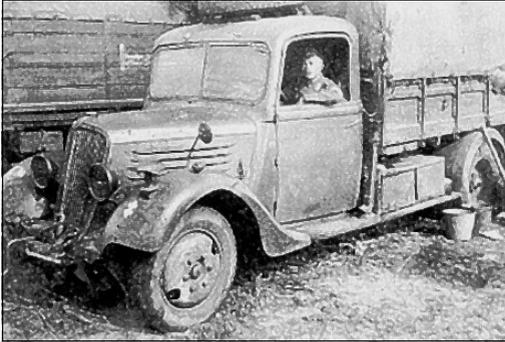


Karl Harth

Unerwartetes Wiedersehen im Osten

Am 4. April 1941 rückten wir nach **St. Andrae in Kärnten** ab, wo wir im großen Schulhaus Quartier bezogen. Am 22. Juni 1941, dem Tag der Mobilmachung zum Angriff auf die Sowjetunion, wurden wir verladen und per Zug an die sowjetische Grenze verfrachtet. Mit den eigenen Fahrzeugen ging es dann, immer den deutschen Truppen folgend, über Zwihael, Dubno/Rowno und Lemberg nach **Korosten** in der Ukraine. Dort lagen wir in einem Waldgebiet unter starkem Artilleriebeschuss, und es gab etwa 30 Tote. In der Schlammperiode im Oktober 1941 wurden wir über **Achtyrka** nach **Bogoduchow** verlegt. Bei einer Verpflegungsfahrt blieb ich zusammen mit anderen Fahrzeugen völlig im Schlamm stecken. Fahrzeug an Fahrzeug lag dort 20 km lang 3 volle Wochen fest. Erst als Ende Oktober der Frost einsetzte, kamen wir wieder heraus. Über Eisenbahnschwellen fuhren wir zwischen den Gleisen 70 km weit nach **Charkow**, von dort nach **Bielgerod**.

In einem kleinen Ort bei **Nikolskoje** verbrachten wir Weihnachten 1941/42 in einer zugeschneiten Gegend. Da wir damals noch 6-Volt-Batterien verwendeten, mussten die Autos in der Kälte angekurbelt werden, und auch das funktionierte bei meinen Kollegen nicht immer. Allerdings gelang es mir stets, meinen Wagen zum Laufen zu bringen. Dort wurden wir mit neuem Personal aufgefrischt. Eines Tages sah ich ein Fahrzeug mit unserem taktischen Zeichen, dem Lothringer Doppelkreuz, am Wegesrand liegen. Ich hielt an, um zu sehen, was los war. Drinnen waren lauter unbekannte Gesichter. Es stellte sich heraus, dass der Fahrer aus Saarlouis war, er war mir wegen seines Akzents aufgefallen. Ich half, die Zündung in Ordnung zu bringen. Da fiel mein Blick auf ein Gesicht, das mir bekannt vorkam. Ich sagte zu dem



*Karl Harth mit LKW im August 1942
in Sarafimowitsch (Sowjetunion)*

Mann: "Sie heißen Lothar Thiel, stammen aus Waldmohr und waren mein Lehrer in Osterbrücken!" Worauf er überrascht entgegnete: "Ja, und du bist es Karlche!" Tatsächlich: es handelte sich um einen meiner ehemaligen Schullehrer! [Anm.: Thiel hatte 1928 kurz als Aushilfslehrer in Osterbrücken unterrichtet.] Von da an fuhr er öfter mit mir Verpflegung holen. Da Thiel aber Offizier werden wollte und das natürlich nicht als Beifahrer werden konnte, wurde er schon bald an ein Geschütz (3,7 mm) versetzt. Da unsere 4 Züge gerade dort, wo sie gebraucht wurden, der Infanterie als Verstärkung dienten, verloren wir uns oft

wochenlang aus den Augen. Und so sah ich auch meinen ehemaligen Lehrer lange Zeit nicht mehr.

Im Januar 1942 wurde ich zu einem neuen Zug eingeteilt, bei dem ich mit meinem LKW die angehängten Geschütze ziehen musste. Am ersten Tag lag ich mit diesem neuen Zug als Divisionsreserve bei -40°C in einer großen Werkshalle in **Bielgerod**. Die Fenster waren kaputt, und wir wärmten uns an einer von mir entzündeten Lötlampe. Nachts um Mitternacht wurden wir zum Einsatz zur 15 km entfernten Front gerufen. Uns gegenüber stand ein sowjetisches Strafbataillon, das keine Gefangenen machte. Drei Meter hoher Schnee versperrte uns den Weg und machte ein Vorankommen fast unmöglich, und wir mussten uns regelrecht eine Bahn frei graben. Nach 8 Stunden erreichten wir endlich am nächsten Morgen die Front. Ich wusste, dass dort auch Thiel bei dem Zug war, mit dem wir Kontakt aufnehmen sollten. Als wir an einer eingleisigen Bahnlinie ankamen, waren unsere Kameraden schon überfallen worden. Einer der Soldaten, der wohl nachts Wache geschoben hatte – vorgeschrieben war eigentlich ein Doppelposten –, lag neben dem Geschütz erstochen auf dem Boden. Das Geschütz selbst war von den Angreifern gesprengt worden. Weitere sechs Männer lagen erstochen in einem Bahnwärterhäuschen. Sie waren vermutlich im Schlaf überfallen und erledigt worden. Nur Thiel fehlte. Ich musste ihn suchen gehen! Da fand ich Spuren im Schnee, die hinter einem Fenster des Häuschens begannen. Dort war wohl jemand hinausgesprungen. Ich folgte ihnen und entdeckte schon bald auch eine Verfolgerspur. Etwa 500 bis 600 m weiter fand ich meinen ehemaligen Schullehrer erschossen im Schnee liegen. Sein goldenes Parteiabzeichen war von der Uniform abgerissen worden, auch sein Siegelring am Finger fehlte. Alle anderen Züge der Umgebung, deren Geschütze ebenfalls gesprengt worden waren, hatten keine Verluste zu beklagen, weil die Bedienungen sie rechtzeitig verlassen hatten.

Am nächsten Abend gingen wir mit unseren eigenen 4 Geschützen in Stellung. Ich schleppte gerade Munition herbei, als wir die Sowjets in dem wellenförmigen Gelände, das ihnen sehr gut Deckung bot, angreifen sahen. Als sie schon in Lebensgröße schreiend auf uns zu gerannt kamen, eröffneten wir das Feuer und mähten sie um. Doch es kamen immer neue. Noch rechtzeitig bevor sie uns überrannt hatten, suchte unsere Geschützbedienung das Weite. Als das geschah, saß ich gerade in meinem Wagen. Da sah ich im Rückspiegel, etwa 25 m hinter mir, auch schon sowjetische Soldaten auf meinen LKW zu rennen. Zum Glück lief der Motor schon, und das Gelände war abschüssig. Ich legte schnell den zweiten Gang ein und gab Gas. Da wurde ich auch schon unter Feuer genommen, Kugeln zertrümmerten den Seitenspiegel. Hinter dem Führerhaus hatte ich Gepäck gestapelt, mein Glück, denn das hielt mir die dort einschlagenden Geschosse vom Leib. Am nächsten Tag musste ich die Regimentskapelle zur Beerdigung der 8 gefallenen Kameraden an den Stadtrand von Bielgerod fahren. Die Musik konnte aber nicht spielen, weil die Klappen der Blasinstrumente eingefroren waren. Wir wurden danach in unsere Ausgangsstellung bei **Nikolskoje** zurückgezogen.

Die Katastrophe von Stalingrad



Kämpfe in Stalingrad



Deutsche Soldaten bei Stalingrad

Im Verlauf der deutschen Sommeroffensive von 1942 wurde die 6. Armee Ende August bei Stalingrad (heute: Wolgograd) eingekesselt. Hitler erklärte Stalingrad zum Symbol des deutschen Siegeswillens und lehnte einen Ausbruch aus dem Kessel strikt ab. Vielmehr vertraute er den Ankündigungen des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Hermann Göring, die Eingeschlossenen bis zum geplanten Entsatz aus der Luft zu versorgen. Nachdem sowohl die Aktion der Luftwaffe als auch ein Versuch, den Kessel von außen aufzubrechen, gescheitert war, überließ Hitler die Armee sich selbst und dem Untergang. Etwa 150.000 deutsche Soldaten fielen im Kessel den Kämpfen, der Kälte oder dem Hunger zum Opfer. Rund 91.000 Mann gerieten in sowjetische Kriegsgefangenschaft, aus der nur 6.000 Überlebende bis 1956 nach Deutschland zurückkehrten. Diese erste für die Wehrmacht vernichtende Niederlage im Krieg gegen die Sowjetunion veränderte die Kriegssituation nachhaltig.

In Stalingrad rettete mich die Gelbsucht

Anfang März 1942 tobte bei **Merewa-Tanerowka** zwei Tage lang eine schwere Panzerschlacht. Unsere Truppen griffen mit Unterstützung der Luftwaffe an und schlugen die Sowjets in die Flucht. Danach ging es im Mai 1942 Richtung **Stalingrad**, 8 Tage lang durch die Kalmückensteppe. Dort gab es nur Sand, keinen Baum, kein Wasser, und es war sehr heiß. Feindberührung hatten wir dabei keine. Anfang Oktober 1942 trafen wir am Stadtrand ein und brachten unsere Geschütze in Stellung. Die Stadt hatte eine Länge von 35 km und bestand zum großen Teil aus riesigen Fabrikhallen, teilweise 4 km lang, in denen Traktoren und Panzer produziert worden waren. Den ganzen Tag lang wurde Stalingrad wochenlang durch jeweils drei Wellen von Jagdflugzeugen sowie die Artillerie beschossen und bombardiert und so in ein Trümmerfeld verwandelt. Ich war 7 km vom Stadtrand, auf halber Strecke zum Feldflughafen **Gumrak** beim Tross stationiert und musste Verpflegung, Munition und Benzin in die Stadt schaffen. Plötzlich, am 19. November 1942, erkrankte ich an Gelbsucht, die aber mit nur geringfügigen bemerkbaren Beschwerden verbunden war. Ich wurde in ein Feldlazarett geschickt, 5 km von Stalingrad entfernt, wo man mich gegen meinen Willen behielt und schließlich, ebenfalls gegen meinen Willen, in einen Lazarettzug steckte – das war aber mein Glück! Ohne Behinderung erreichten wir Anfang Dezember 1942 ein Lazarett in einem Kloster in **Matzenheim bei Straßburg**. Kurz nach meinem Abtransport schlossen die Sowjets den berühmten Kessel von Stalingrad. Nur wenige, Verwundete und Kranke, kamen danach noch per Lufttransport heraus. Ansonsten ist in dem Inferno von Stalingrad eine ganze Armee zugrunde gegangen. Es ist niemand von unserer Division bekannt, der von dort aus der Gefangenschaft zurückgekehrt ist. Übrig geblieben sind nur Kameraden, die wie ich wegen Verwundung verlegt worden waren oder die sich auf Heimaturlaub befanden. (Wir treffen uns immer noch jährlich einmal in Zell an der Mosel.) Die Gelbsucht hatte mich vor dem Martyrium in Stalingrad bewahrt.

Fahrer der Generalität



Karl Harth mit Motorrad im Jahr 1944 in Metz

Nach meiner Genesung wurde ich im März 1943 der 79. Ersatzdivision in **Metz** zugewiesen. Dort suchte General von Sommerfeld, ein älterer Herr aus Herne in Westfalen, einen Fahrer. Nach einer Probefahrt in einem Mercedes Cabriolet durch das mir unbekannte Metz bekam ich den Posten und wurde zum Divisionsstab abkommandiert. Ich musste den General regelmäßig an verschiedene Standorte fahren, nach Saarburg in Lothringen, Pfalzburg, Saarbrücken, Saargemünd, Arlon in Belgien, Diedenhofen und St. Avold. Nachfolger des von Sommerfeld wurde nach dessen Pensionierung General Krause, ein sehr feiner Mann, der aus Pommern stammte, und der im Gegensatz zu von Sommerfeld auch manchmal das Gespräch mit mir suchte. Im Juni 1944 konnten wir in Metz schon den Kanonendonner der sich nähernden Westfront hören. Nach dem missglückten Attentat auf Adolf Hitler wurde Krause nach Wiesbaden beordert. Auf der Fahrt dorthin erzählte er mir, er werde abgelöst, weil Verwandte von ihm in die Attentatspläne verwickelt gewesen seien. Unter-

wegs musste ich dreimal die Reifen flicken, weil sie durch herumliegende Granatsplitter beschädigt worden waren. Auf meinen Vorschlag hin übernachteten wir dann im elterlichen Gasthaus in Osterbrücken. Dort flickte ich noch einmal das kaputte Ersatzrad. Am nächsten Morgen ging es weiter. Bei Meisenheim war schon wieder die Luft aus einem der Reifen raus. Während ich mit dem Flicken beschäftigt war, ging der General in der Gegend spazieren, ich sollte ihm nach erfolgter Reparatur folgen. Ich fand ihn dann umkreist von einer Gruppe aufgebrachter Bauern, die ihn mit Gabeln bedrohten, weil sie nicht glauben wollten, dass ein General so einfach in ihrer Gegend herumlaufen konnte und ihn wohl für einen Saboteur oder Spion hielten. Die Situation klärte sich bald, und wir konnten unsere Reise fortsetzen. In Mainz bat ich den General, mit ihm zum Heereskraftfahrzeugpark fahren zu dürfen, um mit seiner Hilfe 5 neue Reifen zu ergattern. Er ging darauf auch ein, und das Personal im Fahrzeugpark staunte nicht schlecht und stand stramm, als ein waschechter General zu ihnen gefahren kam. Im Handumdrehen bekam ich 4 neue Reifen montiert plus ein neues Ersatzrad. Stolz wie ein König fuhr ich meinen General dann nach Wiesbaden und kehrte danach nach Metz zurück.

Mein neuer Chef, General Mattern, war ein Ekel, soff viel und hatte nur geringe militärische Kompetenz. Nachdem ich in Lamsborn bei Landstuhl einen neuen Kübelwagen abgeholt hatte, musste ich ihn damit zum Hotel Excelsior in Metz kutschieren. Bei solchen Gelegenheiten verdrückte ich mich immer in die Küche. Nach etwa 2 Stunden ging ich nach draußen, und – das neue Auto war weg, gestohlen! Ich meldete dies sogleich dem General, und der sagte nur barsch: "Schaffen Sie ein anderes bei!" Mit Mattern hatte ich zum Glück nur kurz zu tun. Nächster Chef war General Kittel, der nach dem Fall von Aachen von dort nach Metz versetzt worden war. Untergebracht war er unterirdisch in der Graf-Häseler-Kaserne in Metz. Als am 19./20. November 1944 die Amerikaner vor den Toren der Stadt standen, befahl er mir, die Geheimakten der Division nachts nach Fremersdorf bei Merzig zu evakuieren. Mit seinem speziellen Marschbefehl ließen mich die überall an den Ausfallstraßen postierten Wachen der

Waffen-SS passieren. Um 8 Uhr morgens meldete ich mich in Fremersdorf bei General Hähnlein von der Heeresgruppe West. Er war gerade dabei, einen Feindsender zu hören (was übrigens der Bevölkerung strengstens verboten war), der in englischem Akzent meldete: "General Kittel wurde soeben mit dem gesamten Divisionsstab in Metz gefangen genommen." Er fragte mich, ob ich diese Meldung für richtig hielte. Ich bejahte dies.

Die Waffen-SS übernimmt das Kommando

Ich wurde schließlich zum Korps der 119. Infanterie-Division nach **Mariahütte bei Nonnweiler** versetzt. Nachts musste ich bei eingeschalteten Tarnscheinwerfern einen Major von Wahlen bei Wadern aus über St. Wendel nach Landau fahren. Wiederum nachts, um 03.30 Uhr, starteten wir die Rückfahrt. Der Major sprach mit mir während der ganzen Zeit kein einziges Wort. Erst am Ende der Fahrt fragte er mich, welchen Posten ich mir in Zukunft wünsche. Ich wollte am liebsten zur Feldgendarmarie, weil ich mir ausrechnete, dort auch den Rest des Krieges unbeschadet überleben zu können. Doch, so teilte er mir mit, das sei, weil ich Unteroffizier sei, nicht möglich, ich müsse auf eine Planstelle. Ich wurde daraufhin zum Zugführer einer Munitionstransporteinheit bestimmt und hatte einen schweren Diesellokzug mit 8 Wagen unter mir. Wir schafften Munition nach Nunkirchen aus den umliegenden Lagern im Tiefenbachtal bei Niederkirchen, Türkismühle, Breitenbach und dem Bliesgau. Außerdem fuhren wir Verpflegung für die Soldaten und Hafer für die Pferde.

Im März 1945 zogen wir uns nach **Furpach bei Neunkirchen** zurück. Am 19. März 1945 (dem Tag, an dem das Ostertal von den Amerikanern besetzt wurde) verließen wir um 4 Uhr morgens unsere Gegend und bewegten uns Richtung Rhein, um bei Germersheim den Fluss zu überqueren. Kurz vor der Stadt gab es einen Rückstau, dessen Grund uns unbekannt war. Während wir in der Kolonne warteten, kam ein junger Schnösel von der Waffen-SS und beschwerte sich bei unserem Kompaniechef, der sein Vater hätte sein können, in arrogantem Ton, er solle sich gefälligst darum kümmern, dass es weitergehe. Unser Kompaniechef ignorierte ihn einfach. Da wurde mir erstmals bewusst, dass in dem damaligen Chaos die Waffen-SS dabei war, das Kommando an sich zu reißen, ein Eindruck, der sich später immer mehr verfestigte.

Im Wald bei **Bellheim am Rhein**, wo wir nach der Flussüberquerung einige Tage lagen, wurde unsere Feldküche durch Jagdbomber kaputt geschossen. Beim weiteren Rückzug erhielt ich den Auftrag, mit mehreren Fahrzeugen nach **Immenstadt im Allgäu** zum dortigen Flugplatz zu fahren, um Benzin abzuholen. Wegen der Tieffliegerangriffe war ein Vorankommen nur noch nachts möglich. Wir schafften es auch bis zu dem Flugplatz und erhielten ohne Schwierigkeiten die Treibstoffration ausgeliefert, was damals noch lange keine Selbstverständlichkeit war. Da gab es plötzlich Fliegeralarm. Der Flugplatz war im Nu leergefegt, nur noch eine dampfende Feldküche stand einsam in der Gegend. Blitzschnell schoss mir ein Gedanke durch den Kopf. Es würde sicher noch einige Minuten dauern, bis die Flieger angreifen würden. Also fuhren wir schnell an die Feldküche heran, hängten sie an eines unserer Fahrzeuge und machten uns aus dem Staub. Aus unserem so ergatterten Anhänger quoll der Dampf heraus wie aus einer Dampfklo. Schnell fuhren wir in ein Waldstück und löschten das Feuer, um nicht die Jagdbomber anzulocken. Unsere Kameraden waren natürlich ganz aus dem Häuschen, als wir nicht nur mit dem Benzin, sondern auch mit einer "neuen" Feldküche zurückkehrten. Weniger begeistert dürfte das Flughafenpersonal in Immenstadt gewesen sein.

Bei **Freising** bekam mein Zug erneut den Auftrag, Benzin abzuholen. Wir sollten auf einen Leutnant warten, der uns gegen 17 Uhr nähere Einzelheiten mitteilen würde. Wir warteten also, im Regen, aber der Leutnant kam nicht. Statt dessen hielt ein Motorrad mit Beiwagen der SS-Division "Götz von Berlichingen" an. Ein Obergefreiter fragte höflich, ob wir seiner Einheit beim Herausziehen eines liegen gebliebenen Fahrzeuges helfen könnten. Ich antwortete ihm, er müsse schon einen Kanister Sprit für diese Gefälligkeit springen lassen. Schon bald kam er wieder und hatte tatsächlich den Kanister dabei. Wir sagten ihm also zu,



Deutscher Wehrmacht-LKW

ihm mit einem unserer Fahrzeuge zu folgen, in dem außer dem Fahrer noch ich saß. Inzwischen war es dunkel geworden, und er leitete uns über Freising in einen kleinen Ort zu einer Ziegelfabrik. Dort sollten wir einen steilen Abhang hinauffahren, wo sich angeblich das stecken gebliebene Fahrzeug befand. Doch oben war niemand zu sehen, auch kein Fahrzeug. Langsam dämmerte mir, dass an der Aktion etwas faul war, und ich glaubte auch zu wissen was. Da klopfte es auch schon an der Fahrertür, und zwei SS-Leute, die auffällig an ihren Pistolenhalftern herumfummelten, wiesen uns an, wieder zur Ziegelfabrik zu fahren. Von einem liegen gebliebenen Fahrzeug war keine Rede mehr. In der Fabrik ging es hektisch drunter und drüber. Ein Sturmführer Hoffmann teilte mir mit, dass er unser Fahrzeug beschlagnahmen müsse. Ich zeigte ihm meine Wagenbegleitpapiere, in denen ausdrücklich vermerkt war, dass der Wagen nicht beschlagnahmt werden durfte. "Darauf können wir keine Rücksicht nehmen. Eine unserer Panzereinheiten in Ingolstadt braucht den LKW zum Treibstofftransport", erklärte er mir. "Gut, wir fahren mit Ihnen dort hin", antwortete ich, mit dem Hintergedanken, unterwegs abzuhaufen. Er ging dann weg mit dem Bemerkung, er müsse zuerst noch Landkarten für die Fahrt nach Ingolstadt suchen. Die Suche dauerte verdächtig lange. Da hörte ich draußen den Motor unseres Wagens aufheulen, und mir war klar, was geschah. Draußen fand ich unseren Fahrer, der gewaltsam mit vorgehaltener Pistole aus dem Fahrzeug herausgeworfen worden war, und die SS war mit unserem Wagen plötzlich komplett verschwunden.

So schnell wollte ich aber unser Fahrzeug nicht aufgeben. In der Nähe stand ein Personenwagen vom Typ Citroen, in den sprang ich hinein, startete ihn und raste den "Entführern" nach. Es ging zurück Richtung Freising. Unterwegs überholte ich den Wagen, und in Freising stellte ich den Citroen an einer engen Stelle in der Straße ab, um so der SS den Weg zu blockieren. Als sie mit verringerter Geschwindigkeit auf den Citroen zugefahren kamen, sprang ich auf das Trittbrett auf und forderte lautstark schimpfend unseren Wagen zurück. Doch sogleich sah ich zwei Pistolenmündungen auf mich gerichtet. Unter diesen Umständen gab ich mein Vorhaben lieber wieder auf und sprang ab. Als ich zu Fuß zu unserem Standort zurückgekehrt war und unserem Hauptmann vom Korps aufgeregt das Ereignis gemeldet hatte, sagte dieser nur. "Harth, beruhigen Sie sich, es handelt sich nur noch um einige Tage." Erst bei dieser Äußerung dachte ich erstmals konkret daran, der Krieg könne verloren gehen. Rückblickend wundere ich mich heute, dass ich angesichts der Auflösungserscheinungen nicht schon früher diese Möglichkeit in Betracht gezogen hatte.

Dann sollten alle unsere Unteroffiziere, und damit auch ich, an die Waffen-SS abgegeben werden. Zu diesem Haufen wollte ich aber auf keinen Fall. Nach einigen Wochen ließ mich nachts der Hauptmann einer anderen in der Gegend stationierten Einheit zu sich rufen. Er saß in seinem Quartier zwischen zwei Frauen, hatte schon ein paar Gläser Wein getrunken und eröffnete mir: "Unteroffizier Harth, Sie werden schon seit Wochen von der Feldpolizei gesucht." Der Grund für seine Mitteilung war mir klar. Um der Waffen-SS zu entgehen, hatte ich Gebrauch von meiner Sammlung fertig gestempelter Blanko-Fahrbefehle gemacht, die ich mir in Metz organisiert und in die ich in den letzten Wochen jeweils selbst meine Fahrziele eingetragen hatte. Während der weiteren Unterhaltung stellte sich heraus, dass dieser Hauptmann wie ich in der Sowjetunion in der 79. Division gedient hatte, nur in einer anderen Kompanie. "Nur nicht zur Waffen-SS!", bat ich ihn. Als alter 79-er fand er einen Weg, mir aus der Patsche zu helfen. Er verfasste eine Meldung, ich sei die ganze Zeit in seinem Auftrag unterwegs gewesen und werde auch weiterhin von ihm gebraucht. Die Feldpolizei musste ich danach nicht mehr fürchten, und ich musste auch nicht zur Waffen-SS.

In **Wasserburg am Inn** übernahm ich eine fremde Kolonne. Wir sollten nachts Benzin nach Traunstein ins Gebirge bringen, das dort in einem Versteck gelagert werden sollte. Auf

dem Rückweg sollten wir, versehen mit weißen Fahnen, die Bevölkerung evakuieren und den Amerikanern übergeben. Zu dieser eigenartigen Aktion kam es aber nicht mehr, denn unterwegs wurden wir von einer anderen Wehrmachtseinheit angehalten mit der Mitteilung: "Ihr Fahrzeug ist für die SS beschlagnahmt!" Die SS schien allmächtig zu sein. Weg war mein Fahrzeug.

Militärfahrzeuge verschachert

Ich machte schließlich den gesamten Rückzug bis nach **Kitzbühel in Tirol** mit. Dort lagen wir in Privatquartieren. Eines Morgens erschien ein US-Offizier, ließ uns antreten und erklärte uns in perfektem Deutsch, wir seien keine Kriegsgefangenen, sondern "Kapitulationstruppen". [Anm.: Das war ein verbaler Trick, mit dem die Amerikaner verhinderten, die deutschen Gefangenen nach der Genfer Konvention behandeln zu müssen; vgl. Textkästchen unten.] Er suchte einen freiwilligen Unteroffizier und 15 Kraftfahrer. Ich meldete mich und suchte mir 15 Freiwillige aus. Der Offizier verpasste unseren LKW das Schild "H 100", was bedeutete, dass wir uns im Umkreis von 100 km frei bewegen durften. Wir mussten deutsche Militärfahrzeuge, die massenweise in den umliegenden Wäldern herumstanden, zum Bahnhof in Kitzbühel schaffen. Niemand kontrollierte unsere Arbeit, wir waren uns völlig selbst überlassen. Es war egal, ob wir an einem Tag nur ein Fahrzeug oder ein ganzes Dutzend beibrachten. So ergriffen wir des öfteren die Gelegenheit und verschacherten Fahrzeuge an Privatleute. Wohnen durften wir weiterhin in Privatquartieren.

Unsere Arbeit war Anfang Juni 1945 beendet. Mit der Eisenbahn sollten wir nach Bonn gebracht werden, wo – so sagte man uns – Fahrzeuge bereit stünden, die uns in unsere Kreisstädte bringen sollten. Ich traute der Sache nicht und sprang in der Dämmerung alleine bei Mannheim aus dem Zug und schlief die Nacht über im dortigen Bahnhofsgebäude. Am nächsten Tag konnte ich, nachdem ich mich einer Entlausung unterzogen hatte, ohne Probleme die Rheinbrücke passieren, da ich meine Entlassungspapiere vorweisen konnte. Per Anhalter schaffte ich es bis Furpach bei Neunkirchen, übernachtete dort noch einmal und fuhr am nächsten Tag, es war der 17. Juni 1945, mit der Bahn nach Hause nach Osterbrücken. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Dezember 2001

Entwaffnete Feindkräfte

Ohne dies öffentlich bekannt zu machen, hatten die Westalliierten beschlossen, den mit der Kapitulation in Gefangenschaft geratenen deutschen Soldaten nicht den Status von Kriegsgefangenen zuzubilligen, und zwar mit dem Argument, es gebe keinen deutschen Staat mehr, deshalb gebe es auch keine deutschen Soldaten. Die Gefangenen wurden als "entwaffnete Feindkräfte" eingestuft, eine Maßnahme, die bis Ende August 1945 auf alle Soldaten ausgedehnt wurde. Die Folge war, dass man glaubte die Gefangenen nicht mehr nach der Genfer

Konvention behandeln zu müssen. Praktisch rechtfertigte man damit auch den Transfer von einer Gewahrsamsmacht zur anderen, die schlechtere Versorgung und Unterbringung und den völkerrechtlich unzulässigen Einsatz bei Minenräumarbeiten. Im März 1946 wurde dann allen Gefangenen wieder der Kriegsgefangenenstatus zuerkannt. Der juristische Trick, Kriegsgefangene zu Zwangsarbeitern zu erklären, war zuvor übrigens schon von der deutschen Seite in Bezug auf polnische und jugoslawische Gefangene praktiziert worden.

Viele sind im Sumpf versunken

Bataillon beim Nahkampf dezimiert

Alfred Drumm

* 1919, Hoof



Alfred Drumm im Jahr 1942
im Lazarett in Lebach

Wachdienst am Grab Napoleons

Im November 1939 wurde ich zur Reichsarbeitsdienstabteilung "Meister Peter Vischer der Ältere" 3/282 in **Neustadt an der Aisch** in Franken eingezogen, wo wir – 300 Mann aus der Pfalz, dem Saarland und Franken – unter dem Motto "Arbeit adelt" für die Landwirtschaft Entwässerungs- und Bewässerungsarbeiten durchführten. Außerdem stand eine vormilitärische Ausbildung auf dem Programm, auch an Waffen, wie zum Beispiel Maschinengewehre und Karabiner. Aus dem RAD wurde ich im März 1939 entlassen.

Lange war ich danach nicht zu Hause in Hoof. Bereits am 17. Februar 1940 wurde ich durch die Wehrmacht zur 36. Infanteriedivision ins 118. Infanterieregiment nach **Schrimm im Warthegau** einberufen. In der gleichen Einheit befanden sich auch Karl Gerhart aus Bubach (nach Hoof verheiratet, 1943 im Osten vermisst), August Biehl aus Bubach und einer namens Bittel, ebenfalls aus Bubach. Nach einem Vierteljahr der Ausbildung wurden wir gen Westen verlegt, wo wir ab dem 10. Mai 1940 den Westfeldzug über die belgische Grenze hinweg hinein nach Frank-

reich mitmachten. Insbesondere erinnere ich mich noch an die Kämpfe um die Höhe 109 bei **Sedan**, wo uns französische Kolonialtruppen aus dem Senegal gegenüber standen. Da wir vorher noch nie Menschen schwarzer Hautfarbe gesehen hatten, war das eine besondere Erfahrung für uns. Es ging weiter, Richtung **Paris**. Dort dienten wir bis September 1940 als Wachdivision in der besetzten französischen Hauptstadt. Untergebracht waren wir recht komfortabel, im von der Wehrmacht beschlagnahmten "Invalidenhotel", neben dem Invalidendom. Wir hatte ein relativ ruhiges und geregeltes Leben. Insbesondere mussten wir den Wachdienst im Invalidendom am Grab Napoleons versehen. Unheimlich war es nachts, wenn man in dem großen Gebäude in der Ferne Schritte hören konnte. Auf dem Freizeitprogramm standen organisierte Besichtigungstouren.

Mann gegen Mann an der Ostfront

Mit diesem Komfort war es vorbei, als wir über Landstuhl und Kaiserslautern zum Truppenübungsplatz **Bitsch** verlegt wurden, wo eine weitere Schulung erfolgte. Im Juni 1941 wurden wir in Limbach bei Homburg in den Zug verladen, und ab ging es nach Braunsberg bei Königsberg in Ostpreußen zum Truppenübungsplatz **Preußisch Eylau**. Am 21. Juni 1941 erfolgte der Angriff auf die Sowjetunion. Wir gelangten über Tilsit im Memelland und Taurogen in Litauen kämpfend nach **Pleskau** in der Sowjetunion, wobei wir sehr viele Gefangene machten. Vom dortigen Nordabschnitt wurden wir schließlich in den Mittelabschnitt ins Gebiet um **Smolensk** und **Jasna** verlegt. Ich wurde dann am 5. September 1941 bei **Luga** durch

die Granatsplitter eines explodierenden Artilleriegeschosses verletzt, die mir einen Schlüsselbeindurchschuss zufügten. Per Flugzeug ging es nach **Königsberg**, von dort mit einem Lazarettzug ins Krankenhaus nach **Lebach**, wo ich vom September 1941 bis zum März 1942 lag. Danach wurde ich in eine Genesungskompanie nach **Iserlohn** überführt, erhielt aber schon bald wegen meiner Heirat 21 Tage Urlaub.

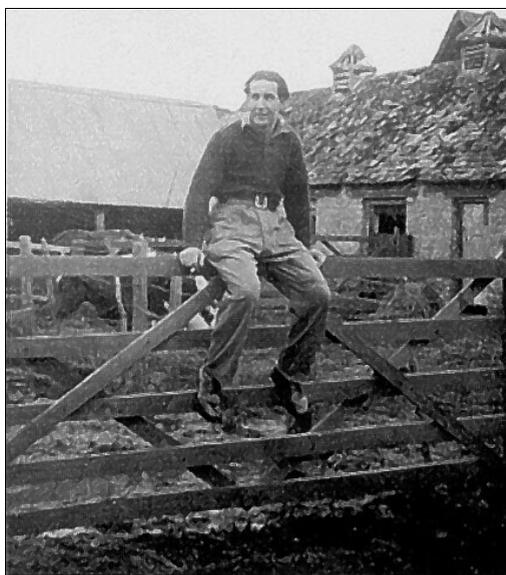
Im Juni 1942 ging es zurück in den Osten, wo ich in meiner Infanteriedivision auch als Kradmelder im Schützenbataillon 36 eingesetzt wurde. Im August 1942 brachen die Sowjets während der Regenperiode bei **Rshew** durch die Front durch. Bei diesen Kämpfen ging es im Nahkampf mit Handgranaten und Gewehren Mann gegen Mann. Zum Einsatz kamen auch MGs. Nachts waren Stoßtruppaktivitäten an der Tagesordnung. Viele Soldaten sind damals im Sumpf versunken und ertrunken. Auf Grund der starken Verluste wurde unser Bataillon völlig aufgerieben und schrumpfte von 300 auf nur 30 Mann. Hauptmann Abs schlug mich damals zur Verleihung des Eisernen Kreuzes II (EK II) vor, das ich auch erhielt. Später wurde ich auch mit dem EK I ausgezeichnet. In der Zeit danach wurde mein Kamerad Karl Gerhart aus Bubach vermisst.

Einen Monat lang waren wir im Mai 1943 in den riesigen Waldgebieten bei **Minsk**, die einen idealen Unterschlupf boten, bei der Partisanenbekämpfung eingesetzt. Die Partisanen, unter ihnen auch Frauen, hielten sich in getarnten unterirdischen Bunkern auf, und es war unsere Aufgabe, diese Bunker aufzuspüren. Wir machten etliche Gefangene unter ihnen, die dann durch eine andere Einheit abtransportiert wurden. Was mit ihnen geschah, entzieht sich meiner Kenntnis. [Anm d. Verf.: Es handelte sich um das "Unternehmen Cottbus".]

Von der Blies auf die britische Insel

Im Herbst 1944 wurden wir an die Westfront ins saarländisch-lothringische Grenzgebiet abgezogen. Mein erstes Gefecht dort erlebte ich bei Falkenberg in Lothringen, von wo wir uns auf die linke Saarseite zurückziehen mussten. Danach machte ich etliche Gefechte im Gebiet von **Habkirchen an der Blies** und **Bliesmengen-Bolchen** mit. Am 14. Dezember 1944 hatten wir uns in den Zollhäusern von Habkirchen mit MGs und Karabinern verschanzt. Wir waren 23 Mann von meiner Einheit und 30 Mann aus der SS-Division "Götz von Berlichingen". Die Amerikaner hatten in unserem Rücken die Blies überquert und kesselten uns ein. Es blieb uns keine andere Wahl, als uns zu ergeben.

Wir wurden auf LKWs verladen und nach **Stenay in Frankreich**, an der belgischen Grenze, gefahren. Dort hausten wir, es war Dezember, unter freiem Himmel. Es ist leicht verständlich, dass Krankheit und Tod an der Tagesordnung waren. Als ein deutscher Fliegerangriff zu einem Durchbruch der deutschen Truppen führte, wurden wir bei Nacht und Nebel nach **Le Mans** in die Normandie evakuiert. Dort lagerten 60.000 Gefangene auf einem Freigelände, wo nach und nach Blechbaracken aufgestellt wurden. In diesem Lager war ich bis zum 13. März 1945. An diesem Tag wurden wir nach **Cherbourg** gebracht, von wo wir mit dem Schiff nach England gelangten und danach nach **Glasgow** in Schottland transportiert wurden. Mit 100



*Alfred Drumm als Kriegsgefangener
auf der Farm des Bauern
Eric Coates in Eynsham bei Oxford*

Mann waren wir in Glasgow in 8-Mann-Zelten in der Nähe eines US-Lazarets stationiert und mussten dort in der Küche arbeiten. Ab dieser Zeit ging es uns – im Gegensatz zu vorher – recht gut.

Im Februar 1946 wurden wir von den Amerikanern an die Briten übergeben. Diese verfrachteten uns in ein Lager bei **Oxford**, von wo aus wir zu Arbeitseinsätzen bei den Bauern in der Umgebung abgeholt wurden. Die Behandlung durch die Briten war gut. Wir wurden auch für unsere Arbeit mit Lagergeld bezahlt, mit dem wir im Lager einkaufen konnten. Schließlich wurde ich zusammen mit meinem Kameraden Karl Wagner aus Landau ständig dem Bauern Eric Coates in **Eynsham**, nordwestlich von Oxford, zugewiesen, bei dem wir auch wohnen durften. Zwei Jahre arbeiteten wir bei Coates. Er betätigte sich als Viehzüchter und baute vorzugsweise Weizen und Zuckerrüben an. Während dieser Zeit durften wir uns frei bewegen.

Im Jahr 1948 wurden wir per Bus zur Küste gebracht und nach Hoek van Holland verschifft. Von dort ging es per Zug ins Munsterlager bei Munster in der Lüneburger Heide. Schließlich wurden wir von den Briten in Bretzenheim bei Mainz den Franzosen übergeben, die am 28. März 1948 auf Grund einer Intervention des saarländischen Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann 1000 Saarländer nach Hause entließen. Per Eisenbahn erreichte ich über Ottweiler schließlich meinen Heimatort Hoof. Meine Frau wusste, dass ich entlassen werden sollte, hatte am Radio von der Ankunft des Entlassungszuges gehört und erwartete mich bereits am Bahnhof. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Dezember 2001

Vom Pferd zum Maschinengewehr

Verwundet im großen Kessel von Tscherkassy

Richard Müller

* 1919 Osterbrücken (Nickels)



*Richard Müller mit Pferden
im Jahr 1939 in Posen (Westpreußen)*

Beim Reiterzug

Im Oktober 1938 musste ich mit einem Sonderzug des Reichsarbeitsdienstes (RAD) von Kaiserslautern aus mit anderen Pfälzern zusammen ins RAD-Lager **Windheim in Mittelfranken** fahren. Aus dem Ostertal waren zum Beispiel noch Helmut Zimmer aus Bubach (aus Gerwersch), Ludwig Müller aus Niederkirchen (aus Gipersch) und Albert Klein aus Selchenbach (aus Hellebauersch) dabei. Das Lager Windheim bestand zu zwei Dritteln aus Pfälzern und zu einem Drittel aus Franken. Dort

mussten wir Drainagegräben ziehen zwecks Trockenlegung des sumpfigen gipshaltigen Bodens. Über Weihnachten durften wir Pfälzer alle nach Hause fahren, während die Franken in Windheim bleiben mussten. Letztere sollten dann nach unserer Rückkehr über Neujahr Urlaub bekommen. Doch daraus wurde nichts, weil inzwischen eine Urlaubssperre verhängt worden war, was die Betroffenen natürlich nicht gerade erfreute.

Im März 1939 wurde ich aus dem RAD entlassen. Zu Beginn des Polenfeldzuges wurde ich am 30.08.1939 nach **Darmstadt** zur 112. Infanteriedivision, Ersatzkompanie für Infanteriereiterzüge 33, eingezogen, wo ich in der Kaserne in der Escherbrücker Straße bis Anfang

November 1939 ausgebildet wurde. Jedes der drei Regimenter der Division hatte einen Reiterzug, der zum Beispiel Meldereiter, Transportfuhrwerke und Personal für Reiterangriffe zu stellen hatte. Meine Ausbildung setzte sich dann in einer Kaserne in **Posen in Westpreußen** fort. Dort war ich als Fahrer eines Pferdefuhrwerks abkommandiert. Von 1940 bis 1942 waren wir dann wieder in **Darmstadt** stationiert. Dort wurde unsere Reiterkompanie zu einer Nachrichtenkompanie abkommandiert. Ich hatte in dieser Zeit ein in der Mitte auseinandernehmbares Nachrichtenfuhrwerk zu betreuen. Auf dem hinteren Teil saßen Soldaten, die Funk- und Fernsprechgeräte bedienten. Im Falle der Gefahr konnte dieser Teil an einer geschützten Stelle abgetrennt werden, während ich den vorderen Teil und die Pferde in Sicherheit bringen konnte. Meine Aufgabe bestand auch darin, das Reitpferd des Hauptmanns Schäfer zu pflegen und diesen – er war aus dem Ersten Weltkrieg kriegsbeschädigt – nach Hause nach Walldorf bei Frankfurt zu seiner Familie zu kutschieren. Außerdem war ich mit dem Transport von Verpflegung und Ausrüstung beschäftigt.

Gehunfähig

Am 1. Pfingsttag 1942 begann ein neuer Abschnitt. Wir wurden in Heidelberg auf die Eisenbahn verladen und in den Mittelabschnitt der Ostfront ins Gebiet von **Orel** und **Bolchow** zur 112. Infanteriedivision verfrachtet. Ich landete im 256. Regiment im 3. Bataillon und der 9. Kompanie. Fahrer und Kutscher wurden dort keine mehr benötigt, weil schon genügend vorhanden waren. Deshalb wurde ich als MG-Schütze 3 angelernt und eingesetzt. Ich erlebte auch schon bald größere Kampfhandlungen. Die Rote Armee war an einer Stelle durchgebrochen. Wir mussten Schützenlöcher schaufeln, die beim Gegenangriff verwendet werden sollten. Sie wurden auch von unseren Leuten besetzt. Als unsere eigene Artillerie dann zu feuern begann, beschoss sie diese eigene Stellung, weil sie nicht genau über den Frontverlauf informiert war. Das Resultat waren 7 Tote. Nach 3 Wochen wurden wir dort abgelöst, in ein rückwärtiges Gebiet verlegt und im Nahkampf und an weiteren Waffen ausgebildet. Im Sommer 1943 erhielt ich Heimaturlaub und fuhr ohne besondere Vorkommnisse mit einem Fronturlaubszug durchgehend Richtung Saarbrücken. Als ich nach 2 Wochen zurückkehrte, waren von der 9. Kompanie, die einmal 120 Mann umfasst hatte, nur noch 7 übrig! Wir meldeten uns in **Orel**, und die Reste unseres Regiments wurden zum **Feldflugplatz Karatschew** beordert, den wir per Bahn mit Leerzügen erreichten. Sogleich wurden wir in den Südabschnitt der Front verlegt. Schon bald erfolgte dort der deutsche Rückzug, per Fuß. Bei dieser Aktion lief ich mir die Füße dermaßen wund, dass ich gehunfähig wurde. Auf dem Truppenverbandsplatz bekam ich ein Schild um den Hals gehängt, das besagte, ich solle per Eisenbahn in ein Krankenhaus geschafft werden. Nach etwa einer Woche erreichte der Lazarettzug **Reichshofen in Polen**.

Schulterdurchschuss

Nach meiner Genesung musste ich mich bei der Ersatzkompanie der 112. Infanteriedivision in **Pfalzburg im Elsass** melden, wo ich mich im September und November 1943 aufhielt. Danach ging es zunächst nach **Bitsch**, wo im Dezember 1943 eine neue Einheit zusammengestellt wurde. Von dort reisten wir in Güterwagen über Berlin in die Sowjetunion, wo wir Anfang Januar 1944 bei einer sächsischen Infanterieeinheit im Gebiet von **Tscherkassy** eintrafen. (Die eigene Einheit war inzwischen aufgelöst worden.) Die Sowjets schlossen am 28. Januar 1944 den **Kessel von Tscherkassy**. Am 30. Januar führten wir gegen 16 Uhr einen Gegenangriff mit Sturmgeschützen durch. Mein Kamerad Peter Niddenwillen aus Gruft bei Andernach und ich liefen dabei mit unseren Gewehren hinter einem solchen Geschütz her. Der feindliche Granatbeschuss war aber so stark, dass wir uns entschlossen, uns in den Schnee zu werfen, um dort Deckung zu suchen. Beim Hinwerfen schlug auch schon eine Granate in unserer Nähe ein. Niddenwillen erhielt einen Treffer am Kopf und war sofort tot. Ich erlitt



*Richard Müller (2. v. l.) im Jahr 1943
in einem Schützengraben
an der Ostfront bei Orel (Sowjetunion)*

einen Schulterdurchschuss. Als ich mich langsam wieder aufraffen und nach hinten zurückziehen wollte, blickte ich auch schon in den Lauf einer Pistole. Ein Leutnant meinte, ich wolle mich unerlaubter Weise aus dem Staub machen und bedrohte mich. Als er aber sah, dass ich verwundet war, verschwand er wieder. Ich zog mich also zurück und traf unterwegs auf eine vorrückende Einheit, die erstmals meine stark blutende Schulter verband. Ich schaffte die 3 km bis zum Truppenverbandsplatz, den ich schließlich in der Dunkelheit erreichte. Dort wurde mir ein Platz in einem großen Saal zugewiesen, in dem etwa 50 Mann lagen.

Am nächsten Morgen schon kam ein Krankenwagen und brachte die Verwundeten zum Flugplatz **Korsun**, wo etwa 25 deutsche JU-Transportflugzeuge, die Verpflegung und Ausrüstung gebracht hatten, warteten. Wir wurden in diese Flugzeuge gebracht. In meiner Maschine befanden sich 2 stehende Verwundete und ein liegender Verwundeter. Während des Fluges aus dem Kessel sah ich durchs Fenster, wie eine der Maschinen mit einer Rauchfahne nach unten ging. Zwei der Flugzeuge wurden bei diesem Transport abgeschossen. Da wir nicht namentlich registriert waren, gelten die Insassen vermutlich bis heute als vermisst. Wir landeten in **Uman**, wurden auf die Bahn verladen und erreichten so ohne weitere Zwischenfälle **Landsbeg an der Warthe**, wo ich von Februar bis Mai 1944 gepflegt wurde.

Die Ardennen-Offensive

Die Ardennen-Offensive richtete sich gegen die von Westen her vordringenden Alliierten im Dezember 1944 und Januar 1945 in den Ardennen. Hitler wollte durch diese geballte Offensive die alliierte Front durchbrechen, um im Westen wieder die Oberhand zu gewinnen. Laut Plan sollte zuerst Antwerpen, der Nachschubhafen der Alliierten, genommen werden, und anschließend sollten die alliierten Truppen in Belgien und in den Niederlanden eingeschlossen werden. Am 16. Dezember starteten die Deutschen ihren Angriff auf den völlig überraschten Gegner, und es gelang ihnen, in die Front der Alliierten einzubrechen. Ende Dezember wurde der deutsche Vorstoß jedoch nahe der Maas gestoppt, und nachdem am 24. Dezember auch die alliierte Luftwaffe in die Kämpfe eingegriffen hatte, mussten die Deutschen überall zur Verteidigung übergehen.



Trotz der militärischen Überlegenheit der Alliierten, ordnete Hitler am 31. Dezember eine zweite Offensive an. Am 3. Januar 1945 begannen die Alliierten ihre Gegenoffensive und schlugen die deutschen Truppen endgültig zurück.

Autofahren gelernt

Danach musste ich mich bei der Ersatzkompanie der sächsischen Einheit in **Luschewitz** in der Tschechei melden, wo eine neue bespannte Division zusammengestellt wurde. Wir sollten zwar wieder nach Osten verlegt werden, mussten dann aber an der **Ardennen-offensive** Ende 1944 im Westen teilnehmen. Nach 4 Wochen lagen wir schließlich in **Aachen**. Eines Morgens war kein Schlachtenlärm mehr zu hören. Ein Leutnant unserer Einheit wollte zum Heereskommando gehen, das in einem Spitzbunker residierte, um sich über die militärische Lage zu erkundigen. Doch schon bald kam er zurück, ohne Pistole, entwaffnet. Die Stadt war als erste deutsche Stadt an die Amerikaner übergeben worden, wir waren amerikanische Kriegsgefangene. Ich kam zunächst in ein Barackenlager nach **Compiègne in Frankreich**. Von dort aus ging es in ein Arbeitslager nach **Bassincourt bei Reims**, das wir erst einmal aufbauen mussten. Anfangs hausten wir noch in Erdlöchern und in den Verdeckten herumstehender Fahrzeuge. Dann wurde es schon etwas "komfortabler", als uns Baracken zur Verfügung standen. Es war unsere Aufgabe, defekte amerikanische Militärfahrzeuge zu reparieren. In der Nähe hatten die Amerikaner auch einen riesigen Schrottplatz mit deutschen Fahrzeugen eingerichtet. Ich sah dort auch einmal einen Bus mit der Aufschrift "Nach Idar-Oberstein". Das Essen in Bassincourt war miserabel. Waren einmal noch Reste vorhanden, wurden diese von den Amerikanern mit Benzin übergossen und verbrannt. Doch dort lernte ich das Autofahren, ohne Führerschein. Ich lernte auch schwere LKW zu fahren. Im Oktober 1946 schließlich war die Gefangenschaft zu Ende, und ich konnte über Tuttlingen in Württemberg nach Hause zurückkehren. ■

*Interview durch Klaus Zimmer, Dezember 2001
Richard Müller ist 2002 verstorben*

Von der Luftwaffe zu den Panzergrenadieren Gelungener Coup auf dem Schnellboot

August Karst

* 1919, Marth (Reche)

Im Jahr 1940 wurde ich zur deutschen Luftwaffe nach Hannover-Langenhagen eingezogen. Im Jahr 1941 wurde ich in **Budweis in Tschechien** zum Bordfunker ausgebildet und danach in **Kertsch auf der Halbinsel Krim** in der Sowjetunion stationiert. Von dort aus flogen wir mit der Me 110 und der Ju 88 Einsätze im südlichen Russland und im Kaukasus. Bei Rückzugsgefechten wurde unser Flugzeug schließlich völlig am Boden zerstört. Nur wenige Maschinen konnten noch ausfliegen. Meine Kameraden und ich saßen auf der Krim fest. Unser einziger Gedanke war: "Nur weg von den Russen!" Es gelang uns, uns bis zum Hafen von **Sewastopol** durchzuschlagen. Es bestand hier allerdings keine Möglichkeit, die Halbinsel auf legalem Weg zu verlassen. Im Hafen lagen noch Schnellboote der deutschen Marine, die aber nur mit schwer verletzten Kameraden beladen werden durften. Mein Kamerad und ich beobachteten für eine Weile die Verladung der Verwundeten. Dann fassten wir kurzerhand einen Entschluss, gingen auf das Sanitätslager zu, packten eine Trage mit einem Schwerverletzten und trugen ihn auf ein Schnellboot. Der Coup gelang. Mit dem Schnellbootkonvoi fuhren wir nach **Konstanza**



August Karst



Ju 88. Mit seiner solchen Maschine war August Karst im Einsatz.

in Rumänien. Dort meldeten wir uns beim Stadtkommandanten und wurden in ein Sammellager für versprengte Wehrmachtsangehörige verwiesen. Hier wurde eine Truppe zusammengestellt mit Marschbefehl nach **Debrecen in Ungarn.** Dieser Fußmarsch führte uns quer durch Rumänien und war für mich eine Qual, da ich als Luftwaffensoldat nie das Marschieren geübt hatte. In Debrecen kamen wir zum neu zusammengestellten Panzergrenadierbattalion Mot 92 unter dem Kommando von Oberst von Hildebrand. Hier war ich wieder als Funker eingesetzt. Gegen Ende des Krieges war ich 25 Jahre alt. Im Kampf gegen sowjetische Truppen hatten wir unsere Stellungen im Raum **St. Pölten in Österreich.** Am 4. Mai 1945, vier Tage vor der deutschen Kapitulation, erhielten wir bei Einbruch der Nacht den Befehl zum Rückzug. Unsere gesamte Einheit, etwa 700 bis 800 Mann, machte sich danach auf den Marsch Richtung Westen zu den Amerikanern. In Enns überquerten wir den Fluss Enns und befanden uns danach im amerikanisch besetzten Gebiet.

Begleitet von den Amis zog unsere Kampfeinheit voll bewaffnet auf einen uns zugewiesenen Sammelplatz. Dort stellten wir unsere Fahrzeuge und Geschütze vorschriftsmäßig ab. Wir waren in Gefangenschaft. Beim letzten Appell sprach unser Kommandeur noch einmal zu uns: "Wir ihr wisst, habe ich euch jetzt nichts mehr zu befehlen. Aber eine Bitte habe ich noch: bleibt hier bei euren Fahrzeugen. In drei Wochen seid ihr alle zu Hause. Soldaten aus der näheren Umgebung können sofort entlassen werden." Verpflegt wurden wir in dieser Zeit aus unseren eigenen Feldküchen. Tatsächlich hatten wir schon nach etwa 3 Wochen unsere Entlassungspapiere in der Hand. In einem Konvoi transportierten uns die Amerikaner zunächst nach Mannheim, wo die letzte Entlausungsaktion durchgeführt wurde. Hier traf ich auch meinen Bruder Helmut (später wohnhaft Osterbrücken) und Robert König aus Marth.

In einem kleineren Konvoi ging es dann am 3. Juni 1945 bis zum Bahnhof Homburg, von wo wir mit dem Zug nach Neunkirchen fuhren. Inzwischen waren zu unserer Ostertaler Gruppe noch Ludwig Schuck aus Selchenbach und Willi Renner aus Bubach hinzu gestoßen, so dass wir insgesamt 5 Ostertäler waren. Zu Fuß machten wir uns gemeinsam auf den Weg durch das Ostertal nach Hause. Wenn ein Auto zu hören war, schlugen wir uns allerdings schnell in die Büsche, weil wir befürchteten, trotz Entlassung wieder aufgegriffen und interniert zu werden. Als im Juli 1945 die Franzosen die Besatzung übernahmen, erkannten sie unsere Entlassungspapiere nicht an. Um neue Papiere zu erhalten, mussten wir uns in Bretzenheim bei Mainz melden. Befürchtungen, man könne uns in das dortige Lager stecken, waren zum Glück unbegründet. Die Formalitäten waren innerhalb eines Tages erledigt, und wir konnten nach Hause zurückfahren. ■

*Interview durch Erwin Karst, November 2001
(Erwin Karst ist 2002 verstorben)*

Weltreise durch drei Kontinente

In Europa, Afrika und Amerika

Willibald Fell

* 1920, Hoof (Felle)

Zugbegleitung und Partisanenbekämpfung

Weil ich in der Grube arbeitete, also in einem wirtschaftlich wichtigen Industriezweig, wurde ich im Alter von 18 Jahren nicht zum Wehrdienst eingezogen. Auch der Reichsarbeitsdienst blieb mir deshalb erspart. Am 1. Februar 1941 wurde ich schließlich zur 118. Infanterie-Division nach Kaiserslautern in die Denner-Kaserne einberufen. Nach der Ausbildung dort wurde ich mit anderen zusammen per Zug nach Rumänien (Bukarest), Bulgarien und schließlich zur 125. Infanterie-Division nach **Saloniki in Griechenland** verlegt. Die lange Reise verlief ohne Zwischenfälle. In Saloniki lagen wir in einer ehemaligen Kaserne der griechischen Armee und bewachten ein Verpflegungslager. Die Kontakte zur griechischen Bevölkerung waren gut und ohne Spannungen. Dann wurden wir reihum abkommandiert, um Urlauberszüge für Soldaten Richtung Belgrad vor Partisanenüberfällen zu schützen. Dabei lagen zwei Mann mit MGs auf dem Kohlentender, andere waren mit MGs auf die Trittbretter des Zuges verteilt. Die Fahrt dauerte einen Tag, dann übernachteten wir in Belgrad, und am nächsten Tag ging es wieder als Zugbegleitung zurück nach Saloniki. Zumindest bei den Fahrten, bei denen ich dabei war, waren keine Zwischenfälle zu registrieren.

Dann musste unsere gesamte Kompanie nach **Belgrad** ausrücken. Von dort aus marschierten wir im Gleichschritt Richtung Süden durch ganz Serbien und durchsuchten die Dörfer nach Partisanen. Die Übernachtung erfolgte in großen Räumen, z. B. in Kirchen, aber auch bei der Bevölkerung in den Häusern. Den Partisanen war unsere Anwesenheit nicht entgangen, und so führten sie auch heimliche Aktionen gegen uns durch, bei denen etwa 5 Mann der Kompanie hinterrücks erstochen wurden. Schließlich erreichten wir die Stadt **Skopje in Mazedonien**, wo wir eine Woche blieben, um dann wieder nördlich nach Belgrad zu marschieren. Im Winter 1941/42, in dem auf dem gesamten Balkan ungewöhnlich viel Schnee fiel, wurden wir per Zug erneut nach **Saloniki** verlegt. Schließlich sollten wir nach Deutschland zurückfahren, um für die Invasion von England vorbereitet zu werden. Wir waren auch schon in den Zug verladen, die Aktion wurde aber abgesagt, und wir kamen wieder zurück in die Kaserne. Dann erfolgte die Verlegung in die Hafenstadt **Piräus** bei Athen. Von dort aus wurden wir nach **Kreta** in die Stadt Spirakleon verschifft, dann ging es nachts per LKW nach Osten nach **Herakleon** in die Nähe des dortigen Flugplatzes. Untergebracht waren wir in einem ehemaligen Zuchthaus, zeitweise auch bei Privatleuten. Unsere Aufgabe bestand in der Bewachung der Bombenlager des Flugplatzes, von dem aus ständig Heinkel-Bomber und Jagdmaschinen Richtung Nordafrika starteten.

Auf Kreta zog ich mir, wie die anderen auch, das Papadace-Fieber zu, das durch Insektenstiche übertragen wird und etwa 4 Tage anhielt. Eines Tages saß ich in einem Soldatenheim in Herakleon, als draußen ein bekanntes Gesicht auftauchte: Emil Stamm aus Hoof. Ich rannte hinaus und hielt ihn an. Für einige Zeit tranken wir zusammen ein Bier und unterhielten uns, dann trennten sich unsere Wege wieder. Es erfolgte nun auch eine gründliche medizinische Untersuchung, bei der einige nach Deutschland ausgemustert wurden. Ich wurde afrikatauglich geschrieben, konnte aber noch nach Hause in Urlaub fahren.



Willibald Fell auf Kreta



*Willibald Fell (mittlere Reihe, links)
in einer Fußballmannschaft
im Gefangenenlager in Ägypten*

Wasserbomben am Abend

Nach dem Ablauf meines Urlaubsscheins wurde ich nach **Mas-samadrouk in Ägypten** geflogen. Anfang 1942 wurde unsere Einheit nach **El Alamein** zum Kampfeinsatz verlegt. Auf unserem Marsch an die Front warfen nachts plötzlich feindliche Maschinen Leuchtmarkierungen über unserem Lager ab, und bevor wir richtig zur Besinnung gekommen waren, waren wir auch schon von amerikanischen Truppen umzingelt. Einige der US-Soldaten waren betrunken. Noch bevor wir also in Kampfhandlungen eingegriffen hatten, war der Krieg für uns zu Ende. Die Amerikaner brachten uns zuerst zu einem kleineren Übergangslager und ließen uns

dann bei glühender Hitze in ein britisches Hauptlager am Suez-Kanal marschieren. Dort lagen wir 2 Monate lang bei mäßiger Verpflegung. Dann ging es in ein Außenlager direkt am Kanal, von wo aus wir auf das Schwesterschiff der "Queen Elizabeth" gebracht wurden. Wo die Reise hingehen sollte, sagte uns niemand.

Sie endete nach einer Woche, in der wir alle seekrank wurden, in **Durban in Südafrika**. Nach gründlichen Filzungen brachte man uns per Zug in die Berge bei **Pietermaritzburg** in ein kleines Lager, wo alle eine Glatze geschoren bekamen. Dort wohnten wir, zusammen 250 Mann, 2 Monate lang an einem Hang in Zelten. Tagsüber war es sehr heiß, die Nächte waren dort kühl. Dann ging es per Zug wieder zurück nach Durban zur Einschiffung auf einen kleinen 8000-t-Truppentransporter. In diesem Schiff lagen wir über dem Maschinenraum und schwitzten kolossal. Es gab pro Tag 1 Löffel Brühe und 3 gekochte Kartoffeln, von denen mindestens 2 faul waren. Wenn wir Pech hatten, waren alle 3 ungenießbar. Morgens durften wir uns eine halbe Stunde lang an Deck die Füße vertreten. Eines Abends hörten wir von unserem Raum aus ein gewaltiges Rumsen. Es stellte sich am Morgen heraus, dass die Besatzung eine Wasserbombe abgefeuert hatte, vermutlich auf ein deutsches U-Boot. Diese Prozedur wiederholte sich in den kommenden Tagen.

Reisernte in Texas

Wir fuhren um das Kap der Guten Hoffnung herum und kamen nach 89 Tagen in **New York** an. Zwischendurch hatten wir schweren Seegang gehabt, so dass wir kaum voran gekommen waren. Offenbar wollten die Amerikaner uns beim Aussteigen aus dem Schiff in der Weltstadt als Jammergestalten vorführen. Es war uns jedoch gelungen, einige Rasierklingen und Scheren durch die Filzungen hindurch zu schmuggeln. Damit rasierten wir uns und schnitten uns die Haare. Auch unsere Uniformen brachten wir auf Hochglanz. Die Wachen und die Zivilisten, die uns beim Aussteigen beobachteten, staunten nicht schlecht, als sie uns geschneigelt und gebügelt aus dem Schiff kommen sahen. In einer großen Halle in New York wurden wir erneut gründlich gefilzt. Nur eine Decke durften wir behalten. Auch wurden wir neu durcheinandergemischt, wohl um Kameradschaften erst gar nicht entstehen zu lassen. Per Zug ging es in 2 ½ Tagen nach **Texas** in das **Camp Swift**, wo uns Baracken zur Verfügung standen. Wieder erfolgte eine Filzung. In Camp Swift waren wir in unserer Abteilung 200 Mann, das Lagerleben war gut, die Verpflegung ausgezeichnet, und unsere Hauptbeschäftigung

war es, die Zeit totzuschlagen. So ging es 1 ½ Monate lang. Dann wurden wir 1943 in eine große Halle, etwa 100 km von unserem Hauptlager entfernt, verfrachtet. Von dort aus ging es zur Arbeit in die Reisernte in der Nähe des Golfes von Mexiko. Im Frühjahr 1944 mussten wir Wasserzuleitungen für die Reisfelder bauen. Dabei wurden wir morgens von den Farmern mit Autos abgeholt. Zunächst war 1 Mann Bewachung für 5 Gefangene eingeteilt, später wurden 2 Mann für 15 Gefangene abgestellt.

Im Sommer 1944 war unser Einsatz in Texas zu Ende. Wir wurden nach **Oklahoma** gebracht, wo wir in Baracken untergebracht waren. Dort mussten wir Netze knüpfen, angeblich für den Fischfang, wir jedoch glaubten, dass sie als Tarnnetze für die amerikanische Armee vorgesehen waren. Dies ging so bis zum Kriegsende am 8. Mai 1945. Damals kamen nachts LKW und räumten die Küchenvorräte weg, abrupt bekamen wir nur noch eine Magerkost. Aus Protest traten wir in den Streik. Als Drohungen nichts nützten, gab man uns wieder besseres Essen, und wir nahmen die Arbeit wieder auf. Als Angehörige des Afrika-Korps hielten wir wie Pech und Schwefel zusammen. Das zeigte sich auch daran, dass es uns gelang, Einzelteile zu organisieren, mit deren Hilfe Techniker unter uns ein Radio bastelten, mit dem wir deutsche Sendungen empfangen konnten. All das geschah natürlich heimlich, und niemand verriet etwas davon. Das änderte sich, als die Amerikaner einige deutsche Gefangene aus Frankreich zu uns verlegten. Diese meldeten das Geheimradio, das dann beschlagnahmt wurde.

Zwangsarbeit in Belgien

Dann ging die Zeit in den USA zu Ende. Wir wurden 1946 vom Golf von Mexiko aus in einer Woche per Schiff nach Le Havre in Frankreich transportiert. Dank des deutschstämmigen Kapitäns konnten wir uns auf dem Schiff frei bewegen. In Le Havre wurden wir in offene Güterwagen gesteckt, unterwegs warfen Zivilisten von Brücken aus Steine auf uns. All das zeigte uns, dass andere, schlimmere Zeiten vor uns lagen. Als wir in einem Lager ankamen, wurden wir aus dem Zug hinausgeprügelt. Wachpersonal, das wir als "Polacken" bezeichneten, schlug von beiden Seiten mit Stöcken auf uns ein. In dem Lager wurden wir traktiert und schikaniert. Alles, was wir aus Amerika mitgebracht hatten, wurde uns abgenommen, nur eine Decke durften wir behalten. Wir beschwerten uns und sollten daraufhin alles wieder zurückbekommen. Doch unsere Habseligkeiten lagen auf einem Haufen zusammengeworfen, und das Meiste war verschwunden. Kaum noch jemand fand, was er hatte abgeben müssen. Am zweiten Tag erfolgte eine erneute Filzung, und das Wenige, das wir bei der "Rückgabe" wieder gefunden hatten, wurde endgültig weggenommen. Das Lager wurde im Laufschrift geführt. Wehe, wer beim Essenfassen oder beim Austreten sich nicht im Laufschrift vorwärtsbewegte! Er wurde sogleich mit Stöcken verprügelt. Auch die Arbeit, die wir dort leisten mussten, war Teil der Schikanen. Wir wurden mit kleinen Nagelscheren ausgestattet und mussten, in der prallen Sonne sitzend, die Stacheln von Stacheldraht abklemmen. Danach fiel unseren Bewachern wieder etwas Neues ein. Sie wiesen uns an, immer noch in der heißen Sonne sitzend, mit den Händen Steine aneinander zu schlagen und so zu zerkleinern. Nach zwei Wochen war die Tortur dieses eigenartigen Lagers vorbei, wir wurden per Zug, diesmal in geschlossenen Waggons, nach **Belgien** gefahren.

In Belgien landeten wir im flämischen Teil in einem Barackenlager, wo wir schlecht verpflegt wurden. Wir mussten in einer kleinen Kohlengrube Zwangsarbeit leisten. Mir als Bergmann fiel das noch relativ leicht, doch andere, z. B. Lehrer oder Beamte, hatten mit der schweren körperlichen Arbeit ihre Schwierigkeiten. Bei unseren Arbeitskommandos war jeweils auch ein Belgier als Aufseher dabei. Als die Arbeitsnorm von 1 ½ Stangen Kohle pro Tag auf 2 Stangen erhöht wurde, weigerte ich mich, in die Grube einzufahren. Ich wurde einem belgischen Hauptmann vorgeführt, den ich auf unsere schlechte Ernährung hinwies. Für mich hatte mein Protest überraschender Weise positive Folgen. Ich wurde von den anderen weg verlegt in eine andere Abteilung, wo die ursprüngliche Norm galt. Im Juni 1947 schließlich wurde ich per Zug nach Dachau gebracht, dort wieder den Amerikanern übergeben und am 2.

Juli 1947 von diesen aus der Gefangenschaft entlassen. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Januar 2003

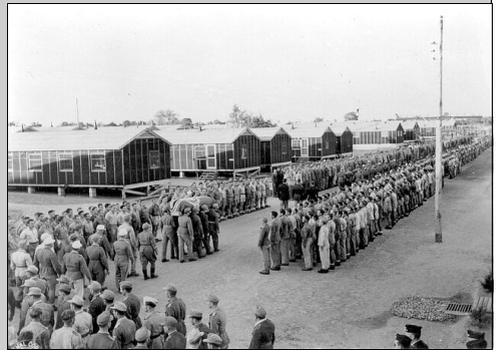
Camp Swift in Texas

Camp Swift in der Nähe der texanischen Hauptstadt Austin wurde im Jahr 1942 als riesiger militärischer Komplex und Truppenübungsplatz der amerikanischen Streitkräfte errichtet und nach dem texanischen General Eben Swift benannt. Im Juli 1943 kamen die ersten Gefangenen an, schließlich waren in Camp Swift fast 5000 Gefangene untergebracht.

Die Deutschen erhielten die gleichen Essensrationen wie die dort stationierten Amerikaner. Zwecks Freizeitgestaltung wurden den Gefangenen zahlreiche Angebote gemacht, z. B. Sport und Leibesübungen und Fortbildungskurse. Der Unterhaltung dienten ein Lagerchor, ein Lagerorchester und eine Theatergruppe. Arbeiten im Lager wurden mit 10 Cents pro Tag, solche in Außenkommandos (z. B. bei der Reisernte) mit 80 Cents entlohnt.



Speisesaal in Camp Swift um Weihnachten



Beisetzung eines Gefangenen in Camp Swift



Aufführung des Lagertheaters



Näherei des Gefangenenlagers

Tausende kamen aus den Löchern gekrochen

Bei einem Fernmeldetrupp im Osten

Robert Kratz

* 1921, Marth (Blenne)
aufgewachsen in Hoof

Die größte See- und Landfestung der Welt

Nach meiner Lehre im Walzwerk des Eisenwerkes in Neunkirchen wurde ich 1940 zum Reichsarbeitsdienst (RAD) in **Kandel in der Südpfalz** eingezogen, wo wir hauptsächlich bei Bachregulierungsarbeiten eingesetzt waren. Im Winter 1940/41 standen auch hin und wieder Arbeiten im Schnee an, bei denen Fahrzeuge und einmal ein Zug vom Schnee freigeschaufelt werden mussten. Im März 1941 rückte ich dann nach Darmstadt zu einer Artillerieeinheit ein, danach ging es zunächst nach Niederlahnstein und von dort direkt an den Südabschnitt der Ostfront. Dort wurde ich bei Odessa bei der 72. Division im 172. Artillerie-Regiment in einem Funk- und Fernsprechrupp eingesetzt. Unsere Aufgabe war es, Nachrichteneinrichtungen zur Verfügung zu stellen bzw. diese zu reparieren. Übernachten mussten wir meist in Heuschuppen oder in Ställen, ansonsten im Freien.

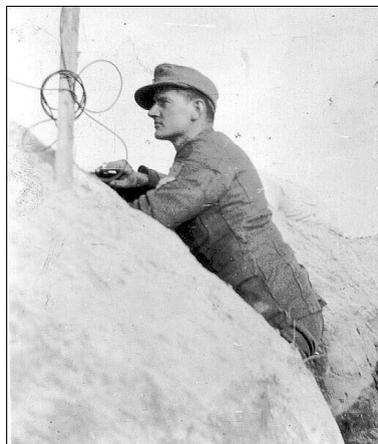
Damals ging es mit dem deutschen Vormarsch schnell voran, bis er bei **Melitopol** zunächst zum Stillstand kam. Weiter ging es wieder, nach Süden Richtung Halbinsel Krim, über die Perekop-Landenge bis **Sewastopol**. In Sewastopol befand sich die größte See- und Landfestung der Welt, und es war nun Aufgabe der deutschen Truppen, dieses ganz unterminierte Gelände zu besetzen. Besondere Verdienste erwarb sich dort das Vorkommando Baake, das über 25 Radfahrer und einen LKW verfügte. Die sowjetischen Artilleriestellungen wurden von diesen Männern im Handstreich genommen und entwaffnet. Damals, beim Beschuss der Festung, wurden auch erstmals Raketenwerfer eingesetzt. Der deutsche Kommandant Maddenklod wollte ganz Sewastopol mit der Infanterie im Handstreich nehmen, was natürlich ein aussichtsloses Unterfangen war.

Im Frühjahr 1942 begann dann mit allen zur Verfügung stehenden Kräften der Großangriff. Als der Fall der Festung abzusehen war, setzte sich der Stab der sowjetischen Truppen mit U-Booten ab, danach erfolgte die Kapitulation. Wir staunten nicht schlecht, als aus den Löchern Tausende Rotarmisten hervorgekrochen kamen.

Einige von ihnen mussten erst noch durch Ausräuchern davon überzeugt werden, dass sie sich ergeben sollten. Manchmal schossen sie auch noch von unten durch Löcher hinaus und trafen Leute von uns. Für die Männer unserer Batterie, die am längsten bei diesen Kämpfen im Einsatz gewesen waren, wurden Orden vorgesehen. Unserem Nachrichtentrupp wurden 5 Eiserne Kreuze (EK I) und 5 rumänische Tapferkeitsorden verliehen. Wer das EK I und wer den rumänischen Orden bekam, wurde per Los bestimmt. Ich erhielt letzteren. Später wurden mir dann



Robert Kratz



Robert Kratz auf einer
B-Stelle im Osten

auch noch das EK I und der Winterorden ("Gefrierfleischorden") verliehen.

Zwei Wochen nach dem Fall der Festung erhielten wir den Marschbefehl nach Hause. Bei unserem Transport nach Norden gerieten wir in den **Kessel von Rshew** hinein, der immerhin noch über einen 4 km breiten Zugang zur "Außenwelt" verfügte. Im Februar 1943 wurde der feldmarschmäßige Rückzug aus dem Kessel befohlen und auch durchgeführt. Über Kursk zog sich unsere Einheit bis nach **Baumholder** zurück. Dort erfolgte bis Mai 1943 eine Neuaufstellung als Heeres-Artillerie-Abteilung 64. Wir wurden dann erneut nach **Kursk** verlegt. Dort gerieten wir in die größte Panzerschlacht des Weltkrieges. Mit dabei waren auch 13 Ferdinand-Panzer, die größten Panzer, die ich jemals gesehen habe. Sie verbrauchten 10 Liter Benzin auf 1 Kilometer und mussten ständig von einem Tankwagen begleitet werden. Kein Wunder, dass sie schließlich alle bei Kursk liegen blieben. Die Wehrmacht schaffte noch einmal eine Entlastung und stieß 40 bis 50 km Richtung Kaukasus vor.

Der Untergang von Dresden

Unsere Einheit landete danach im Mittelabschnitt bei **Witebsk**, wo wir zusammen mit der Panzergrandier-Division "Großdeutschland" in Brennpunkten eingesetzt wurden. Dort ging es ständig zurück, die Tage des Vormarsches waren endgültig vorbei. Ich war bei der Nachhut eingesetzt, die mit der Sicherung des Rückzuges befasst war. Wir waren dahin gekommen, dass uns kein einziges Geschütz mehr zur Verfügung stand. Ende 1944 erreichten wir **Warschau**, danach ging es nach **Ostpreußen** in den Raum Goldap und Angerap. Selbst in dieser Phase, als die Rote Armee unablässig von Osten vorpreschte, gaben wir den Krieg noch nicht für verloren, sondern glaubten an die angekündigten "Wunderwaffen". Am 9. Januar 1945 erhielt ich noch einmal Heimaturlaub. Zu Hause machten Tiefflieger die Gegend unsicher.



*Verbrennung von Leichen in Dresden
nach den Luftangriffen im Februar 1945*

Danach musste ich zu einer Neuzusammenstellung nach Gießen, von da aus zurück zur Front. Am 13. Februar 1945 kamen wir abends um 20 Uhr auf dem Bahnhof in **Dresden** an. Um 21.30 Uhr gab es plötzlich Fliegeralarm, den die Zivilisten, die uns in den Elbauen begegneten, nicht sonderlich ernst nahmen, da es dort schon oft Alarme gegeben hatte, ohne dass etwas passiert war. Doch diesmal sollte der Untergang der Stadt bevorstehen. Als Leuchtmarkierungen gesetzt wurden, war mir klar, dass Schlimmes bevorstand. Wir liefen so schnell wir konnten weg von dem markierten Gebiet. Da ging es auch schon los, der Nachtangriff der britischen Luftwaffe begann, und die Bomben rauschten

herab. Noch heute, fast 60 Jahre nach den schrecklichen Ereignissen, fällt es mir sehr schwer, darüber zu reden. Daher hier nur einige kurze Bemerkungen. Wir wurden noch in der Nacht nach Pillnitz in eine Wirtschaft verlegt. Um 00.30 Uhr erfolgte die zweite Welle des Bombardements. Auch Pillnitz bekam etwas ab, aber dort war es nicht so schlimm wie in der Stadt. Am nächsten Tag waren wir mit der Bergung von Besitz und von Toten beschäftigt, als um 09.30 Uhr wieder Bomber, diesmal die Amerikaner, angriffen. Unter den Pfeilern des Staatsgefängnisses suchten wir Zuflucht. Wir hatten Glück und wurden dort nicht erwischt. Vielen anderen erging es schlimm. Verzweifelte Kinder irrten orientierungslos durch die brennenden Ruinen auf der Suche nach ihren Eltern. Zwei Wochen lang lagen wir in Dresden und halfen bei den Aufräumarbeiten. Schließlich wurden die verschütteten Wohnungen mit Flammenwerfern ausgefackelt, um die darin liegenden Leichen zu verbrennen und Seuchen zu vermeiden.

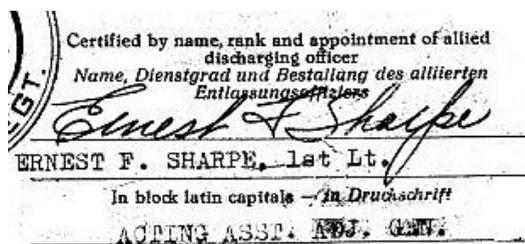
“Bischd du aus Hoob?”

Danach ging es wieder zu den Fronttruppen, diesmal nach **Cottbus** zu einem Artillerie-Regiment der 21. Panzerdivision. Unser Weg führte uns über Brandenburg und Berlin nach Potsdam. Dort verloren wir den Kontakt zu unserer Einheit. Mit einem Motorrad folgten wir den Panzerspuren und befanden uns bald auf der Autobahn Richtung Süden, die bereits unter Beschuss lag. Bei **Chemnitz** fanden wir tatsächlich unsere Division wieder. Danach lagen wir untätig im **Sudetenland** bis zum 13. Mai 1945, also bis 5 Tage nach der Kapitulation. Dabei nahmen wir versprengte Soldaten und Zivilisten in unsere Obhut. Feindliche Truppen waren keine zu sehen.

Wir erhielten den Befehl, uns nach Bamberg zu den Amerikanern durchzuschlagen. Mit anderen zusammen ging ich jedoch in **Plauen im Vogtland** in amerikanische Gefangenschaft. Da die 21. Panzerdivision hauptsächlich im Westen eingesetzt gewesen war, wurde sie damals nicht den Sowjets übergeben. Bewacht wurden wir von deutsch sprechenden Amerikanern, der sogenannten “Roosevelt-Standarte”, die aus Emigranten bestand. In Plauen lebten wir bei mittelmäßiger Versorgung in Behelfszelten. Am 4. Juni 1945 wurde ich einem Offizier zwecks Aushändigung der Entlassungspapiere vorgestellt. Als er meine Personalien sah, sagte er zu meiner Überraschung: “Bischd du aus Hoob?” Erstaunt antwortete ich: “Ei jo, ich bin aus Hoob.” Darauf der Ami: “Do däd ich jetzt aach gäre hienfahre. Ich bin nämlich e Sand Weneler Bub.” Es handelte sich um den amerikanischen Oberleutnant Ernest F. Sharpe vom 120. US-Infanterie-Regiment, der aus St. Wendel stammte.

Wir wurden nun per LKW nach **Erfurt** in eine Kaserne gebracht, von wo aus nach und nach der Abtransport in die Heimat erfolgen sollte. Eines Tages machte das Gerücht die Runde, die Gegend solle an die Sowjets übergeben werden. Mir war das Ganze nicht geheuer, ich wollte nach Hause und nicht nach Sibirien. Deshalb schmiedete ich Pläne, mich unbemerkt von dort abzusetzen. Ein Kamerad aus Patersbach bei Kusel wollte sich an dieser Aktion nicht beteiligen, jedoch ein Kamerad aus Schifferstadt in der Pfalz wollte sich mir anschließen. Während der Mittagspause, als das Essen ausgegeben wurde und die Amerikaner nicht sehr aufmerksam waren, begaben wir uns heimlich durch ein Gartengelände durch den Hintereingang in ein Privathaus. Die Leute dort waren etwas besorgt, weil sie Scherereien befürchteten. Doch wir zeigten ihnen unsere Entlassungspapiere und verließen das Haus wieder durch die Vordertür.

Per Bahn, LKW und zu Fuß schlugen wir uns Richtung Heimat durch. Stationen waren zum Beispiel Meiningen, Würzburg, Frankfurt und Bad Dürkheim. In Bad Dürkheim wies uns ein amerikanischer Militärpolizist einen Waggon mit offener Frontseite an, wir waren dort 12 Leute. Es handelte sich um einen Transport deutscher Gefangener Richtung Frankreich zur Zwangsarbeit. Der Militärpolizist informierte die Wachen im Zug über unsere Anwesenheit und darüber, dass wir entlassene Gefangene seien, die unterwegs aussteigen würden. Wenn wir Franzosen sehen sollten, sollten wir uns aber ducken, riet uns der Militärpolizist, sonst würden sie uns kassieren. Ich stieg dann vor der Einfahrt in den Neunkircher Bahnhof aus und lief nach Hause. Es war der 16. Juni 1945. Mein Kamerad aus Patersbach, der nicht hatte mit mir gehen wollen, bekam 3 Jahre “Verlängerung” in einem Lager in der Sowjetunion. ■



Unterschrift von Ernest F. Sharpe
auf dem Entlassungsschein von
Robert Kratz aus der Gefangenschaft



Rumänischer Tapferkeitsorden für Robert Kraz (Vorderseite). Text (Übersetzung): "Rumänien dankt"



Rumänischer Tapferkeitsorden für Robert Kraz (Rückseite). Text (Übersetzung): "Feldzug gegen den Kommunismus"

Rumänien im Zweiten Weltkrieg

Unter dem autoritären Regime des Generals und späteren Marschalls Ion Antonescu trat Rumänien 1941 an der Seite Deutschlands in den Krieg gegen die Sowjetunion ein. Rumänische Truppen kämpften Seite an Seite mit deutschen z. B. bei der Eroberung der Krim oder bei der Schlacht um Stalingrad.

Als sich die Kriegslage immer mehr zu Ungunsten Deutschlands entwickelte, nahmen sowohl Antonescu als auch die Opposition Kontakte mit den Alliierten auf. Schließlich wurde der Marschall im August 1944 gestürzt. Die neue Regierung kündigte das Bündnis mit Deutschland und trat an die Seite der Alliierten. Die Rote Armee konnte das Land widerstandslos besetzen, nachdem sich der größte Teil der deutschen Truppen zurückgezogen hatten.



Ion Antonescu

Vom warmen Kreta ins eisige Sibirien

Gefangen an der mongolisch-chinesischen Grenze

Emil Stamm
* 1922, Hoof (Knurre)

Verlegung nach Südeuropa

Im Jahr 1936/37 absolvierte ich eine Lehre als Diamantschleifer, arbeitete danach jedoch im Steinbruch bei Oberlinxweiler. Meine Zeit beim Reichsarbeitsdienst (RAD) von Februar bis September 1941 leistete ich im Lager **Rodalben in der Pfalz** ab. Zunächst stand Exerzieren mit dem Spaten, dann mit dem Gewehr auf dem Programm. Außerdem zerlegten wir die RAD-Lager Landstuhler Bruch und Weselberg-Zewelberg bei Pirmasens in ihre Einzelteile, die dann von anderen in den Osten geschafft und dort wieder aufgebaut wurden. Schon wenige Tage nach meiner Entlassung aus dem RAD musste ich zur Luftwaffe nach **Wien-Aspern** einrücken, wo ich bei einer Nachrichtenabteilung eine Schulung an Funk- und Fernsprechanlagen erhielt. Neben dieser technischen Ausbildung erfolgten Gelände- und Schussübungen, auch wurde etwas exerziert. Anfang Januar 1942 warteten wir im Truppenarsenal in Wien auf unseren Abtransport. Per Zug wurden wir nach **Athen** gebracht, wo wir in dem Villenvorort Altfallerun wohnten. Die Häuser dort hatte die Wehrmacht für ihre Zwecke beschlagnahmt. Wir marschierten danach mit der ganzen Kompanie (100 Mann) die 12 km zum Hafen von Piräus, wo wir zusammen mit italienischen Soldaten auf einen italienischen Dampfer verladen wurden, der uns in einem Geleitzug nach **Kreta** bringen sollte. Unterwegs lagen wir mit Maschinenschaden 5 bis 6 Stunden schutzlos auf dem offenen Meer, während der Konvoi weiterzog. Der Schaden konnte repariert werden, und auch die begleitenden Schnellboote kamen nach Erledigung ihres Auftrages zurück zu uns und geleiteten uns sicher nach Herakleon auf Kreta.



Emil Stamm auf Heimaturlaub in Hoof

Schöne Zeit auf Kreta

Wir wurden zur Luftnachrichtenstelle (LN) E 8/7 am Flugplatz **Castelli** in Ost-Kreta transportiert, wo hauptsächlich JU 88 und auch etliche Jagdmaschinen stationiert waren, die Aufklärungsflüge durchführten. In Castelli waren wir mit Funken, Fernsprechverkehr, Peilfunk (Leitstelle für Flugzeuge), Fernmeldeleitungsbau und Vermittlung beschäftigt. Der Platz war durch einen Doppelzaun gesichert, dazwischen befanden sich kleine elektrische Drähte, die bei Berührung auf Starkstrom schalteten und Alarm auslösten. Versuche griechischer Widerstandskämpfer, auf das Gelände einzudringen und dort Sabotageakte durchzuführen, endeten stets mit einem tödlichen Stromstoß für diese. Wir fanden ihre Leichen morgens in dem gesicherten Streifen liegen. Des öfteren flogen schwere amerikanische Bomber Angriffe und beschädigten die Startbahn, die aber immer wieder ausgebessert werden konnte. Im Frühjahr 1944 war ich auf einem Lehrgang, der in einem Olivenhain hinter dem Flugplatz stattfand, als mich bei einem solchen Angriff ein Splitter im rechten Oberschenkel verletzte. Nach 2 Wochen auf unserer Krankenstation war ich wieder einsatzfähig. Die Zeit in Kreta war relativ schön. Die Insel verfügt über ein mildes Klima, auch im Winter. Eine große Ausnahme bildete Weihnachten 1942, als mittags 10 cm Schnee fielen, der erste Schnee seit 50 Jahren, wie uns die

Leute sagten. Er war eine Stunde später schon wieder weggeschmolzen. Zur Zivilbevölkerung hatten wir gute und freundschaftliche Kontakte, manchmal wurden wir zu ihnen in die Familien eingeladen. Zeitweise wohnten wir auch mitten unter den Leuten in einem Dorf in beschlagnahmten Häusern. Auch dort war das Verhältnis gut. Während meiner Zeit auf Kreta traf ich eines Tages ganz überraschend Willibald Fell aus Hoof in einem Soldatenheim in Heraklion, als ich gerade dabei war, die Post für die Kompanie abzuholen. Danach verloren wir uns wieder aus den Augen.

Die Eroberung der Insel Kreta

Am 20. Mai 1941 leitete das größte Luftlandeunternehmen des Zweiten Weltkrieges die Eroberung des strategisch bedeutenden Luft- und Seestützpunkts im Mittelmeer ein. Die von der deutschen Aufklärung an Zahlensstärke erheblich unterschätzte Verteidigung unter dem neuseeländischen General Freyberg war hingegen auf die Operation "Merkur" vorbereitet. Ein Großteil der 15.000 deutschen Fallschirmjäger wurde bereits in der Luft erschossen oder verwundet.

Mit Malemes im Nordwesten der Insel konnte nur einer der drei vorgesehenen Inselflugplätze erobert werden. Bei der bis zum 1. Juni in zähen Kämpfen erfochtenen Eroberung der Insel glichen die Deutschen die Überlegenheit der gegnerischen Truppenstärke durch eine nahezu uneingeschränkte Lufthoheit aus. Die Wehrmacht verlor über 6.500 Gefallene oder Vermisste. Wegen der hohen Verluste wagten die Deutschen dann später keine größere Luftlandeaktion mehr.

Irrfahrt quer durch den Balkan

Am 14. September 1944 mussten wir Kreta verlassen, da die Insel geräumt wurde. Wir kamen nach Athen, am 15./16. September 1944 schon landeten alliierte Truppen auf Kreta. Für uns begann nun eine wahre Irrfahrt quer durch den Balkan. Zunächst ging es per Zug nach Saloniki, wo wir auf dem **Flugplatz Sedes** unseren alten Chef aus Kreta trafen. Dieser reklamierte 4 Mann vom Fernmeldezug für sich selbst, darunter war auch ich. Ende 1944 musste Sedes geräumt werden. Wir sollten nach Skopje in Mazedonien verlegt werden, doch da waren schon die Sowjets einmarschiert. Also wandten wir uns nach Westen und durchzogen Albanien. Die deutschen Truppen waren schon abgerückt. Deshalb steuerten wir durch die Berge hindurch Sarajewo in Bosnien an. Unterwegs ging uns der Sprit aus, nur noch einen LKW konnten wir betreiben. Und der wurde dazu verwendet, um unsere spärliche Ausrüstung und die wichtige Feldküche zu transportieren. Wir selbst mussten marschieren. Anfang Januar 1945 erreichten wir schließlich unser Ziel. In **Sarajewo** jedoch lagen wir nur einen Tag in einer Halle. Wir vier von der Nachrichtenabteilung wurden mit Fahrrädern ausgerüstet und erhielten den Befehl, uns nach Wiener Neustadt durchzuschlagen. Die anderen, allesamt Fliegerhorstpersonal, sollten zur Infanterie abkommandiert werden.

Wir schafften es mit unseren Rädern auch bis Zagreb (Agram), von dort nahmen wir den Zug und erreichten auch den Flugplatz Wiener Neustadt. Sofort verlegte man uns aber nach Fels am Vagram (in Österreich), von dort wieder zum Flugplatz **Brünn**. Erst in Brünn nahmen wir unseren Dienst in einer Vermittlungsstelle wieder auf. Doch es dauerte auch dort nicht lange. Anfang Mai mussten wir uns aus der Stadt begeben, da die Rote Armee vor der Tür stand. Danach irrten wir tagelang durch die Gegend, bis wir wieder einen Flugplatz fanden, diesmal – es war der 6. Mai 1945 – in der tschechischen Stadt **Brod**. Noch eine Nacht, und er Krieg war vorbei. Oberst Jansen vom Jagdgeschwader Mölders führte alle, die sich dorthin zurückgezogen hatten, in **Stragonitz** in amerikanische Gefangenschaft.

3000 Kilometer östlich von Moskau

Zwei Tage später hieß es, wir würden nach Deutschland verlegt. Wir wurden auch tatsächlich auf LKW aufgeladen, doch sofort kamen sowjetische Panzer angerollt und versperrten diesen den Weg. Es ging nicht nach Deutschland, sondern in ein großes sowjetisches Gefangenenlager im Wald bei **Neubüstritz** in der Nähe von Prag. Wir wurden von dort aus im Rahmen von zwei Propagandamärschen durch die Dörfer der Umgebung geführt. Beim ersten Marsch verhielten sich die Zivilisten sehr feindselig und warfen mit Steinen auf uns. Und wehe, es scherte einer aus, um etwa an einem Brunnen zu trinken! Manchmal mussten sogar sowjetische Bewacher eingreifen, um uns zu schützen. Ganz anders war es dann bei unserem zweiten Marsch. Die Leute waren sehr freundlich und steckten uns Brot und Obst zu. Dann wurden wir nach **Brünn** verlegt, und zwar in die selben Unterkünfte, in denen wir schon zuvor gewesen waren, nur diesmal waren wir Gefangene. In Eisenbahnwaggons ging es dann nach Rumänien, wo wir in große sowjetische Waggons geladen wurden, die jeweils 115 Mann fassten. Zusammen transportierte dieser Zug 4000 Gefangene. Viele Tage ging die Fahrt. Manchmal gab es ein Stück Brot, ab und zu eine Suppe, oft auch nichts. Im Waggon lagen wir wie die Heringe nebeneinander. Drei Tage lang lag ich neben einem toten Ungarn, der an Entkräftung gestorben war, bevor dieser weggebracht wurde.

Wir erreichten schließlich **Moskau**, wo wir aber nur 2 Stunden Aufenthalt hatten. Während dieser Zeit wurden wir entlastet und per Abzählen zur Weiterreise in kleinere Gruppen aufgeteilt. Ich landete schließlich nach einer Gesamtreisedauer von 42 Tagen (von Brünn aus gerechnet) im Lager **Stankusnezsk bei Stalinsk** in Zentralsibirien, 3000 km östlich von Moskau. (Der Name bedeutet "Alte Schmiede", Stalinsk heißt heute Nowokusnezsk.) Dort, nördlich der mongolisch-chinesischen Grenze, waren etwa 1000 Mann in erdbunkerartigen Baracken untergebracht, die zweiseitig in den Boden hinein gebaut waren. Die Versorgung war noch relativ gut, die Sowjets taten offenbar alles, was sie konnten, um uns einigermaßen zu ernähren. Es gab drei Mahlzeiten pro Tag. Die Kost bestand abwechselnd aus Suppe, Brot, Kraut oder Hirse. Ich selbst wurde dort in einer Werkstatt eingesetzt. Wir hatten eine Dreherei und eine Schlosserei und schnitten z. B. Bolzen, bohrten Muttern, schweißten Benzintanks oder bauten Waggons für Langholztransporte zusammen.

Im Winter 1945/46 sanken die Temperaturen manchmal auf unter -40° C. Dann wurden offiziell die Bauarbeiten in den Außenkommandos eingestellt. In solchen Zeiten versuchten die Bauleiter, trotzdem an Arbeiter heranzukommen, vermutlich weil sie befürchteten, ihren Zeitplan nicht einhalten oder ihre Norm nicht erfüllen zu können. Und dann tauchten sie bei uns in der Werkstatt auf und erreichten es, dass wir zum Bau mussten. Wir fielen ja nicht unter die Regelung, dass "Bauarbeiter" in solchen Zeiten nicht ausrücken durften! Es ging dann zur Baustelle eines Elektrizitätswerkes, dort wurde trotz der extremen Temperaturen Beton gemacht und ein 15 m dickes Fundament gemauert. Kies und Zement wurden in einem Gebäude mittels Dampf aufgetaut und dann in die Mischmaschinen gefüllt. Auf Dauer war die Ernährung doch zu gering, ich erkrankte 1946 an Dystrophie (Ernährungsstörung). Nach 3 Wochen im Lazarett in Stalinsk war ich wieder arbeitsfähig.

Im Herbst 1946 gehörte ich mehrere Tage lang zu einem zehnköpfigen Arbeitskommando, das in einer Kolchose untergebracht und dort bei der Kartoffel- und Kohlernte eingesetzt war. Uns war eine Wache, ein 18-jähriger junger Rotarmist, zugeteilt, der uns gut behandelte, wie ich mich auch ansonsten über die Behandlung durch die Wachsoldaten nicht beschweren kann. Nach Beendigung des Ernteeinsatzes marschierte er mit uns zurück Richtung Lager. Aber was war das? Als wir am Lager ankamen, war niemand mehr da, das Lager war geräumt worden und existierte nicht mehr!

Unser junger Wachsoldat war so überrascht wie wir. Er brachte uns kurzerhand in ein anderes Lager bei Stalinsk, in dem 2000 japanische Gefangene untergebracht waren. Dort kamen wir zu 20 aus der Sowjetischen Zone deportierten deutschen Zivilisten. Von denen waren 10 krank und befanden sich im Krankenrevier, in dem ein Berliner Arzt tätig war. Dieser

schrieb mich sogleich auch krank, aber nicht weil ich gesundheitliche Probleme hatte, sondern weil er mich als sein Gehilfe einsetzen wollte. Zeitweise war ich dort auch einem sowjetischen Lagerarzt, einem Halbjuden, unterstellt, der mich besonders gut behandelte. Er gab mir einmal sogar den Auftrag, alleine mit dem Zug in eine 100 km entfernte Stadt zu fahren, um dort Medikamente abzuholen. Meine Tätigkeit als Arzthelfer ging aber schon bald zu Ende. Regelmäßig tauchte eine Kommission im Krankenrevier auf und sah nach dem Rechten. Alles ging die ersten beiden Male gut, doch bei der dritten Kontrolle wurde ich gesund geschrieben und als "arbeitsfähig" eingestuft. Ich musste nun zwei Wochen lang in einer Backsteinfabrik in Stalinsk arbeiten, meldete mich dann aber freiwillig in die Grube, weil es dort mehr zu essen gab. In der Grube waren wir als deutsche Arbeitskommandos alleine unter uns, eine Bewachung oder eine Beaufsichtigung durch sowjetische Vorarbeiter gab es nicht. Unser Kommandoführer, ein Thüringer, hatte vielmehr auch Strafgefangene aus der Sowjetunion unter sich.

Die Arbeit unter Tage dauerte bis Mai 1949. Plötzlich wurden wir während der Nachtschicht, um 2 Uhr, aus dem Bergwerk herausgeholt, erhielten Verpflegung und wurden mit der Bemerkung "Ihr fahrt nach Hause" in einen Zug gesetzt. Nach 300 km erreichten wir vormittags eine Stadt, in der wir anhielten. Draußen auf dem Bahnsteig standen Gefangene, die einen gesundheitlich angeschlagenen Eindruck machten. Es wurde nichts mit der Heimfahrt. Wir mussten aussteigen, und sie durften einsteigen.

Spätheimkehr

Unser neues Lager befand sich mitten in der Stadt **Kemerowo** (Lager 7503/2), 300 km nördlich von Stalinsk, und beherbergte 200 Mann. Wir hatten dort freien Ausgang und wurden nicht bewacht. Arbeiten musste ich in einer Baukolonne aus 5 Mann und einem Vorarbeiter, einem ehemaligen sowjetischen Hauptmann. Wir wurden zu Transportdiensten eingesetzt und luden Backsteine und Sand. Nach weiteren 4 Monaten, im September 1949, war die Gefangenschaft für mich zu Ende. Per Zug ging es zunächst bis an die polnische Grenze, nach Brest. Dort erfolgte eine Kontrolle, bei der ein Kamerad aus Ottweiler, der bei der SS gewesen war, zurückbleiben musste. Wir fuhren dann bis nach Eisenach. Dort konnten wir die Wartburg besichtigen. Ein anderer Zug brachte mich bis nach Saarbrücken, von dort fuhr ich nach St. Wendel. Es war der 10. Oktober 1949. Der erste Ostertäler, der mir nach vielen Jahren begegnete, war Emil Zimmer aus Niederkirchen. Auch mein Bruder war gekommen, um mich mit dem Motorrad abzuholen. Er hatte wohl per Rundfunk erfahren, dass ich bei dem Transport dabei war. Ansonsten hatte ich während der über 4 Jahre meiner Gefangenschaft nur einmal eine Karte nach Hause schreiben dürfen, die auch angekommen war. Ich selbst hatte nur einmal Post von daheim erhalten. Mein Kollege aus Ottweiler kam übrigens mit zweiwöchiger Verzögerung doch noch nach Hause.

Während des Krieges hatte ich auf der Durchreise auf dem Bahnhof in Prag erlebt, wie SS-Wachen sowjetische Gefangene brutal mit Gewehrkolben aus einem Transportzug heraus prügeln. Damals hatte ich zu einem Kameraden gesagt: "Hoffentlich ergeht es uns nicht eines Tages auch so wie diesen armen Leuten." Ich kann erfreulicher Weise sagen, dass es mir nicht so ergangen ist. Die Zeit in der Sowjetunion war entbehrungsreich, aber erträglich, die Behandlung korrekt. Ich habe nur ein Mal einen Tritt mit dem Stiefel erhalten, einen Tritt, für den ich sogar dankbar war. Im Japanerlager hatten wir uns bei einem Außeneinsatz illegal allerlei Gemüse organisiert und wollten es unter unseren Kleidern ins Lager schmuggeln. Das fiel bei einer Filzung auf. Alle mussten das Gemüse abgeben. Ich war als Letzter an der Reihe. Der Soldat, der die Kontrolle durchführte, hatte aber keine Lust mehr. Anstatt mich zu kontrollieren, verpasste er mir einen Tritt und ließ mich als Einzigen samt "Beute" gehen. ■

Nie mehr möchte ich Soldat noch sein

Auch feindliche Soldaten haben Mütter

Erich Schneider

* 1922, Hoof

Erich Schneider wurde am 07. Februar 1941 zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach **Griesborn/Saar** eingezogen, anschließend, am 01. Oktober 1941, zum Militärdienst, zunächst nach **Niederlahnstein**. Zweieinhalb Jahre, bis zum Winter 1944, kämpfte er danach als Angehöriger der schweren Artillerie in der **Sowjetunion**. Im Dezember 1944 wurde er an die Westfront verlegt, wo er bei der Ardennenoffensive am 03. Januar 1945 eine schwere Verwundung erlitt. Im Lazarett in **Bad Kissingen** kam er in amerikanische Gefangenschaft und wurde später an die Franzosen übergeben, die ihn nach Lothringen verlegten. Dort, im Dörfchen **Achen**, kam er zur Familie Jung, die ihn wie einen eigenen Sohn aufnahm und zu der er auch später noch enge, freundschaftliche Kontakte pflegte. Am 13. September 1946 wurde Erich Schneider aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und kehrte nach Hoof zurück. Erich Schneider war als Ostertaler Heimatdichter bekannt und hat auch seine Kriegserlebnisse dichterisch verarbeitet. Sein erstes überliefertes Gedicht verfasste er im Mai 1945 im amerikanischen Kriegsgefangenenlager **Böhl-Iggelheim** in der Vorderpfalz. Im folgenden zitieren wir zwei Gedichte, die das Kriegserleben widerspiegeln.



Erich Schneider

Vgl. *Schneider, Erich, Sei mir begrüßt vieltausendmal. Heimatgedichte aus Hoof, Hoof, 1985, S. 3 und S. 44 - 49; Erich Schneider ist 1988 verstorben.*

Das viele Elend, warum denn nur?

*Erinnerungen an die Soldatenzeit
(geschrieben Januar 1979)*

*Jung an Jahren, fast noch ein Kind,
Wir mußten hinaus in Regen und Wind.
Kaum 18 Jahre alt und schon Soldat,
wie man heute verbittert sagt.
Gezogen bei die schwere Artillerie,
diese Zeit verzeß ich nie.
Ausgebildet in **Niederlahnstein am Rhein**,
der Dienst war nicht gerade fein.
Wenig Mensch die Vorgesetzten,
uns schikaniert wie die Gehetzten,
etliche waren wie besessen
und dazu noch schlechtes Essen,
in unserer Rekrutenzeit, sprich,
es war bei mot. 70.*

*Nach 12 Wochen war es soweit,
nach H. D. V. einsatzbereit,
jetzt ging's nach Osten ins russische Land,
die Artillerie war bespannt.
Nun begann ein Leiden, genug bekannt,
will nichts erwähnen, war allerhand.
Wir armen Menschen, die arme Kreatur,
das viele Elend, warum denn nur?
Die vielen Verluste, schrecklich, bitter,
auch feindliche Soldaten haben Mütter.
Den größten Qualen ausgesetzt,
gefallen oder schwer verletzt,
im Dämmergrauen vor der Tür,
sie schüttelte den Kopf:
geboren, erzogen, wofür?*

Nie soll das wiederkehren,
gleichwohl für welchen Stand,
Herr erhalte uns Heimat und Vaterland.
Soldaten waren wir zweihundertsieben,
in einer Batterie, davon 3 übrig geblieben.
So gingen die Jugendjahre dahin,
ohne Zweck und ohne Sinn,
endlich war Schluß, endlich war's aus,
doch wir durften nicht nach Haus.
Schwer verwundet lag ich im Bett,
wurde verhaftet im Lazarett,
es war 1945 am 15. April,
ab in den Stadtpark, wie der Ami es will.

Es war in **Bad Kissingen**, ein Städtchen
schön,
hoch gelegen in der Rhön,
dann ins Gefangenenlager **Böhl-Iggelheim**,
wo konnte es noch schlimmer sein!
Dort lagen wir auf freiem Feld,
60.000 Ausgehungerte dieser Welt,
ich wog noch 108 Pfund,
in der Obhut der Amerikaner,
nicht gut, nicht gesund.
Dann kamen wir ins französische Land,
blieben aber in amerikanischer Hand,
in **Saaralben** war es gewesen,
ach könnte ich die ganze Kriegszeit vergessen!
Bei den Amerikanern ging es mir schlecht,
das sag ich heute, nach Erlebtem, mit Recht.

Wir wurden in **Metz** den Franzosen
übergeben
und begannen so langsam zu leben.
Hier gab's für sieben Mann ein Brot
und kleine Heringe für die Not,
wir waren zu schwach, um zu stehen
und ließen alles geschehen.
Freiwillig kam ich zu einem Bauern aufs
Land,
zu guten Menschen im Lothringer Land.
Und wenn ich mal sterbe und könnte noch
sagen,
dann, bitte, mein Wunsch: Noch einmal nach

Achen,
noch einmal bitte ins Lothringer Land,
dann empfehle ich meinen Geist in Gottes
Hand.
Sollte mich Petrus einmal fragen,
wie war das Leben dort zu ertragen?
Danke gut, bin dankbar noch heute,
dort wohnen viele gute Leute.
Dort ward ich wieder Mensch nach blutiger
Schlacht,
viel Elend und Schrecken mitgemacht.
Die Leute dort hatten selber nicht viel,
alles Hab und Gut durch den Krieg dahin.
Darum dank ich noch heute
den guten Leuten
aus dem Dörflein Achen,
wie wir alle sagen,
im Lothringer Land,
darum nochmals Dank.

Dann kam ich nach Hause,
kein Beruf, wenig Brot,
überall Armut, überall Not.
Es war am 13. September 1946,
ein schöner Herbsttag, mild und würzig.
Keiner wollte Rente zahlen,
warum warst du im Schützengraben?
So wurde ich in der Urweilermühle gefragt,
wo ich stellte meinen Rentenantrag.
Obwohl man seine Heimat verteidigt,
wird man wegen der Verwundung noch beleidigt,
von vollgefressenen, kahlköpfigen Leuten,
das sag ich hier, vor allen, heute.

Mein Wunsch sei Ruhe und Frieden im Land,
uns Älteren ist genug bekannt.
Wir wollen so etwas nicht mehr erleben
und wollen täglich dafür beten,
für Frieden und Freiheit und tägliches Brot,
fern bleibe von uns Elend und Not.
Das sage ich in aller Namen,
alle, alle, die da waren.

Barfuß möchte ich nach Hause gehn*In Kriegsgefangenschaft**(geschrieben im Mai 1945 im Kriegsgefangenenlager Böhl-Iggelheim/Pfalz)*

*Mein Heimatland, mein Ostertal,
 sei mir begrüßt vieltausendmal,
 ihr alle, die ihr zu Hause weilet,
 in schweren Tagen uns oft beweinet.
 Mög Gott uns behüten bis ans Ende,
 bis wir heimfahren aus dem Elende
 ins Hooper Land am Grügelstrand,
 dort liegt mein teures Heimatland.*

*Mein Heimatland, mein Ostertal,
 sei mir begrüßt vieltausendmal,
 wo am Berge steht mein Elternhaus,
 im Tale drunt' das Bächlein rauscht,
 wo im Garten blühn die Rosen schön,
 wie oft sagte ich: Auf Wiedersehn!
 Du schöner Wald, halb Wies und Au:
 Wie schön warst du doch anzuschau!
 Mein Hooper Land am Grügelstrand,
 du bist mein teures Heimatland.*

*Mein Heimatland, mein Ostertal,
 sei mir begrüßt vieltausendmal!
 Ich sitze hier von Draht umgittert,
 die Nacht von diesem Krieg noch zittert,
 von fremden Menschen scharf bewacht,
 gesieget hat die größte Macht.*

*Wir leiden Hunger, Durst und Kälte,
 aber nicht am Herren, der uns helfe.
 Mein Heimatland, mein Ostertal,
 bald werd ich kehrn für alle Mal.*

*So floh die Zeit, die jungen Jahre,
 es war ein Leben voll Gefahren,
 betrogen ward man, durch Strapazen vor
 allem,*

*viele Kameraden sind gefallen.
 Für was denn nur, für welchen Zweck
 leben wir hier wie Vieh im Dreck?
 Ausgehungert und ausgebrannt,
 muß das sein fürs Vaterland?
 Ausgehungert, von Amis bewacht,
 wer hätte das vor Jahren gedacht?
 Wenig zu trinken, noch weniger zu essen,
 schwer verwundet,
 warum alles gewesen?*

*Nie mehr möchte ich Soldat noch sein,
 nie mehr Lager Böhl-Iggelheim!
 Barfuß möchte ich nach Hause gehn
 über Berg und Tal und Höhn
 ins Hooper Land, ins Ostertal,
 sei mir begrüßt vieltausendmal!*



Anwesen Jung in Achen/Lothringen

Beim Häuserkampf verwundet

In der Ukraine, am Mittelmeer
und in der Normandie

August Steigner

* 1923, Marth (Steischnersch)

Partisanen verbreiteten Angst und Schrecken

Eine Lehre als Installateur bewahrte mich vor dem Reichsarbeitsdienst, so dass ich 1942 direkt über Kaiserslautern nach Nancy zur 263. Infanterie-Division (Pioniere) einrückte. Nach der Ausbildung dort wurden wir der Heeresgruppe 6/23 unter Generaloberst Rundstedt im Raum **Rshew in der Ukraine** zugeteilt. Bereits auf der Fahrt dahin machten wir mit etwas Bekanntschaft, was uns noch sehr zu schaffen machen sollte. Der Zug musste oft anhalten, weil er von Partisanen beschossen wurde. Dann mussten wir uns manchmal hinaus begeben, um zu versuchen, sie zu stellen.

Es handelte sich bei unserem Einsatzgebiet um eine Gegend direkt hinter der Front, wo wir am **Fluss Ukra** Notbrücken für den Panzernachschub bauen mussten. Dort lagen wir in einem kleinen Ort, wo in den Häusern an Einheimischen nur noch Frauen und Kinder lebten. Tagsüber konnten wir ungestört unserer Arbeit nachgehen, doch nachts machten regelmäßig Partisanen die Gegend unsicher. Sie drangen auch in die Häuser der Bewohnerinnen ein, die dann manchmal laut um Hilfe schreiend hinausgelaufen kamen. Wir mussten, wenn es nachts Alarm gab, heraus, um die Partisanen zu vertreiben, die als Heckenschützen mit MPs und Gewehren Angst und Schrecken verbreiteten. Es gelang ihnen so, etliche Kameraden zu erschießen. Des öfteren mussten wir auch tagsüber ausschwärmen, um sie in ihren Verstecken im Wald, insbesondere in Erdlöchern, aufzuspüren. Der Kompaniechef hatte befohlen, solche "Bandenangehörige" nach ihrer Festnahme ohne Federlesens an die Wand zu stellen und zu erschießen, ein Befehl, der auch durchgeführt wurde.



August Steigner

Wir halfen den Bewohnerinnen, wo wir nur konnten, sogar bei Entbindungen. Dennoch war unsere Anwesenheit dort mit schweren Härten für sie verbunden. Um an Holzstämmen für unsere Pontonbrücken zu kommen, erging manchmal der Befehl, die Blockhäuser der Leute abzubauen und das Material für unsere Brücken zu verwenden. Es war schlimm, die jammernden und weinenden Frauen zu sehen, die ihrer ganzen Habe beraubt wurden. Sogar die Kartoffeln aus den Kellern wurden bei solchen Aktionen für die Kompanieküche beschlagnahmt. Die armen Menschen mussten dann bei Nachbarn oder Verwandten unterkommen. Während meines Einsatzes bei Rshew bekamen wir das Partisanenproblem nie in den Griff.

In den Sümpfen in der Ukraine lebte eine Fliege, die die Malaria-Krankheit übertragen konnte. Mich erwischte es in dieser Hinsicht schlimm, ich wurde von Kopf bis Fuß verstoßen und erkrankte schwer. Fieberanfälle schüttelten mich, und ich wurde einsatzuntauglich. Man brachte mich in ein Lazarett und transportierte mich danach zunächst nach **Warschau**, wo ich mit Tabletten behandelt wurde, die mich tageweise erblinden ließen. Den Herbst 1942 erlebte ich schließlich in einem Lazarett in **Prag**.

Mit Weinfass nach Hause gefahren

Als ich wieder einigermaßen hergestellt war, wurde ich zu einer Pioniereinheit versetzt, die in **Sète** am Mittelmeer in Südfrankreich neu aufgestellt wurde. Wir wurden beim

MG-Stellungsbau direkt an der Küste in einem Weinbauggebiet eingesetzt. Mir fiel noch eine ganz besondere Aufgabe zu. Es wurde ein Frisör für die Kompanie gesucht. Als sich niemand meldete, erklärte ich mich bereit, diese Aufgabe zu übernehmen. Das Haarschneiden hatte ich von meinem Vater gelernt. Allerdings waren keine geeigneten Schneidewerkzeuge vorhanden. Ich erhielt daher extra Sonderurlaub, um diese in Marth zu holen und ans Mittelmeer zu bringen.

Auch in Sète machten wir uns bei den Zivilisten nützlich, ohne jedoch solche schlimmen Maßnahmen wie in der Ukraine

durchführen zu müssen. Wir halfen ihnen regelmäßig bei der Bestellung der Weinberge. Als mein Vater im September 1943 tödlich auf der Grube verunglückte und ich zur Beerdigung nach Hause fahren durfte, gaben mir die Franzosen ein 13-Liter-Fass voller schwerem Rotwein mit auf den Weg. Ein Kamerad hatte für mich einen Handgriff gebastelt, mit dessen Hilfe ich diese Ladung auch tatsächlich unversehrt nach Hause brachte. Das Fass steht heute noch in meinem Keller, natürlich ist der Wein inzwischen getrunken worden. Als wir dann im Sommer 1944 aus Sète abrücken mussten, fiel für unsere Einheit ein ganzer Transportzug mit Fässern voller Wein ab. Wir wurden an die Nordseeküste verlegt, in den Raum **Caen und Dünkirchen** und mussten dort, in Erwartung der alliierten Invasion, provisorische MG-Stellungen errichten. Auch mussten wir Gebiete von Minen räumen, die von unseren eigenen Truppen angelegt worden waren. Als dann im Juli 1944 die Invasion auch tatsächlich kam, wurden wir Tag und Nacht durch alliierte Tiefflieger beschossen. Wir sollten diese Störenfriede mit MG-Beschuss ausschalten, ein aussichtsloses Unterfangen angesichts der Geschwindigkeit der Maschinen.

Als die Amerikaner mit Bodentruppen anrückten, waren wir bei Häuserkämpfen in **Alencon** eingesetzt. Dabei traf mich ein Granatsplitter, ein Querschläger, am linken Arm. Der Sanitäter, der mich versorgte, sagte zu mir: "Für Sie ist der Krieg zu Ende." So kam es dann auch. Über Alencon, Caen, Paris und Koblenz kam ich in ein Reservelazarett nach **Prag**. Danach wurde ich als untauglich aus der Wehrmacht entlassen, geriet aber noch im Mai 1945 in amerikanische Gefangenschaft. Die Amerikaner steckten mich in ein Lager bei **Grafenwöhr**, wo wir in ehemaligen deutschen Baracken bei miserabler Verpflegung lebten. Es ärgerte mich dort besonders, dass mir Angehörige des Wachpersonals bei einer Filzung alle persönlichen Gegenstände entwendeten. Im Juni 1945 schließlich stellten die Amerikaner einen Transport mit schweren LKW zusammen. Pro Fahrzeug wurden 60 Gefangene aufgeladen und weggefahren. Ich landete mit anderen zusammen schließlich in Homburg, von wo aus ich zu Fuß nach Hause nach Marth marschierte.

Die Gefangenschaft war nun glücklicherweise nach relativ kurzer Zeit zu Ende, doch ein anderes, unerwartetes Problem entstand. Als ich daheim an unserem Haus ankam, war niemand da, alle waren gerade beim Runkelrübensetzen auf dem Feld. Ich ging also zu meiner Tante in die Marther Mühle. Hochofrenut mich zu sehen, kochte sie mir erstmal eine kräftige Suppe, mit der ich mich stärken sollte. Ich aß sie auch mit Begeisterung. Was danach kam, war allerdings schlimmer als die Gefangenschaft. Es steckte wohl schon die Ruhr in mir, und da ich zudem eine solch fette Kost nicht mehr gewöhnt war, wurde ich von solchen Leibschmerzen mit Durchfall heimgesucht, dass ich meinte, ich müsste jetzt noch, endlich glücklich zu Hause, sterben. Ich habe auch das überlebt. Doch die Narben von den Stichen, die ich mir in der Ukraine zugezogen habe und die damit verbundenen Furunkel sind bis heute sichtbar geblieben. ■



Amerikanischer Mustang-Jagdbomber (P 51)

Katz-und-Maus-Spiel mit den Partisanen

Fernmelder in der Ukraine und in Italien

Walter König

1923, Marth (Keenischs)
wohnhaft Werschweiler

Adlige Ecke

Während meiner Ausbildungszeit beim Hauptzollamt Kaiserslautern erreichte mich an meinem 18. Geburtstag (2. Dezember 1941) der Einberufungsbescheid zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach **Landsweiler bei Lebach** zum 2. Dezember 1941. Die Verhältnisse in dem dortigen Lager waren alles andere als erfreulich. Mit 180 Leuten mussten wir bei schlechtem Essen und strengem Winterwetter in unbeheizten Baracken hausen. Ausgebildet wurden wir im Spatengriff und an Gewehren, außerdem wurden wir zu Arbeitseinsätzen im Wald und an der Straße herangezogen. Trotz der widrigen Verhältnisse kam aber der Humor nicht zu kurz. Normalerweise wurden die Arbeitsmänner nach Körpergröße sortiert auf die Baracken aufgeteilt. Mit uns hatte man sich einen Spaß erlaubt, und ich landete in der "adligen" Ecke, in einem Zimmer, in dem sich Kaiser, König, Herzog und Graf wiederfanden. Ich war 1942 froh, als diese unangenehme Zeit beim RAD vorbei war. Danach musste ich am 24. März 1942 zur Nachrichtenabteilung 33 in **Wiesbaden** einrücken. Dort erfolgte sowohl eine infanteristische Grundausbildung als auch eine Spezialausbildung in Funken und Fernsprechen. Im Sommer 1942 wurde ich der neu aufzustellenden 332. Infanterie-Division in **Bollbeck** in Nordfrankreich (Nähe Rouen) zugeteilt, wo ich in der 1. Kompanie der Nachrichtenabteilung meinen Dienst antrat.



Walter König

Bitterkalter Winter und Schlammperiode

Im Januar 1943 wurde die ganze Division per Zug an die Ostfront verlegt. Wir landeten in der Nähe von **Charkow in der Ukraine**, an der Grenze zwischen dem Mittelabschnitt und dem Südabschnitt. Die Aufgabe meines Trupps bestand darin, Fernsprechleitungen zu legen, zu entstören und abzubauen oder Vermittlungsstellen einzurichten. Es war ein bitterkalter Winter, der im Frühjahr durch eine Schlammperiode mit Hochwasser abgelöst wurde. Im April 1943 wurde ich zu einem Sichtungslerngang für Reserveoffiziere in einer früheren Kolchose bei Charkow abgeordnet. Danach kehrte ich zu meiner Einheit zurück und kam zu einem Sondertrupp, der feindliche Telefongespräche abhören sollte. Dazu mussten wir möglichst nahe der feindlichen Frontlinie Erdstecker (Kupferdrähte) ins Erdreich stecken. An ihnen wurden besonders dünne Spezialkabel angeschlossen und zu einem Gefechtsstand in den eigenen Linien geführt. Ein Dolmetscher versuchte mittels eines Spezialgerätes die feindlichen Telefongespräche mitzuhören und eventuelle Ergebnisse weiterzugeben.

Im Juni 1943 versuchte die deutsche Wehrmacht, bei Bielgerod und Orel durch die sowjetischen Linien durchzubrechen. Dabei unterstand mir ein Nachrichtentrupp mit 6 Mann. Bei der letztlich erfolglosen Offensive wurde unser Spezialfahrzeug durch einen Panzer zerstört. Zum Glück befand sich, als der Treffer erfolgte, niemand mehr in dem Wagen, sodass keine Verwundeten oder Gefallene waren. Danach wurde mir ein bespannter Trupp zugeteilt, der 8 Männer vom Fernsprechdienst und 3 Reiter umfasste.

Am 23. Juni 1943 wurde ich beim Beschuss unserer Stellung durch einen Granatsplitter im Bauch getroffen. Eigentlich sollte ich ab 1. August 1943 einen Lehrgang für Nachrichtensplitteroffiziere in Halle besuchen, doch daraus wurde jetzt nichts. Über verschiedene Verbandsplätze erreichte ich schließlich per Zug ein Lazarett in **Bad Muskau** in der Oberlausitz, wo der Splitter durch eine Operation entfernt wurde. Dann wurde ich Ende 1943 einer Genesungskompanie in **Liegnitz** in Schlesien zugeteilt.

Unterkunft in die Luft gejagt

Am 24. Dezember 1943, also an Heiligabend, wurde ich mit der neu aufgestellten 278. Infanterie-Division mit dem Zug nach **Italien** in die Po-Ebene transportiert. Ich traf dabei auch noch einige von meiner alten Kompanie, die meisten waren aber nicht mehr da. Vermutlich waren sie gefallen, verwundet oder in Gefangenschaft geraten. Wir kamen schließlich in die Nähe von **Triest**, wo uns Partisanen schwer zu schaffen machten. An einem Abend wurde unsere Unterkunft von ihnen in die Luft gejagt. Ich war bewusstlos und wachte in einem Lazarett wieder auf, mit verbrannten Haaren und einem bleibenden Gehörschaden. Nach einer Woche wurde ich auf die **Halbinsel Istrien** verlegt, wo wir eine Vermittlungsstelle einrichteten. Dort erfolgte ein ständiges Katz-und-Maus-Spiel mit den Partisanen. Sie zerschossen unsere Leitungen, wir flickten sie wieder, dann ging das Ganze wieder von vorne los. Ich habe damals die schlimmste Zeit des Krieges erlebt. Der Kampf mit den Partisanen wurde auf beiden Seiten mit unvorstellbar großem Hass und extremer Grausamkeit geführt. Einzelheiten hierzu möchte ich mir ersparen.

Mitte 1943 wurde die ganze Division nach **Mittelitalien** an die Südfront verlegt, wo wir Amerikanern, Briten, Polen und Indern gegenüberlagen. Es ging nun ständig zurück. Wir setzten uns über das Adriagebiet, den Appenin, die Abruzzan und die Toskana nach Immola in der Po-Ebene ab. Dabei fiel uns die ungeheure Materialüberlegenheit der anderen Seite auf. Die Schönheit der italienischen Landschaft konnten wir, bedingt durch die Umstände, nur am Rande genießen. Ich wurde bei diesem Rückzug zwei Mal leicht durch Splitter an den Händen bzw. am Rücken verletzt. In der **Po-Ebene** gruben wir uns dann für einige Zeit in festeren Stellungen ein. Dort stand mir ein Schwimmwagen zur Verfügung, der mittels einer Schiffschraube am Heck Wasserflächen überqueren konnte. Damit fuhren wir mehrfach über den Po, wobei wir Verwundete transportierten oder Pferde hinter uns herzogten. Die Po-Stellung war nicht lange zu halten. Auf dem weiteren Rückzug mussten wir die reißende Etsch überqueren. Am 28. April 1945 kapitulierte die deutsche Südarmer, und wir wollten uns nach Südtirol durchschlagen. Dabei erhielt unser Fahrer plötzlich einen Kopfschuss, und unser Wagen überschlug sich und stürzte in einen Kanal. Ich lag mit einer zertrümmerten Schulter unter dem Fahrzeug. Amerikanische Soldaten fanden, borgen und verbanden uns. Die Verletzten sollten mit einem amerikanischen Sanitätsfahrzeug in ein US-Feldlazarett geschafft werden, doch unterwegs schossen italienische Partisanen unser Auto in Brand. Wir kamen aber zum Glück alle noch lebend heraus. Sogleich waren amerikanische Soldaten da, die die Partisanen zurückdrängten. Schließlich durchlief ich verschiedene Verbandsstellen und Feldlazarette der Amerikaner. Dort wurde ich gut versorgt und erfuhr auch manche mitmenschliche Geste von Seiten der jungen verwundeten Amerikaner.

Im Bergwerk in Belgien

Wenig erfreulich waren dann die Verhältnisse im Gefangenenlager in **Florenz**, wo ich im Sommer 1945 landete. Tagsüber war es sehr heiß, und wir mussten uns stets im Freien in der prallen Sonne aufhalten. Nachts war es kalt, und wir froren in den dünnwandigen Baracken, weil wir nichts zum Zudecken hatten. Obwohl das Lager über genügend Nahrungsmittelvorräte verfügte, erhielten wir nur eine Hungerration. Die Behandlung durch unsere Bewacher war teilweise recht unsanft. Dann wurden wir per Zug über Pisa nach **Bad Aibling**

bei München verfrachtet, wo wir entlassen werden sollten. Doch es wurde nichts daraus.

Vielmehr landeten wir in einem Gefangenenlager bei **Fleron in Belgien** (gegenüber Aachen), wo wir noch 2 Jahre lang in einer Kohlengrube Zwangsarbeit leisten mussten. Täglich mussten wir dabei 7 km zur Arbeitsstelle und wieder zurück marschieren. Die Abbauräume im Bergwerk waren recht niedrig, die Mächtigkeit der Kohle gering, dafür die Qualität hoch. Bei einem Arbeitsunfall wurde ich am Knie verletzt, danach als Maschinist eingesetzt. Zweimal war der Förderkorb kaputt, und wir mussten 800 m hoch durch einen Luftschacht aus der Grube hinausklettern. Bewacht wurden wir durch flämische Belgier, die durchweg nette junge Kerle waren. Es war auch gut, dass wir uns mit ihnen verständigen konnten, weil die flämische und die deutsche Sprache viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Im zweiten Jahr wurde uns Lagergeld ausbezahlt, mit dem wir im Lager Einkäufe tätigen konnten. Pro Woche bekamen wir den Gegenwert von einer Packung Zigaretten. Auch das soziale Leben wurde nach und nach organisiert, wobei uns Spenden des Christlichen Vereins junger Männer (CVJM) eine große Hilfe waren. Wir bauten in unserer Freizeit eine Bühne, wo das Lagertheater auftrat. Einer der Gefangenen gab Vorstellungen als Bauchredner und Clown. Jede Baracke (ca. 200 Leute) bildete eine Fußballmannschaft, auch Feldhandballmannschaften bildeten sich. Wir mussten allerdings auf einem Kleinfeld mit nur 7 Mann pro Mannschaft spielen. Ich selbst engagierte mich als Fußballtorwart. Später durfte unsere Lagermannschaft auch gegen andere Lager antreten.

Die Zeit in Fleron ging im Sommer 1947 zu Ende. Ich wurde am 1. Juli 1947 als letzter Gefangener aus Westdeutschland entlassen, zunächst nach Dachau zu den Amerikanern. Von dort aus ging es dann am 17. Juli 1947 zurück nach Marth in die Heimat, wo ich am 18. Juli 1947 eintraf. Trotz etlicher Orden und Auszeichnungen, die ich erhalten habe, habe ich mich nie als Held gefühlt. Im Gegenteil, dieser scheußliche Krieg hat uns unserer besten Jugendjahre beraubt, wir sind missbraucht und betrogen worden. Krieg darf es nie wieder geben! ■

Interview durch Klaus Zimmer, Februar 2003



Gefangene des Lagers Fleron in Belgien auf dem Weg in die Grube (1947)

Bei den Tag- und den Nachtjägern

Motorenschlosser bei der Luftwaffe

Werner Jung

* 1923, Osterbrücken (Hardeins)

Lehre in den Junkers-Werken

Von 1936 bis 1940 half ich zu Hause in der Landwirtschaft. Über das Arbeitsamt Kusel fand ich dann eine Beschäftigung bei den Junkers-Werken in **München-Oberwiesenfeld**, wo ich eine Lehre als Flugzeugmotorenschlosser begann. Erspart blieb mir dadurch die Einziehung zum Reichsarbeitsdienst (RAD). Mit eingestellt wurde damals auch Albert Braun aus Osterbrücken (später gefallen), zusammen waren wir 30 Westpfälzer. Insgesamt waren in München etwa 70 Lehrlinge kaserniert, die zum Teil auch als Flugzeugmechaniker oder Monteur für Blech- und Klempnerarbeiten geschult wurden. Jeweils 8 bis 10 Mann bekamen einen Ausbilder zugeteilt. Nach Ende des Frankreich-Feldzugs wurde unser Standort aufgegeben und die Fabrik komplett nach **Straßburg im Elsass** verlegt. Dort wurde ich weiter ausgebildet an Stern-Motoren für die Ju (Junkers) 52, Ju 88, Ju 87 und FW (Focke Wulf) 190 sowie an Reihenmotoren für die He (Heinkel) 111, Me (Messerschmidt) 109 und Me 110. Eine besondere Ausbildung erhielt ich noch von September 1940 bis März 1941 an Motoren für die He 111 in **Wiesbaden-Erbenheim**. Dann ging es weiter zum Flugplatz **Lachen-Speyerdorf** bei Neustadt an der Weinstraße, wo wir es mit der Arado 96, einem Übungs- und Ausbildungsflugzeug für Jagdpiloten zu tun hatten. Nächste Station war im Juli 1941 der Flugplatz **Nancy-Essy**, wo ich im Juni 1942 als Flugzeugmonteur (Flugzeugmotorenschlosser) entlassen wurde.



Werner Jung in Betscherek

Partisanen machten uns zu schaffen

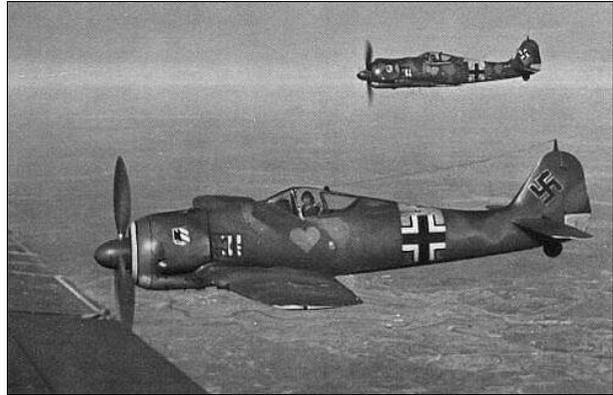
Sogleich, noch im Juni 1942, wurde ich zur deutschen Luftwaffe nach **Kaufbeuren** eingezogen, wo die Einkleidung erfolgte. Dann ging es zur militärischen Ausbildung nach **Belfort in Frankreich** auf das Gelände der dortigen Bunkeranlagen. Ende Oktober 1942 erreichte ich nach einer dreiwöchigen Bahnfahrt **Corodok in der Sowjetunion** im Mittelabschnitt der Ostfront. Wir wurden dort bei der Bahngleissicherung gegen Partisanen eingesetzt, die laufend die Gleise in die Luft jagten. Sie kamen dabei immer nachts aus einem der Dörfer mit Schlitten, schoben die Sprengladungen unter die Gleise und zündeten sie. Dann machten sie sich in eine andere Richtung in einen anderen Ort aus dem Staub. Nach einiger Zeit erhielten wir den Befehl, die umliegenden Orte mit Panzerabwehrkanonen zu vernichten, um den Partisanen den Unterschlupf zu entziehen. Die Frauen und Kinder wurden vertrieben, Männer waren sowieso keine mehr da. Dies war eine Aktion, gegen die ich mich innerlich sträubte, doch sie brachte in unserem Abschnitt eine Beruhigung der Lage.

Im Januar 1943 wurde ich dem JG (Jagdgeschwader) 43 "Pik As" zugeteilt. Ich war als Flugzeugwart stationiert bei einer Staffel am **Iwan-See**, dessen zugefrorene Wasserfläche als Start- und Landebahn diente. Die FW 190 der Staffel waren für den Winterkrieg mit einem weißen Anstrich getarnt. Morgens wurden Arbeitskolonnen zu je 3 Monteuren zusammengestellt und auf die verschiedenen Maschinen aufgeteilt. Des öfteren holte ich auch Ausrüstung in der Stadt **Newel** ab. Dort war Helmut Karst aus Osterbrücken bei der Infanterie stationiert.

Es war relativ ruhig auf unserem Stützpunkt. Eine Ausnahme bildete ein Angriff sowjetischer Bomber, die aber schon von unseren Jägern erwartet wurden. Ein Oberleutnant alleine schoss an jenem Tag 4 Maschinen ab, die alle die Eisdecke des Iwan-Sees durchschlugen und darunter versanken. Eigene Verluste hatten wir in dieser Zeit keine. Die Situation änderte sich, als im März 1943 die Rote Armee bei **Welekije Luki** mit Panzern durchbrach. Wir mussten unseren Stützpunkt aufgeben, weil die feindlichen Truppen direkt auf ihn zustießen. Die Jagdflugzeuge wurden ausgeflogen, das Bodenpersonal setzte sich per LKW und zu Fuß ab. Schließlich sammelten wir uns in **Posen in Westpreußen** und wurden nach einer Woche zum Feldflugplatz **Wormditt in Ostpreußen** verlegt. Dort erhielt ich eine Ausbildung für die Me 110, die als Nachtjäger eingesetzt wurde. Danach wurde ich vom Jagdgeschwader "Pik As" zur 1. Staffel des Nachtjagdgeschwaders 600 (1./NJG 600) versetzt. Bei **Riga in Lettland** hausten wir am Rande eines großen Wiesengeländes in ungeheizten Baracken. Um uns aufzuwärmen, machten wir mit Holz aus dem Wald ein großes Feuer im Freien. Die Me 110 waren getarnt in Waldschneisen versteckt.



Messerschmidt (Me) 110 (Tag- und Nachtjäger)



Focke-Wulf (FW) 190

Im Mai 1944, als sich die Front näherte, mussten wir nach **Belgrad-Semlin**, auch auf ein Wiesengelände, umziehen. Dort gab es wenigstens feste Gebäude und Hallen. Wir erhielten neue Maschinen vom Typ Ju 88. Amerikanische Bomber griffen des öfteren tagsüber Belgrad an, wobei die Bomben einige unserer Flugzeuge zerstörten, andere beschädigten. Ende 1944 erfolgte eine erneute Verlegung, diesmal nach **Betschgerék in Serbien** zu einem Feldflugplatz, der von riesigen Maisfeldern umgeben war. Dort wuchsen auch riesige Melonen und Tomaten. Eines Tages fehlten 2 Mann der Nachtwache. Wir fanden sie mit durchgeschnittenen Kehlen. Nach etwa 5 Wochen flogen eines Tages drei Me 110 mit deutschen Hoheitszeichen unseren Stützpunkt an. Sie eröffneten das Feuer und schossen alle unsere Maschinen auf dem Boden in Brand und setzten sie total außer Gefecht. Der Angriff war von jugoslawischen Widerstandskämpfern mit Hilfe deutscher Beutemaschinen durchgeführt worden.

Wir mussten uns nun mit LKW durch ganz Ungarn hindurch zurückziehen, wobei uns immer wieder kleine Partisanengruppen zu schaffen machten. Über **Bruck an der Mur** und durch die Tschechei erreichten wir den Feldflugplatz **Wien-Seyring**, wo Nachtjäger stationiert waren. Um überhaupt noch einmal nach Hause kommen zu können, entschieden sich meine Verlobte und ich im Januar 1945 zu heiraten. Nach zwei Wochen in der Heimat fuhr ich zusammen mit Karl Lang aus Osterbrücken am 11. Februar 1945 zurück nach Wien. Auf meinem Stützpunkt griffen immer wieder US-Bomber und US-Jagdflugzeuge an und zerstörten Maschinen am Boden. Außerdem hatten wir kaum noch Benzin.

Die deutsche Luftwaffe



Emblem der deutschen Luftwaffe

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges 1939 umfasste die 400.000 Mann starke Luftwaffe über 4.000 Flugzeuge modernster Bauart. Beim deutschen Überfall auf Polen im September 1939 sowie bei der deutschen Westoffensive gegen Frankreich im Frühjahr 1940 war das wirkungsvolle Zusammenspiel von Luftwaffe und Heer Garant für den schnellen Erfolg der Wehrmacht. Mit der Eroberung der Luftüberlegenheit sowie der Zerstörung britischer Rüstungsindustrien wurden der Luftwaffe in der Luftschlacht

um England hingegen Aufgaben zugewiesen, denen sie weder qualitativ noch quantitativ gewachsen war. Nach dem Verlust von 2.200 Maschinen wurde der Luftkrieg über England im Frühjahr 1941 eingestellt und der Großteil der zumeist 120 Flugzeuge umfassenden deutschen Geschwader für den bevorstehenden Krieg gegen die Sowjetunion nach Osten verlegt. Nach dem Kriegseintritt der USA und der Verlegung von US-Kampfgeschwadern nach Europa verschob sich der alliierte Rüstungsvorsprung noch weiter zu Ungunsten des Deutschen Reiches.

In der Festung Wien verwundet

Als die Rote Armee von Ungarn aus auf Wien zustieß, hieß es "Rette wer sich kann!" Als ich mich absetzen wollte, griff mich unterwegs die Waffen-SS auf, die längst das Heft in die Hand genommen hatte. Mit anderen zusammen musste ich mich in einem Steinbruch einer Ausbildung im Gebrauch der Panzerfaust unterziehen. Wien war zur Festung erklärt worden, niemand durfte mehr hinaus. Jeder, der gehen konnte, bekam jetzt ein Gewehr und eine Panzerfaust in die Hand gedrückt. So sollte die Stadt verteidigt werden. In einem Vorort von Wien befahl uns die Waffen-SS, mit etwa 40 Mann auszuschwärmen. Da bemerkten wir Sowjetsoldaten, die sich an einem Hauseingang mit einigen Frauen unterhielten, uns aber nicht wahrnahmen. Wir mussten uns auf den Boden legen und, als die Frauen verschwunden waren, auf Befehl der SS das Feuer eröffnen. Mein Kamerad erwischte dabei zwei der Soldaten, ich selbst traf einen, der noch weglaufen wollte. Was wir nicht gesehen hatten: hinter einer Friedhofsmauer hielt sich eine ganze Gruppe sowjetischer Soldaten auf. Aus ihrer Deckung heraus schossen sie mit ihren Maschinenpistolen auf uns. Es gab schwere Verluste auf beiden Seiten. Die SS schaffte von hinten immer wieder Leute als Verstärkung herbei. Das nützte aber nichts, und wir mussten uns schließlich zurückziehen. Ich selbst erlitt bei diesem Gefecht einen Armschuss. Ich schnappte mir in diesem Zustand einen am Bein verletzten Oberfeldwebel und schleppte ihn zu einer Sammelstelle. Die SS hielt dort einen beschädigten Panzer an, der auf dem Weg in eine Werkstatt war, setzte den Oberfeldwebel und mich drauf, und so fuhren wir als Verwundete über die Donaubrücke hinweg aus der Festung Wien hinaus zu einer Verbandsstelle. Dort wurden wir beide versorgt, erhielten den Status "einsatzunfähig" und durften den Rückmarsch antreten.

Der Oberfeldwebel wohnte in **Aue in Sachsen**. Dorthin fuhren wir über Karlsbad mit dem Zug, und ich durfte 3 Wochen lang bei ihm und seiner Familie wohnen. Im Krankenhaus sollte die Kugel in meinem Arm entfernt werden, doch sie war nicht mehr da! Sie war durch den Körper an eine andere Stelle weiter gewandert. Anfang Mai 1945 wurde ich wieder "kriegsverwendungsfähig" geschrieben und einem alten Hauptmann in Aue als Bursche zugeteilt. Dieser erlaubte mir kurz vor der Besetzung der Stadt durch die Sowjets, mich auf eigene Faust nach Hause durchzuschlagen.

Über den Käsbest zurückgekehrt

Zusammen mit einem Kameraden aus Bad Kreuznach, der ebenfalls in Aue gelandet war, machte ich mich nachts auf den Weg. Auf unserer Flucht schliefen wir nachts heimlich in Scheunen oder im Wald. Zu essen bekamen wir tagsüber von der einheimischen Bevölkerung. Eines Tages – inzwischen hatte unser Marsch schon 2 Wochen gedauert – wollten wir ein Waldgebiet verlassen. Doch da standen überall amerikanische Militärpolizisten mit ihren Jeeps. Sie fingten nicht nur uns, sondern auch andere ab, die sich durchschlagen wollten und nach und nach aus dem Wald kamen. Wir wurden in ein riesiges Zeltlager mit 3-Mann-Zelten in ein Wiesental bei **Straßberg bei Plauen** gefahren. Dort traf ich auch den alten Hauptmann aus Aue wieder, der sich offenbar ebenfalls nach Westen abgesetzt hatte. Eine Woche lang gab es nichts zu essen, und die Brennesseln in dem Gelände waren nach kurzer Zeit alle abgegrast. Dann erhielten wir eine recht gute Verpflegung in Form von Brot und Hartwurst und sogar Käse und Schokolade. Freiwillige konnten sich für den Straßenbau melden. Sie wurden durch LKW mit schwarzen Fahrern abgeholt, die einen dermaßen riskanten Fahrstil pflegten, dass wir uns gut festhalten mussten, um in Kurven nicht vom Fahrzeug geschleudert zu werden. Mitglieder solcher Arbeitskommandos erhielten abends noch eine Zusatzration.

Meine Gefangenschaft dauerte nur 3 Wochen. Im Juni 1945 wurde ich zu einem Verhör durch einen amerikanischen Captain geholt, der perfekt Deutsch sprach. Er war als Jude aus Kaiserslautern in die USA emigriert und hatte dort in der Armee Karriere gemacht. Er wollte wissen, aus welchem Kreis ich stammte. Als ich mit "Kusel" antwortete, sagte er mir auf den Kopf zu: "Sie waren HJ-Scharführer!", was auch stimmte. Dann stellte er mir ohne weitere Schwierigkeiten die Entlassungspapiere aus. Nachdem ich mit Schuhen, Jacke und Mantel völlig neu eingekleidet worden war und einen Rucksack erhalten hatte, wurde ich sofort entlassen und per LKW zum Bahnhof gefahren. Mit dem Personenzug ging es nach **Mannheim**. Ich lief von dort zu Fuß über die Rheinbrücke nach **Ludwigshafen** und wurde durch die Franzosen in einen Viehwaggon gesteckt, der nach Saarbrücken fahren sollte. In dem Waggon traf ich einen namens Stuber aus Hoof, der ebenfalls entlassen worden war. Wir trauten den Franzosen nicht und verfolgten deshalb aufmerksam durch einen Türschlitz unsere Route. Als der Zug in **Bruchmühlbach** vor dem Einfahrtssignal halten musste, sprangen wir hinaus und warfen uns im Schilfgras zu Boden.

In der folgenden Nacht marschierten wir bis **Brücken**, wo wir auf einem Heustall schliefen. Am nächsten Tag ging es weiter, über Krottelbach und den Königreicher Hof auf die Selchenbacher Höhe. Da kam ein französischer Jeep den Klingelberg herauf gefahren. Schnell warfen wir uns in den Straßengraben, so dass der Fahrer uns nicht bemerkte. Wir benutzten dann den alten Weg von Selchenbach nach Marth. Auf der Höhe des jetzigen Klingelberger Hofes trennten wir uns. Stuber ging Richtung Kreuz und Hoof, ich Richtung Käsbest und Osterbrücken. Am Käsbest stand unser Haus am Dorfrand an einem Abhang. Meine Frau ahnte noch nicht, dass ich im Kommen war. Zu ihr hatte ich noch nach unserer Hochzeit scherzhaft gesagt: "Wenn ich aus dem Krieg zurückkomme, komme ich den Käsbest herunter." So geschah es nun auch tatsächlich. Nur einige Tage bevor Karl Lang, mit dem ich ja nach meinem Heiratsurlaub nach Wien gefahren war, zurückgekehrt war, war auch ich endlich wieder zu Hause. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Januar 2002

Eisenbahnpionier und MG-Schütze

Karl Lang

Die Pferde versanken unter uns im Sumpf

* 1924 Osterbrücken (Heerde)



Karl Lang

Brückenbau und Sperreinsatz

Nach dem erfolgreichen Polenfeldzug im Jahr 1939 herrschte allenthalben Begeisterung angesichts des deutschen Blitzsieges, auch im Ostertal. Als Truppen Richtung Westgrenze durch Osterbrücken zogen, liefen die Leute hinaus und steckten ihnen Essen und kleine Geschenke zu. Ich stand mit meinem Vater an der Neumayerstraße, wo auch wir das Geschehen beobachteten. Er sagte nachdenklich zu mir: "Schon einmal haben wir gesiegt – und dann doch verloren." Er sollte mit seiner Skepsis Recht behalten.

Als Bahnunterhaltungsarbeiter der Deutschen Reichsbahn bei der Bahnmeisterei Oberkirchen blieb mir die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst (RAD) erspart. Als ich schließlich 18 Jahre alt war, wurde ich im September 1942 nach **Hanau am Main** zum Eisenbahn-Pionier-Regiment 3 eingezogen, wo sich an eine 8 Wochen lange Infanterieausbildung und an eine Schulung als MG-Schütze ein sechswöchiger Lehrgang im Eisenbahn- und Brückenbau anschloss.

Mit 100 Mann wurden wir danach als Spezialbrückenbaukommando nach **Rheinhausen bei Duisburg** versetzt, wo wir die bei Krupp neu entwickelte Kriegsbrücke des Typs SKR 6 erproben sollten. Diese Brücke bestand aus 6 m langen Einzelfeldern und war bis 140 m weit frei vorbaubar. Die Teile konnten verschraubt und auch zusätzlich vernietet werden. Für den Kriegsfall war aber lediglich eine Verschraubung vorgesehen. Bei Rheinhausen errichteten wir erfolgreich eine solche Probebrücke über den Rhein. Ganz ungefährlich waren die Arbeiten nicht, und wir hatten 2 tödliche Unfälle zu beklagen.

Die Verlegung unseres Spezialbrückenbaukommandos erfolgte im April/Mai 1943 per Bahn als geschlossener Truppentransport. Ich hatte das Glück – oder das Pech –, für ein Transportbegleitkommando ausgesucht zu werden. Wir waren 1 Unteroffizier und 5 Mann und erhielten den Auftrag, den Transportzug mit Brückenbaugeräten des Typs SKR 6 in den Südabschnitt der Ostfront (Ukraine) zu geleiten. Dieser Transportzug wurde von den Krupp-Werken in Rheinhausen teilweise zusammengestellt und ging Richtung Düsseldorf - Hagen - Magdeburg - Berlin über Frankfurt an der Oder zunächst bis Neubentschen (heute Zbaszyn), wo wir mit einem Schwestertransport, der aus der Tschechoslowakei kam, vereint wurden. Wir mussten nun den Gesamttransport überwachen. Wir geleiteten ihn über Posen, Lisa, Breslau, Oppeln, Lemberg, Tarnopol, Schemerinka, Odessa nach Nikolajew.

Unsere Reise dauerte 16 Tage. So lange wir uns in Deutschland befanden, war sie ein sehr schönes Erlebnis. Sobald wir aber das ehemalige Polen und dann die Ukraine erreichten, wurde es sehr gefährlich für uns. Sabotage am Zug und an den Geräten, Gleissprengungen, Beschuss durch Partisanen usw. waren unsere ersten Eindrücke von dem, was wir in der Ukraine erwarten durften. In **Nikolajew** wurden wir von unserem Brückenbaukommando in Empfang genommen. Betreut wurden wir von der 7. Kompanie des 4. Regiments. Bei Nikolajew bauten wir dann die SKR 6 über ein Sumpfgebiet des Flusses **Ingul**. Als sie sich etwas gesenkt hatte, fuhren wir mit 10 Mann in einem Motorschlauchboot an die Pfeiler heran, um sie mit Wasserpumpen wieder zu heben. Bei diesen Arbeiten wurde ich dort erstmals mit Kampfhandlungen konfrontiert. Wir gerieten von allen Seiten unter MG-Beschuss durch Partisanen und hatten 2 Verwundete. Geplant war auch, eine 27 km lange Brücke über den Meerbusen bei



Brücke über den Ingul

Kertsch auf der Krim zu errichten. Bedingt durch die Kriegslage kam es aber nicht mehr dazu. Statt dessen wurden wir nach **Cherson am Dnjepr** beordert, wo wir mit unserem 2. Regiment eine verbesserte RW 3, die aus 3 m langen Feldern bestand, über den Strom bauten. Sie war 2700 m lang, davon führten 1000 m über Wasser, der Rest über ein Sumpfgebiet. In Acht nehmen mussten wir uns dort vor den Treibminen, die die Sowjets ins Wasser gesetzt hatten. Schon bald preschte vom

Kaukasus her die Rote Armee vor und versuchte, die deutschen Truppen auf der Krim ab zuschnüren. Für uns hatte dieser Vormarsch die Konsequenz, dass wir zum "Sperrereinsatz" befohlen wurden. Konkret bedeutete das, dass wir keine Brücken mehr bauen mussten, sondern Brücken, Bahnlinien und Häuser in die Luft zu jagen hatten, um den weiteren Vormarsch zu stoppen. Das Schrecklichste an solchen Einsätzen war, dass wir auch Privathäuser von Bewohnern unter deren Augen zerstören mussten. Es war herzzerreißend, diese armen Menschen laut jammernd und schreiend zu sehen, während wir deren ganzen Besitz zerstören mussten. Zum Glück war ich bei einem solchen Einsatz nur einen Tag dabei und blieb ansonsten davon verschont.

Nach diesem Sperrereinsatz kam unsere Einheit in Ruhe und ich erhielt 14 Tage Heimaturlaub. Die Eisenbahnfahrt gen Westen Richtung deutsche Reichsgrenze war ein regelrechtes Abenteuer. Ständig wurden wir aufgehalten, weil die Gleise durch Partisanen gesprengt worden waren oder diese unseren Zug unter Beschuss nahmen. Manchmal mussten wir in Kampfgruppen ausschwärmen, um nach Partisanen zu suchen. Nach 10 Tagen erreichten wir endlich die Fronturlaubsüberwachungsstelle für die Südarkmee in **Przemysl**, von wo es dann nach Entlausung und Säuberung endlich ab in die Heimat ging.

Heimaturlaub und Irrfahrt

Nach meiner Rückkehr aus dem Heimaturlaub in unser Stationierungsgebiet in der Ukraine war die Front um 200 km näher gerückt, die deutschen Truppen auf der Krim waren eingekesselt und Cherson lag im Frontgebiet. Es herrschte ein wahres Durcheinander und Chaos. Ich suchte nach der Leitstelle für technische Einheiten, um mit deren Hilfe meine Kameraden wiederzufinden. Doch ich fand nur die Frontleitstelle, die mich in den Mittelabschnitt nach **Alexanderstadt (Alexandrija)**, nördlich von Cherson schickte. Per Eisenbahn und per Anhalter erreichte ich schließlich diesen Ort, fand zwar eine technische Einheit dort, doch nicht die unsere. Die, so wurde mir erzählt, liege unten im Süden! Also ging es wieder den gleichen Weg zurück, per Anhalter. Erschwert wurde diese Reise durch den Schlamm, in dem zahlreiche Fahrzeuge stecken blieben. Schließlich erreichte ich wieder Cherson. Meine Irrfahrt hatte hin und zurück 5 Tage gedauert. Nun fand ich auch die technische Leitstelle. Sie war nur zwei Straßen weiter als die Frontleitstelle! Dort erfuhr ich, dass meine Pioniereinheit inzwischen in das 30 km entfernte Gebiet um **Woteboj** verlegt worden war.

Als ich die technische Leitstelle verließ, sah ich ein Fahrzeug mit unserem Kompaniekennzeichen, einem springenden Bär, vorbeifahren. Ich schrie dem Fahrer zu, er solle anhalten und gestikuliert wild. Doch er bemerkte mich nicht. Dann musste er doch verkehrsbedingt anhalten, ich sprang auf den Wagen auf und erreichte nun relativ schnell meine Einheit. Von Osterbrücken aus bis Woteboj hatte ich wiederum 15 Tage gebraucht. Ich war ungewaschen, unrasiert, verdreckt und ungepflegt, an meinem Mantel war kein einziger Knopf mehr dran. Außerdem hatte unterwegs im Zug, als ich ein Nickerchen gehalten hatte, jemand wohl absichtlich mein Gewehr mit einem veralteten langen französischen Beutegewehr vertauscht. In diesem heruntergekommenen Zustand und mit der seltsamen Waffe meldete ich

mich mit den Worten: "Gefreiter Lang meldet sich ohne besondere Vorkommnisse zurück!", was bei den Anwesenden angesichts meines Zustands und meiner langen Abwesenheit doch einige Heiterkeit hervorrief. Natürlich war ich jetzt froh, wieder bei den Kameraden von meiner Einheit zu sein. Danach wurde ich zu meinem neuen Quartier bei einer ukrainischen Familie geleitet. Den bei der Begrüßungszeremonie angebotenen Maisschnaps mit mindestens 60 % Alkoholgehalt sollte ich ohne daran zu riechen in einem Zug trinken, rieten mir meine Kameraden schon im voraus. Ich kippte dann das grauenhafte Zeug auch so schnell es ging hinunter, wobei mir die Tränen die Wangen hinunterliefen. In der Kehle brannte dieser Schnaps wie Feuer. In diesem Quartier lag ich 14 Tage lang, und wir bekamen während dieser Zeit eine Waffenausbildung an einem neuen Gerät, einem 42-er MG.

Halbtot im reißenden Dnjepr

Inzwischen war es Dezember 1943. Wir wurden zu einem weiteren Sperreinsatz beordert und sollten dabei unsere eigene Brücke bei Cherson über den Dnjepr in die Luft jagen. Bei der Hinfahrt mussten wir ein Gebiet durchqueren, das mit dem Schild "Vorsicht Feindeinsicht!" gekennzeichnet war. Unser Hauptmann und Kompaniechef war mit seinem PKW vorausgeeilt, um unseren Einsatz genau zu planen, ein Leutnant hatte die Führung unserer Kompanie übernommen. Er gab den Befehl, unsere Fahrzeuge sollten einzeln durchfahren. Entgegenkommende Fahrzeuge fuhrten eigenartiger Weise so schnell wie möglich an uns vorbei, während wir auf Befehl hatten anhalten müssen. Was unser Leutnant offenbar nicht wusste, war, dass wir uns an dieser Stelle nicht am Rande, sondern schon mitten in der Feindeinsicht befanden! Dort hatte ich das Glück meines Lebens. In einem gerade erst erhaltenen Feldpostpäckchen befand sich auch ein Stück Hartwurst. Ich stieg aus unserem Fahrzeug aus und wollte zu einem LKW gehen, der 25 m vor uns wartete. Dort wollte ich meinem Kameraden Kleinbub aus Karlsruhe, den ich schon seit unserer Ausbildung kannte, etwas von der Wurst abgeben. Da krachte es plötzlich um uns herum. Unter dem Fahrzeug, aus dem ich gerade ausgestiegen war, war eine Granate hochgegangen. Die Explosion forderte 3 Todesopfer und 4 Verletzte. Ich blieb unbehelligt.

Wir erreichten schließlich den Dnjepr. Dort sollten wir die Brücke zur Sprengung laden. Bei dieser Arbeit lagen wir unter ständigem Artilleriebeschuss durch Sprenggranaten. Wir erreichten aber mit unseren Maschinenbooten ohne Schaden das Bauwerk und verschanzten uns hinter den Pfeilern. An Strickleitern zogen wir uns an den Pfeilern hoch, um die Sprengladungen anzubringen. Auf dem Rückweg wurde unser Motorboot dann aber kaputtgeschossen und soff ab. Wir trieben im eiskalten reißenden Fluss in Ufernähe stromabwärts. Nach etwa 30 Minuten und einigen Kilometern gelang es mir endlich, das rettende Ufer zu erreichen. Dort blieb ich halbtot und fast erfroren liegen. Eine rumänische Einheit fand mich. Die Soldaten, die wohl Erfahrung mit solchen Fällen hatten, zogen mich nackt aus, rieben meinen Körper mit Schnee ein und gaben mir etwas Warmes zu trinken. Zum Glück hatte ich keine bleibenden Erfrierungen davongetragen. Eine deutsche Streife brachte mich wieder zu meiner Einheit zurück. Als die Brücke schließlich gesprengt wurde, befanden sich noch eigene Truppen zu Fuß auf ihr. Es waren Männer von der 4. Gebirgsjägerdivision, die dabei mit in die Luft gejagt wurden. (Anmerkung: Als die Saarbrücker Zeitung 1984 eine Flug-Schiffs-Reise an den Dnjepr anbot, meldete ich mich zusammen mit meiner Frau an, nicht zuletzt in der Hoffnung, noch einmal in dieses Gebiet zu kommen. Auf der Schiffsfahrt auf dem Dnjepr von Odessa Richtung Kiew beobachtete ich ständig mit dem Fernglas die Gegend. Jede Brücke fand meine Aufmerksamkeit. Und tatsächlich, plötzlich erkannte ich in der Ferne sowohl eines meiner Quartierhäuser während des Krieges als auch "unsere" Eisenbahnbrücke! Sie stand immer noch und war immer noch in Betrieb. Ich konnte mich auch davon überzeugen, dass wir 1943 nur 3 Felder gesprengt hatten. Und die sind dann nach dem Krieg von den Sowjets wieder instand gesetzt worden.)

Als nächstes ging es zurück nach **Woteboj**. Bei unserer Ankunft stellte unsere Quartiermutter fest, dass einige Kameraden fehlten. Sie fragte nach deren Verbleib. Wir gaben ihr zu verstehen, dass sie tot oder verwundet seien. Sie weinte bitterlich und sagte: "Krieg nicht gut!" Beim Wachdienst klappte ich dort plötzlich nachts zusammen, eventuell eine Folge der Unterkühlung. Ich lag danach zunächst mit hohem Fieber auf einem Strohlager im Haus der ukrainischen Familie. Der Familienvater sorgte aber bald dafür, dass ich ins einzige Federbett im Haus verlegt wurde. Der Kompaniearzt wusste nicht so recht, wie er mich behandeln sollte und verordnete mir vorsorglich eine Schwitzkur. Ich wurde dabei bis zum Hals in Decken und Tücher eingewickelt und wäre bei dieser Prozedur beinahe erstickt. Zugewickelt wurde ich danach im offenen Krad 21 km weiter um die Dnjepr-Schleife herum ins Feldlazarett der 5. Luftwaffendivision in Cherson gebracht. Dort waren gute Ärzte am Werk, die mich mit Rinderseum spritzten und auf Diphtherie behandelten, wonach es wieder langsam mit mir aufwärts ging. Das war an Weihnachten 1943.

Dann besuchte uns – es waren noch zwei weitere Patienten aus meiner Einheit im Lazarett – eines Tages unser Feldwebel. Er schärfte uns ein: "Sorgt ja dafür, dass ihr nicht zur Genesung in die Heimat verlegt werdet. Wir werden nämlich nach Italien oder Frankreich abgezogen." Wir wussten, was im Falle einer Heimatverlegung passieren konnte: Heimaturlaub mit Ostfronterfahrung wurden oft wieder zu anderen Einheiten in die Sowjetunion zurückverlegt. Lieber wollten wir natürlich mit unseren Kameraden nach Frankreich oder Italien. Der Oberstabsarzt wollte uns auch tatsächlich für einige Zeit nach Hause schicken. Doch wir bestanden mehrfach darauf, sofort zu unserer Einheit zurückzukehren. Am 20. Januar 1944 wurden wir schließlich aus dem Lazarett entlassen. Wir machten schon Pläne für einen Heimaturlaub, den wir uns im Falle einer Verlegung nach Frankreich oder Italien organisieren wollten. Auf der Leitstelle in Cherson kam dann aber die kalte Dusche. Unser Befehl lautete jetzt: "Verlegungspläne geändert. Abkommandierung zum Sperreinsatz südwestlich Tscherkassy!" Zwei Tage lang waren wir danach mit dem Bus nach **Odessa** unterwegs. Dort quartierten wir uns zunächst in einem Soldatenheim ein und wollten uns vor der Rückkehr zu unserer Einheit noch ein paar schöne Tage machen. Als wir über den Markt der Stadt schlenderten, begegneten uns überraschend einige Kameraden aus unserer Einheit. Durch sie erfuhren wir, dass wir jetzt nicht mehr der 6., sondern der 8. Armee unterstellt waren und in **Schpola bei Tscherkassy** lagen. Zusammen mit ihnen fuhren wir dann am gleichen Tag zu unserer Einheit. In unserem neuen Einsatzgebiet sollte es danach so richtig ungemütlich für uns werden.

Im nächtlichen Schneetreiben verirrt

In Schpola waren wir zu Zehnt im Häuschen einer ukrainischen Familie einquartiert. Die Wohnung bestand aus einer Küche mit Backofen sowie einem weiteren Zimmer, in dem die Frau mit einem kleinen Kind untergebracht war. In diesem Quartier war es so eng, dass wir, wenn wir uns nachts auf unserem Strohlager wenden wollten, dies alle gemeinsam tun mussten. Schon in der ersten Nacht nach meiner Rückkehr hörten wir draußen eine laute Schießerei. Als wir zum Fenster hinausschauten, sahen wir, dass die Umgebung von sowjetischen Soldaten wimmelte. Die Frau des Hauses bedeutete uns, wir sollten uns schnell durch das Küchenfenster aus dem Staub machen, was wir auch taten. Draußen standen wir im Dunkeln mitten in einem Wiesensumpf. Zum Glück kannten sich einige von uns schon etwas in dem Ort aus, und mit deren Hilfe erreichten wir unverseht die Ortsmitte, wo sich unsere Einheit gesammelt hatte. Bei diesem sowjetischen Überfall hatte es in unseren Reihen einen Toten und etliche Verletzte gegeben. Wir bildeten danach Kampfgruppen und durchkämmten systematisch den Ort, doch die Sowjets waren verschwunden.

Danach herrschte 2 bis 3 Tage lang Ruhe. Während dieser Zeit wurden alle Dörfer der Umgebung durch Kampfgruppen gesichert, die Quartiere wurden jeweils in der Ortsmitte konzentriert. Mehrfach zogen andere Einheiten durch Schpola hindurch, kehrten wieder um und erschienen erneut. Es schwante uns, dass da etwas nicht stimmte. Nach drei Tagen gab es

kein Brot mehr. Den Grund für diese Entwicklung erfuhren wir dann auch: Die deutschen Truppen in unserem Abschnitt, 10 Divisionen, waren eingeschlossen, und wir befanden uns im **großen Kessel von Tscherkassy**. Am nächsten Tag schon ging der Feuerzauber los, es erfolgten massive Angriffe auf unsere Stellungen. Zum Glück waren wir darauf vorbereitet. Es gelang uns daher noch, zwei Angriffe zurückschlagen. Der dritte, es war am 27. Januar 1944, war aber dermaßen massiv, dass wir uns nach Osten zurückziehen mussten.

Beim Rückzug wurden aus versprengten Einheiten neue Kampfgruppen zusammengestellt. Ich gehörte der **Kampfgruppe Schäfer** an. Nachts kamen wir auf einem Feld auf einem kleinen Stützpunkt an und sahen in der Ferne die Lichter eines Ortes. Zwei Mann schlichen sich dorthin, um Erkundigungen einzuziehen. In dem Dorf lag eine Wehrmachtseinheit, bei der es Suppe und Kaffee gab. Wir entschieden uns, da wir nur wenig Bewegung verursachen wollten, immer jeweils nur zu Zweit dorthin zu gehen, um etwas zu essen. Wenn eine Gruppe zurückgekehrt war, konnte sich die nächste auf den Weg machen. Die Zweiergruppen wurden ausgelost. Da wir aus einer ungeraden Zahl von Männern bestanden, musste einer alleine gehen. Und der war ich. Ich schaffte es, als die Reihe an mich kam, auch ohne Probleme zu der Wehrmachtseinheit und stärkte mich dort mit Suppe und Kaffee. Doch dann erwartete mich eine unangenehme Überraschung. Inzwischen hatte starkes Schneetreiben eingesetzt, und ich verlor auf dem Rückweg in der Dunkelheit völlig die Orientierung. Um mich herum registrierte ich sowjetische Spähtruppaktivitäten. Zum Glück bemerkten mich die Angehörigen der feindlichen Spähtrupps aber nicht. Schließlich ging in der Ferne eine Schießerei los. Dort musste sich meine Einheit befinden, kombinierte ich. Ich schlich mich also in diese Richtung fort, und tatsächlich, es gelang mir, unversehrt zurückzukehren. Meine Kameraden staunten nicht schlecht, denn ich war mitten durch die sowjetischen Linien gelaufen.

Bis zu den Knien im Schlamm

Schließlich wurden wir in eine andere Ortschaft in Ruhestellung verlegt. Von einer Höhe aus bedrohte uns eine feindliche MG-Stellung, die wir aber ausschalten konnten. Am Abend wurde unsere Abwehrstellung durch unseren Kampfgruppenchef (vorher unser Kompaniechef) neu eingerichtet. Ich hatte als MG-Schütze 1 mit meinen 2-er Schützen (der 3-er Schütze war leicht verwundet) das Glück, dass wir als Ersatz-MG uns zunächst bei dem Kampfgruppengefechtsstand melden mussten. Wir erhielten den Auftrag, uns in ein Quartier zu begeben und weitere Befehle abzuwarten. In der Nacht wurden wir plötzlich durch den ukrainischen Besitzer des Hauses aus dem Tiefschlaf wachgerüttelt. Da überall Sowjets zu sehen waren, suchten wir durch das Fenster das Weite. Draußen war es natürlich im Dunkeln wieder schwer, die Orientierung zu finden. Eine Stunde lang folgten wir deutschen Stiefelspuren, bis plötzlich jemand rief: "Parole!" Wir antworteten: "Nicht schießen! Deutsche Landser!", worauf der Posten nach einigem Hin und Her entgegnete: "Einzeln näher treten!" Danach wurden wir wieder zu unserer Einheit geleitet. In der Nähe einer anderen Ortschaft gruben wir uns dann in einem Schneesturm an einer Anhöhe eine Stellung. Unser schönes Loch lief dann aber Anfang Februar 1944 mit Wasser zu, weil Tauwetter eingesetzt hatte, und wir standen bis zu den Knien im Schlamm.

Dort waren wir ständig Artillerieangriffen, schwerem MG-Beschuss und Stoßtruppüberfällen ausgesetzt. In der Nähe war auf einer Anhöhe ein VB-Posten (Vorderer Beobachter einer Artillerieeinheit) stationiert. Eines Nachts griffen die Sowjets, seitlich an uns vorbei, diese Höhe mit starken Kräften an. Die VB-Männer ließen sich zunächst überrennen, setzten sich in unsere Richtung ab und suchten in unserem Dreckloch Schutz. (Auf diese Begebenheit komme ich später noch einmal zurück.) Es gelang uns aber, diese Höhe durch einen Sturmangriff wieder in unsere Hände zu bekommen. Dabei spielte sich eine schlimme Szene ab. Drei sowjetische Soldaten wollten sich, so sah es zumindest aus, ergeben und kamen mit erhobenen Händen auf uns zu. Unsere bereits geschärften Handgranaten, mit denen wir sie ausschalten wollten, warfen wir daraufhin ins Gelände. Da eröffneten diese drei plötzlich das Feuer auf

uns, wodurch unser Unteroffizier einen Schulterdurchschuss erlitt und wir alle (unsere Gruppe war noch 5 - 6 Mann stark) fast ohne Deckung dem Beschuss dieser 3 Mann ausgesetzt waren. Ein Kamerad unserer Gruppe, der schon seitwärts an den drei Sowjetsoldaten vorbei war, musste, um uns das Leben zu retten, mit nicht gerade soldatischen Mitteln die drei ausschalten. Nachdem sich die Sowjets in ihre Ausgangsstellung zurückgezogen hatten, versorgten wir unseren Unteroffizier noch notdürftig. Durch die verhältnismäßig lange Wartezeit, bedingt durch das Verhalten der sowjetischen Soldaten, hatte er einen sehr starken Blutverlust und war sehr schwach. Mein Kamerad Melchior Walter und ich schafften ihn zurück zum Verbandsplatz. Sein weiteres Schicksal ist mir nicht bekannt.

Schon Tage lang hatte mich ein sehr starkes Zahnweh geplagt. Ich litt unter einer Entzündung an einem Backenzahn rechts oben. Die Backe war sehr stark angeschwollen, und die Schmerzen waren fast unerträglich. Der Verbandsplatz war mehr als überfüllt von Verwundeten, und die Ärzte operierten unter freiem Himmel. Dort fragte ich nach einem Zahnarzt, der mich vielleicht von meinen Schmerzen erlösen könnte. Die Antwort lautete: "Die Zahnstation musste auf Grund sowjetischen Drucks zurückverlegt werden, aber ein Zahnarzt müsste hier sein." Nach weiterem Fragen und Suchen fand ich dann den angeblichen Zahnarzt. Ich musste mich auf eine Munitionskiste setzen, er schaute mir in den Mund und sagte: "Der muss raus!" Schon stemmte mir ein Sanitäter das Knie in den Rücken, fasste mich mit beiden Händen an der Schulter und sagte noch: "Mach deinen Koppel auf!". Der angebliche Zahnarzt gab mir das Kommando "Mund auf!", ich hörte die Engel singen, und schon war der Zahn ruckzuck draußen und der Sanitäter ließ mich los. In diesem Augenblick erfolgte ein Artillerieüberfall, und wir mussten Deckung suchen. Wir begaben uns zurück zu unseren Kameraden in unsere Stellung. Kaum dort angekommen, erreichte uns die Nachricht, das wir abgelöst werden sollten. Wir sollten einige Tage in Ruhe kommen. Noch am gleichen Nachmittag bezog eine andere Einheit unsere Stellung.

MG-Feuer von drei Seiten

Die ehemalige Kampfgruppe Schäfer hatte aus 3 Kompanien (350 - 400 Mann) bestanden. Jetzt waren wir nur noch 80 - 90 Mann und standen schon einige Tage unter dem Kommando unseres Kompaniechefs. An einem Waldrand sammelten wir uns. Von dort setzten wir uns Richtung Osten in die angebliche Ruhestellung ab. Wir waren zuvor 3 vollmotorisierte Kompanien, aber jetzt stand nicht einmal mehr ein einziges Fahrzeug zur Verfügung. Selbst unsere Küchenwagen hatten uns schon einige Tage nicht mehr versorgt, ihr Aufenthalt war uns unbekannt. Es kam die Parole auf, unser Küchenwagen würde in der vorgesehenen Ruhestellung auf uns warten und uns dort alle versorgen. Die ganze Nacht über bewegten wir uns Richtung Osten, todmüde, hungrig und durstig. Im Laufe des Vormittags erreichten wir endlich einen größeren Ort. Nach den Parolen, die im Umlauf waren, sollten wir dort einquartiert werden. Von dem versprochenen Küchenwagen war aber nichts zu sehen. Im Laufe des Mittags wurde etwas kalte Verpflegung verteilt, dann wurden wir in ein Quartier eingewiesen. Mit dem Rest unserer Gruppe, noch 5 von 11 Mann, wurden wir bei einer Familie in ein kleines Zimmer eingewiesen.

Wir waren glücklich, endlich in einem trockenen und einigermaßen warmen Raum zu sein. Doch das Glück währte nicht lange. Gegen 19 Uhr gab es Alarm, wir mussten uns mit voller Kampfausrüstung in der Mitte des Ortes einfinden. Hier erklärte uns unser Kampfgruppenchef die Lage und den neuen Einsatzbefehl. Es würde eine neue Kampflinie aufgemacht, unsere Aufgabe sei es, auf der rechten Anhöhe vor dem Ort, einem Bergkamm, in Stellung zu gehen und die Verbindung zu den Nachbareinheiten links und rechts herzustellen. Um welche Nachbareinheiten es sich handelte, war nicht bekannt. Das alles sollten wir bei nasskaltem Winterwetter, hungrig und sehr müde, bewerkstelligen. Wir setzten uns in Bewegung, um rechterhand des Ortes die Anhöhe zu erreichen. Zunächst ging es ein Stück durch den Wald, ganz steil hoch. Kurz bevor der Wald aufhörte, befand sich eine Waldlichtung. Es

wurde uns erklärt, dass auf dieser Lichtung ein Notverbandsplatz eingerichtet werden sollte. (Diese Mitteilung war für uns die folgende Nacht sehr wichtig.) Wir verließen den Wald und sahen, so weit es die Dämmerung zuließ, vor uns eine kahle freie Fläche mit mittlerer Steigung. Angeblich waren wir zu weit nach rechts gekommen, so bewegten wir uns nun halblinks auf die Anhöhe zu. Auf der Anhöhe angekommen, stellten wir eine ca. 50 m lange Vertiefung, eine Bergmulde, fest. Wir erhielten den Befehl, uns in der Mulde einzugraben. Erkundungstrupps würden nach links und rechts ausgeschickt, um die Verbindung zu den Nachbareinheiten herzustellen. Der nach links ausgeschickte Erkundungstrupp erhielt nach kurzer Zeit MG- und Schützenfeuer und musste sich mit 2 Verwundeten unverrichteter Dinge zurückziehen. Der nach rechts ausgeschickte Erkundungstrupp kam nach ca. 1 ½ Stunden, ohne eine Nachbareinheit gefunden zu haben, also ohne Erfolg, zurück. Inzwischen hatten wir uns notdürftig eingegraben. Was wir nicht wussten, war, von welcher Seite uns eigentlich die größte Gefahr drohte. Das änderte sich aber bald.

Plötzlich bekamen wir von drei Seiten MG- und Schützenfeuer, und wir hatten sofort Verwundete und tote Kameraden zu beklagen. Der schlimmste und gefährlichste Beschuss kam aus der Richtung, wo der genannte Erkundungstrupp beschossen worden war. Dieses Feuer wurde immer stärker und lag so, dass uns in der Bergmulde jede Bewegung unmöglich war. Nur kriechend, dicht am Boden, war ein Bewegen noch möglich. Unsere Verluste auf dieser Seite der Mulde wurden immer mehr. Ich erhielt den Befehl, mit meinem MG etwa 20 m vor der Mulde, um der besseren Sicht wegen, in Stellung zu gehen, um das feindliche MG und das Schützenfeuer zumindest einzudämmen, wenn möglich auszuschalten. Es war ein Befehl auf Leben und Tod. Mit meinen 3-er Schützen – mein 2-er Schütze war mit einer anderen Aufgabe betraut – versuchte ich diesem Befehl nachzukommen. Unter starkem Beschuss erreichten wir kriechend den etwas vorgeschobenen Platz. Eine kleine Geländevertiefung erleichterte es mir, unter guter Mithilfe meines 3-er Schützen, das MG in Stellung zu bringen. (Mein 3-er Schütze war ein 35-jähriger Wiener, im Zivilberuf Frisör.)

Nach den ersten Feuerstößen von uns, erwiderten unsere Feinde das Feuer aus allen Rohren, scheinbar hatten sie unseren Standort schon ausgemacht. Mein 3-er Schütze erhielt einen Schuss in die Brust und sackte neben mir stöhnend und dann bewusstlos zusammen. Mein Ruf nach Sanitätern wurde von den hinter mir liegenden Kameraden gehört, die Sanis krochen nach vorne, um meinen Kameraden aus dem Feuer zu holen. Auch hatte mein Ruf nach den Sanis mein 2-er Schütze Melchior Walter gehört – er war von seinem besonderen Auftrag zurück. Sofort kam er kriechend nach vorne und nahm seinen gewohnten Platz ein. Wir versuchten mit unserem MG nach rechts auszuweichen, wo wir auch einige Feuerstöße abgeben konnten. Über eine Stunde dauerte dieses Spiel: MG-Stellung nach rechts, MG-Stellung nach links, MG-Stellung in der Mitte. Die Verwundeten und die Toten hinter uns wurden immer mehr, wir hörten ihre Schreie. In Todesangst, mit dem Mut von Verzweifelten, mit allen soldatischen Raffinessen, versuchten mein Kamerad Walter und ich, den Kameraden hinter uns in der Mulde etwas Erleichterung zu bringen. Nach etwa 1 Stunde wurde das feindliche Feuer etwas weniger, das MG verstummte danach ganz, das Gewehrfeuer ebte ab. Dann kehrte die ersehnte Ruhe ein. War es unser aufopfernder Einsatz, waren es andere Umstände, wir wussten es nicht. Jetzt war wenigstens auf dieser Seite der Mulde Ruhe.

Sie sollte aber leider nicht lange dauern. Zurück in der Mulde erhielt ich den Befehl, unsere Stellung nach vorne links zu sichern. Unser Schützenloch hatten wir als MG-Stand vorgesehen, nach kleine Änderungen an unserem Loch übernahmen Walter und ich die neue Aufgabe. Nach kurzer Zeit der Ruhe überraschten uns mehrere Granatwerferüberfälle. Sie wurden immer heftiger. Es waren leichte und schwere Granatwerfer, die uns eindeckten. Unser MG, das wir schussbereit auf der Deckung Richtung Feind aufgebaut hatten, erhielt einen Volltreffer und war danach für jeglichen Einsatz unbrauchbar. Das Granatwerferfeuer verstärkte sich immer mehr, und unsere Verluste wurden immer größer. Bei Tagesanbruch stellten wir fest, dass ca. 400 m entfernt eine Straße vorbeiführte, auf der sowjetische Panzer in Stellung gingen. In diesen Minuten wurden wir sogleich mit mehreren Schützenreihen hintereinander

angegriffen. Die Sowjets kamen immer näher, ich hatte keine Verteidigungsmöglichkeit, da sah ich einen toten Kameraden mit dem Karabiner im Arm auf dem Boden liegen. Ich machte einen Satz, um mir den zwecks Selbstverteidigung zu holen. Dabei schlug eine Granate direkt neben mir ein, deren Splitter mich in beiden Beinen trafen und mich kampfunfähig machten. In diesem Augenblick griff unsere Artillerie ein, der sowjetische Angriff kam ins Stocken.

Verwundet im großen Kessel von Tscherkassy

Mein Kamerad Melchior Walter aus Hatzenport an der Mosel, mit dem ich seit dem ersten Tag meiner Ausbildung zusammen gewesen war, schleppte mich zusammen mit unserem verwundeten Leutnant zu einem Verbandsplatz. Das war das letzte Lebenszeichen von Melchior, er gilt seit dieser Zeit bis heute als vermisst. Auch ich galt ab diesem Zeitpunkt in dem damaligen Chaos als vermisst, und meine Angehörigen erhielten ein dementsprechendes Schreiben, das ich heute noch besitze. In ihm war auch vermerkt, dass ich das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen bekommen hatte. Auf dem Notverbandsplatz wurden wir notdürftig versorgt. Einer der Ärzte war unser Kompaniearzt, der eben genannte Leutnant unser Zugführer. Unser Kompaniearzt sagte uns, dass er nur noch eine Tetanusspritze hätte, die müssten wir uns teilen. (Unseren Leutnant sah ich dort zum letzten Mal.) Mit Panje-Fahrzeugen (kleine russische Pferdewagen) wurden wir abtransportiert. Sankas (Sanitätskraftwagen) gab es keine mehr, entweder waren sie zerschossen worden oder steckten irgendwo im Schlamm oder Morast. Mit 3 Schwerverletzten pro Panjewagen war es mehr als eng. Außerdem war es sehr kalt. Zwei Tage lang ging unser Krankentransport immer weiter auf verstopften und verschlammten Wegen, ohne Verpflegung. Unser Fahrer war ein Hiwi (ein Hilfswilliger), ein Rumäniendeutscher, der sein Geschäft gut verstand. Ab und zu organisierte er für uns ein Stückchen Brot, eine Rübe, eine handvoll Korn oder Weizenkörner. Am Abend des zweiten Tages erreichten wir ein leerstehendes Kolchosgebäude, einen leerstehenden Stall mit Steinboden. Der Boden wurde mit wenig Stroh bestreut, und wir wurden dort untergebracht, ca. 300 - 400 Verwundete. Die Witterung hatte umgeschlagen, es herrschte 12 - 15 Grad Kälte.

Die Nacht war grausam: eisige Kälte, vor Schmerzen stöhnende Kameraden, die Todesschreie der Sterbenden, man kann es kaum beschreiben. Am Morgen kam ein junger Offizier, der sagte: "Heute werden wir frei. Die Parole lautet 'Freiheit'. Unser Marschziel ist Liesjenka. Die Versprengten sammeln sich in Olschanka." Große Freude breitete sich bei den Kameraden aus, die sich schon aufgegeben hatten. Man sah trotz des Hungers, der Kälte und der Schmerzen plötzlich lachende und hoffnungsfrohe Gesichter. An diesem Morgen bekamen alle eine Feldbecher voll heißer Brühe. Was es war, konnten wir nicht feststellen. Aber es tat uns allen gut. Anschließend wurden wir wieder auf unsere Panje-Wagen verladen und waren alle voller Hoffnung. Von außen versuchten damals die SS-Divisionen "Leibstandarte Adolf Hitler" und "Wiking" auf 15 km Breite den Kessel einzudrücken, während die eingeschlossenen Truppenteile versuchten, auf 3 km Breite einen Keil nach außen zu treiben.

Doch die Hoffnung trog. Es ging auch weiterhin nur mit Mühe voran, von Freiheit war nichts zu sehen. Im Tauwetter hatten sich die Straßen in einen einzigen unvorstellbaren Morast aus Schnee und Schlamm verwandelt. Während unseres weiteren Transports Richtung SS-Einheiten wurden wir plötzlich an einem Bergabhang angegriffen. Überall lagen danach tote Pferde, auch unsere waren tot, unser Panje-Fahrer war ebenfalls tot. Hilflos lagen wir danach verwundet im Schnee. Einem Verwundeten, der noch etwas besser dran war, gelang es, noch zwei Pferde einzufangen. Auch zwei noch unverwundete Kameraden tauchten auf, die uns dann halfen. Ich wurde auf ein Pferd gesetzt, wo ich 3 Tage und 3 Nächte ausharrte. Wie ich das geschafft habe, mit zwei zerschossenen Beinen und ohne herunterzufallen, weiß ich heute nicht mehr. Schließlich erreichten wir ein Sumpfgebiet. Die Pferde versanken dort laut wiehernd unter uns, es war schlimmer, ihre Todesschreie hören zu müssen. Von der anderen Seite wurden uns Leinen zugeworfen, an denen wir uns mühsam aus dem Sumpf heraus hangelten. Auf der anderen Seite wurde ich auf ein anderes Pferd gesetzt, das sehr bockig war. Ich dachte

Der große Kessel von Tscherkassy

Durch eine Umfassungsbewegung nach Süden in Richtung Winniza und Uman schloss die Rote Armee am 28. Januar 1944 zwei bei Tscherkassy stehende deutsche Armeekorps ein. Mit der Devise "Halten oder sterben" hatte Hitler jeden Rückzug auch in völlig aussichtslosen Situationen strikt abgelehnt. General Erich von Manstein jedoch wollte ein

zweites Stalingrad verhindern. Rund 30.000 deutschen Soldaten gelang Mitte Februar der von ihm angeordnete Ausbruch nach Westen, etwa weitere 20.000 starben bei dem verzweifelten Versuch, dem Kessel zu entkommen. Von Manstein wurde später wegen "mangelndem Stehvermögen" entlassen.

schon: Da kommst du nicht mehr lebend herunter. Der Gaul blieb unterwegs seelenruhig an jedem Strohdach stehen, um sich zu sättigen, Artilleriebeschuss hin, Artilleriebeschuss her. So ging es noch 4 Tage und 4 Nächte weiter. Inzwischen hatten die Sowjets die dortige Gegend mit ihren Panzern völlig abgeschnürt. In dieser Situation erreichten wir ein Haus, wo wir Schutz suchten.

Dort übernachteten wir mit 20 bis 30 Mann. Ich litt an Durchfall und Ruhr, an meinen Knochen hing das rohe Fleisch in Fetzen, Ohren, Nasenspitzen und Finger waren erfroren. Eine einheimische Frau flößte mir einen Brei aus gekochten Kartoffeln ein, der mir wieder etwas Kräfte zuführte. Am nächsten Tag waren die Panzer weg, allerdings auch unsere Pferde. Da kam ein kleiner I-Karren vorbei, ein mit einem Pferd bespannter Karren, wie er bei der 13. Kompanie eines Infanterieregiments üblich war und mit dem normalerweise Munition transportiert wurde. Auf dem Zugpferd saß ein Soldat, dem das linke Bein und der rechte Arm zerschossen worden war. Er war aus Saarlouis. Zusammen mit einem anderen Verwundeten wurde ich auf den Karren gesetzt, doch schon nach 3 Metern fielen wir gleich wieder herunter. Danach wurden wir mit Stricken festgebunden. Wir waren eine endlose Kolonne jämmerlicher und elender Gestalten, lauter Halbtote und erbärmliche Krüppel, ein Strom, der nicht mehr abreißen wollte. Am 18. Februar 1944 schließlich erreichten wir spät in der Nacht endlich eine Einheit der Waffen-SS, der es gelungen war, in den Kessel einzudringen. In einem Verbandsraum wurde ich als "bedingt transportfähig" eingestuft.

Transportfähig

In der Nähe war ein freies Feld mit der Reichskriegsflagge markiert. Dort sollten 6 Transportmaschinen vom Typ JU landen. Zwei davon stürzten schon beim Landeanflug ab und zerschellten an einem Bahndamm, eine wurde durch einen sowjetischen Jäger am Boden zerstört, eine weitere konnte wegen Motorschadens nicht mehr starten. Es verblieben also nur noch zwei Flugzeuge, und in die wurden alle Verwundeten in mehreren Lagen hineingepfercht. Wir lagen dort eng zusammen wie die Heringe. Der Pilot meiner Maschine schaffte es tatsächlich, das überfrachtete Flugzeug von dem angetauten Boden hochzuziehen. Doch schon bald danach griffen sowjetische Jagdflugzeuge an, denen aber unser Pilot geschickt auswich. Er flog danach tief über die Wipfel der Bäume und die Hausdächer hinweg und landete uns sicher in der Stadt **Uman**. Dort ging die Parole um: "Ja nicht ins Lazarett! Die Russen sind schon fast hier!" Es war also das Bestreben eines jeden von uns, als "transportfähig" eingestuft zu werden, um endlich aus dem Kriegsgebiet herauszukommen. Kurz bevor der Arzt zur Inspektion kam, ging noch einmal ein Sanitäter durch die Reihen. Er schrie mich an: "Mensch, reiß dich zusammen! Oder willst du im Lazarett landen?!" Mit letzter Kraft und Gewalt schaffte ich es auf meinem Lager in eine sitzende Stellung. Mir schien es, dass der Arzt merkte, was mit mir los war, doch er verpasste mir trotzdem das begehrte Schild "Transportfähig" und hängte es

mir um den Hals. Unmittelbar danach, als er sich dem nächsten Verwundeten zuwandte, sackte ich schon kraftlos in mich zusammen.

Ich landete schließlich in einem unbeheizten und eiskalten Lazarettzug, in dem es keinerlei sanitären Einrichtungen gab. Dementsprechend waren dort auch die Verhältnisse, wie in einem Viehstall. Nach 3 Tagen und 3 Nächten erreichten wir **Lemberg**, wo man uns ins dortige Durchgangslazarett verfrachtete. Unser Zustand war grauenhaft. Er war schlimmer als der des Viehs in einem total vernachlässigten Stall, unvorstellbar. Einheimische Krankenschwestern kümmerten sich um uns und setzten uns in Badewannen. Dort fielen rohe Fleischsetzen und Eitergeschwüre von uns ab und schwammen im Badewasser herum. Drei Wochen verbrachte ich dort und erholte mich etwas, bis ich wirklich transportfähig war. Danach organisierte der Chefarzt einen Lazarettzug für mich, der von Lemberg aus Richtung Heimat fahren und in St. Wendel, Homburg und Sulzbach zum Entladen der Verwundeten halten sollte. In Berlin jedoch war die Reise Richtung Westen schon zu Ende, weil die Bahnstrecke nach Frankfurt durch Fliegerangriffe zerstört worden war. Der Zug wurde Richtung Kolberg in Pommern nach **Treptow** weitergeleitet, wo wir im dortigen Lazarett landeten. Hier wurde ich mehrmals an beiden Füßen und Beinen operiert. Den rechten Fuß wollte man mir abnehmen. Ich setzte mich aber hartnäckig zur Wehr. Ein älterer Professor sagte: "Lassen wir dem Jungen den Fuß und versuchen etwas anderes."

Am 20 Juni 1944, dem Tag des Attentats auf Adolf Hitler, wurde ich schließlich nach **St. Wendel** ins Reservelazarett verlegt, wo ich danach erneut zwei Mal an den Füßen operiert wurde. Dort besuchte mich auch mein Cousin Alfred Lang aus Saal (aus Wennels), der gerade auf Heimaturlaub war. Während unseres Gesprächs erzählte er mir auch, er sei im Kessel südwestlich von Tscherkassy als VB (Vorderer Beobachter einer Artillerieeinheit) auf einer Bergkuppe eingesetzt gewesen. Eines Nachts hätten die Sowjets diese Höhe mit sehr starken Kräften angegriffen. Die VB-Männer hätten sich zunächst überrennen lassen, hätten sich dann abgesetzt und seien zu einer Pioniereinheit in ein Schlammloch gesprungen. Ich erkundigte mich noch näher nach den Umständen und nach der genauen Gegend und rief dann überrascht aus: "Alfred, weißt du, zu wem du damals ins Loch gesprungen bist?! Zu mir!" Wir hatten uns in der Dunkelheit nicht erkannt! Inzwischen war es Oktober 1944. Beim Herannahen der Westfront wurde das St.-Wendeler Reservelazarett geräumt. Die Patienten wurden zum Teil verfrüht zu ihren Truppenteilen zurückgeschickt oder, wenn es unbedingt nötig war, in andere Reservelazarette verlegt.

Ich wurde nach **Wollmirstätt bei Magdeburg** gebracht. Dort wurde ich noch einige Male operiert und dann für 3 Wochen in die Gehschule "Pfeifferische Krüppelanstalt" in Magdeburg geschickt. Das Personal dort wandte auch drastische Methoden an, um die Patienten zum Gehen zu bewegen. Zum Beispiel wurden wir eine Viertelstunde vor dem Essen in einen Saal gebracht mit der Bemerkung: "Wer etwas zu essen haben will, muss ohne Hilfe zum Speisesaal gehen. Wer auf dem Boden kriecht, bekommt nichts." Das wirkte, und wir strengten uns bis zum Äußersten an, alleine gehend den Speisesaal zu erreichen. Meine Füße verheilten danach verhältnismäßig gut, lediglich der rechte Vorfuß ist bis heute steif geblieben.

Ende Januar 1945 winkte mir ein Heimaturlaub. Ins linksrheinische Gebiet durfte aber niemand mehr hinein, da dort größere Militäraktionen und Evakuierungen im Gange waren. Also erfand ich einfach eine fiktive Heimatadresse im rechtsrheinischen Mannheim und erhielt einen Heimatschein mit diesem Ziel. Natürlich fuhr ich damit nach Hause, nach Osterbrücken. Dort wollte ich mir einige schöne Tage machen. Ohne Urlaubsschein und in Zivil radelte ich während dieser Zeit abends von Osterbrücken nach Hoof, um dort mit Freunden zusammen den Geburtstag eines Mädchens zu feiern. Um 2 Uhr nachts wollte ich nach Hause zurückfahren, wurde aber ausgerechnet von einer Streife der damals im Ostertal einquartierten Waffen-SS angehalten. Diese Soldaten verfrachteten mich noch in der gleichen Nacht nach Kusel zum Büro des Standortältesten. Am nächsten Morgen erschien er, ein älterer väterlich wirkender

Herr, der sehr einfühlsam mit mir umging. Ich erklärte ihm meine Lage und betonte, dass ich nur etwas Spaß haben wollte, dass meine Uniform nicht in der besten Verfassung gewesen sei und ich mich mit ihr deshalb nicht habe auf der Geburtstagsfeier blicken lassen können. Der Kommandant hatte Verständnis für mein Verhalten, verschaffte mir eine Aufenthaltsgenehmigung und entließ mich mit den mahnenden Worten: "Zivil dürfen Sie aber nicht mehr tragen."

Beim letzten Aufgebot

Mein Marschbefehl besagte, dass ich mich nach dem Heimaturlaub beim Eisenbahn-Pionier-Regiment 2 in Konoiburg bei Wien melden sollte. Ebenfalls in Österreich, nämlich in St. Pölten, sollte sich Werner Jung aus Osterbrücken melden. Wir fuhren also zusammen mit der Ostertalbahn nach Neunkirchen und von da nach Homburg. Dort war es unmöglich, mit dem Zug weiterzukommen. Wir erhielten den Stempel "Weiterleitung über Landwege" in unsere Papiere und kehrten nach Hause zurück. Auch an den folgenden Tagen machten wir die gleiche Erfahrung. Dann wurde es uns doch etwas mulmig wegen der Möglichkeit, wegen unerlaubten Fernbleibens von der Truppe belangt zu werden. Wir versuchten es daher auf der Strecke über Kusel. Auf dem Abschnitt von Kusel nach Kaiserslautern wurde unser Triebwagen zwar von Jabos angegriffen, wir bekamen aber keinen Treffer ab. In Kaiserslautern war die Situation auch nicht anders als in Homburg, und so hielten wir auf der Straße ein Militärfahrzeug an, das nach Ludwigshafen fuhr. Der Fahrer war so freundlich, uns in Mannheim am Bahnhof abzuliefern, von wo aus wir mit dem Zug über Heidelberg ohne weitere Probleme schließlich **Wien** erreichten.

Dort wurde ich einer Genesungskompanie zugeteilt, die mit leichteren Aufgaben betraut war, z. B. mit Arrestantenwache und Essensausgabe. Danach wurden wir nach einem Bombenangriff auf den Bahnhof **Linz** dorthin abkommandiert und wurden bei den Aufräumarbeiten und der Wiederinstandsetzung eingesetzt. Ich erhielt den Auftrag, als Vorarbeiter ein Kommando aus etwa 20 sowjetischen Kriegsgefangenen bei Gleisreparaturarbeiten zu leiten. Diese Leute konnte man nur bedauern. Es waren elende Gestalten, teilweise mit zerfetzten Kleidern, ohne Schuhe und mit vereiterten Füßen. Diejenigen, die am schlimmsten dran waren, schickte ich weg zum Feuerschüren (an diesem Feuer wärmten wir uns). Als ich einen ausgebombten Bahnwaggon mit Kartoffeln entdeckte, gab ich den Gefangenen die Gelegenheit, sich dort zu bedienen. Sie rissen ein Loch in die Waggonwand, so dass die Kartoffeln heraus rollten. An unserem Feuer brieten sie sie dann und hatten so wenigstens etwas Vernünftiges zu essen. Dann kam die Anweisung, noch zusätzlich eine Nachtschicht mit den Gefangenen einzulegen. Ich wies darauf hin, dass dies angesichts des Zustandes dieser Männer nicht möglich sei. Man genehmigte ihnen daraufhin wenigstens eine Ration Suppe. Ich ging also, es war Nacht, mit zweien der Gefangenen zur Ausgabestelle in einer kleinen Holzbaracke, um die Suppe abzuholen. Von außen konnten wir beobachten, dass drinnen gerade die Kantinenarbeiter dabei waren, aus allen Suppenkannen die Brocken herauszufischen und in eine separate Kanne zu füllen, die sie wohl für sich selbst reservieren wollten. Wir warteten noch, bis sie damit fertig waren. Auf mein Signal hin eilten wir dann in den Raum hinein, und ich gab an, ich sei gekommen, um die zugesagte Kanne abzuholen. Noch während ich diese Meldung erstattete, hatten sich schon meine beiden Begleiter blitzschnell die Brockenkanne geschnappt und waren damit nach draußen ins Dunkel verschwunden. Die Gesichter des Kantinenpersonals machten danach natürlich keinen besonders erfreuten Eindruck. Die sowjetischen Gefangenen hätten mir aus Dankbarkeit für diesen Coup fast die Füße geküsst. Bei der nächsten Einteilung der Arbeitskommandos wollten keine 20, sondern 100 Gefangene mit mir gehen.

Inzwischen wurde auch das allerletzte Aufgebot aktiviert, Kinder und alte Männer. An der Front bei **Stuhlweißenburg** waren ungarische Einheiten zu den Sowjets übergelaufen. Alles

was einigermaßen einsatzfähig war, wurde an diese offene Front verlegt. Ich wurde zum Führer einer Kampfgruppe ernannt, zu der außer mir noch 2 etwa 16-jährige Jungen und 6 alte Männer gehörten. Einer der Männer flehte mich an, ich möge ihn nach Hause zu seiner Familie gehen lassen, er wohne in der Nähe. Ich sagte nur zu ihm: "Ich schaue jetzt mal kurz in die andere Richtung." – und weg war er. Wir sollten mit dieser Gruppe Bahnstrecken und Straßen bewachen. Doch das ganze Unterfangen war schon von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Die Gegend war schon von den Sowjets überrollt worden, die nun vor den Toren Wiens standen. Bei Nacht und Nebel schlugen wir uns zurück nach **Wien** durch, tagsüber versteckten wir uns in Strohhaufen.

Wien musste angesichts des militärischen Druckes aufgegeben werden. Die dortige Reichsbrücke durfte auf Führerbefehl nicht gesprengt werden, weil sie ein Kulturdenkmal war. (Sie ist vor einigen Jahren eingestürzt.) Hingegen wurde die Florensdorfer Brücke zur Sprengung vorbereitet. Es gab insofern Schwierigkeiten, als die Zündleitungen nachts von Saboteuren oder Widerstandskämpfern entfernt wurden. Ich wusste, dass in der Nähe der Brücke bespannte Artillerie lag, zu der auch ein Soldat aus Oberthal gehörte. Bei einem Kontrollgang über die Brücke begaben wir uns zu ihm, wobei wir eine Flasche Schnaps leerten, die er dabei hatte. Er erzählte mir, der Wehrmachtsbericht habe gemeldet: "Schwere Kämpfe zwischen St. Wendel und Kusel." Es war der 19. März 1945. Da kam auch schon ein Trupp, der uns suchte. Die Evakuierung begann. Unter dem Feuerschutz von Einheiten der Waffen-SS zogen wir uns in die Gegend von **Krems** zurück, wo ein Brückenkopf gebildet wurde. Meine Gruppe hatte dort die Aufgabe, nachts per Kahn oder Motorboot Versorgung herbeizuschaffen.



Angriff auf Linz im April 1945

Dann sollte ich mit einem Holzvergaserfahrzeug – das einzige Fahrzeug, das noch zur Verfügung stand – zusammen mit drei anderen in Wels neue Waffen abholen. In **Linz** gerieten wir dabei überraschend in einen Angriff der US-Luftwaffe hinein. Es war der 25. April 1945, an dem die Amerikaner die Stadt mit P-51-Jagdbombern angriffen. Zum Glück kannte ich die Verhältnisse dort von meinem Einsatz mit den Gefangenen etwas. Wir sprangen aus unserem Fahrzeug und eilten auf eine Wiese, weg vom Bahnhof, wo wir uns zu Boden warfen. Nach dem

Angriff war unser Holzvergaser zum Glück nur leicht beschädigt. Bevor wir weiterfahren konnten, mussten wir aber noch dabei helfen, eine Gruppe verschütteter Luftwaffenhelferinnen auszugraben. Wir hörten, die Amerikaner stünden schon bei Braunau am Inn. Der Sinn unserer Waffenbeschaffungsaktion wurde immer zweifelhafter. Wir beschlossen also, die Dinge etwas langsamer anzugehen und uns zuerst einmal richtig satt zu essen, bevor wir eventuell in Gefangenschaft geraten würden. In einem kleinen Ort fanden wir auch ein geeignetes Gasthaus, in dem wir den Tross einer Artillerieeinheit antrafen. Das Lokal war voller Soldaten, die sich volllaufen ließen. Nachdem wir gespeist hatten, wurde es uns doch etwas mulmig, denn die Gegend wimmelte von Feldpolizeistreifen der Waffen-SS, die Jagd auf Drückeberger und Deserteure machten und schnell dabei waren, solche Leute kurzerhand zu erschießen. Wir begaben uns also wieder in unseren Holzvergaser und fuhren nachts Richtung Wels, vorbei an haltenden deutschen Kolonnen. Im Morgengrauen sahen wir in einem Ort in der Nähe der Stadt, wie sich eine Gruppe schwarzer Soldaten an einem Brunnen wusch. Dabei dachten wir, dass, wenn schon amerikanische Kriegsgefangene frei herum laufen durften, die amerika-

nischen Truppen auch nicht weit weg sein könnten. Was wir nicht wussten, war, dass es sich nicht um Gefangene, sondern um Soldaten einer feindlichen Einheit handelte! Ahnungslos fuhren wir also nach **Wels** hinein und bogen auf den damaligen Adolf-Hitler-Platz ab. Doch da machten wir große Augen, als wir einer dort gerade angetretenen amerikanischen Kompanie direkt vor die Nase fuhren! Wir machten fast in die Hosen, doch es blieb uns nichts anderes übrig, als mit erhobenen Händen auszusteigen. Sogleich stürzte sich eine schreiende Horde Amerikaner auf uns und begann uns zu schlagen und zu treten. Brutal entrissen sie uns unsere persönlichen Gegenstände, insbesondere alles was glänzte, und warfen unsere Soldbücher auf die Straße. Die Misshandlungen hörten erst auf, als ein Offizier herbeieilte. Er schrie uns an: "Wo Chef? Wo Chef?" Zuerst wusste ich nicht, was er wollte, doch dann antwortete ich: "Nix Chef! Gefangen!" Mit gebrochenem Deutsch und per Zeichensprache machte er uns klar, wir sollten zu einer Gefangenen-sammelstelle fahren. Dies war meine erste Begegnung mit Amerikanern, und sie war nicht gerade positiv.

In Mainz umgestiegen

Wenn ich damals gewusst hätte, was danach folgen würde, hätte ich womöglich versucht, mich mit unserem Fahrzeug aus dem Staub zu machen. Doch so landeten wir schließlich mit unserem Holzvergaser im Hof der Alpenjägerkaserne, wo wir uns in Gefangenschaft begaben. Dort rief plötzlich jemand aus einem Gebäude: "Karl! Karl!" Es war ein Unteroffizier aus meiner Genesungskompanie. Er riet mir, auf jeden Fall anzugeben, dass ich zu dieser Einheit gehöre, denn diese habe die Kaserne kampflos übergeben und werde daher besser behandelt als die kämpfenden Truppen. Das klappte dann auch, und drei Tage lang gab es in diesem Sammellager prima Essen für uns. Am dritten Tag entstand nachts ein Tumult im Hause. Die Tür zu unserem Raum wurde aufgerissen. Befreite Häftlinge aus dem Konzentrationslager Mauthausen hatten das Gebäude gestürmt und zogen nun plündernd durch die Gänge, wobei sie auch die Kleiderkammer aufbrachen. Mir wollten sie zunächst meine Stiefel wegnehmen, ließen aber zum Glück davon ab, als ich ihnen erklärte, das seien meine einzigen. Die Amerikaner hatten inzwischen Verstärkung herbeigeht, die die ehemaligen Häftlinge mit Messingstäben aus der Kaserne hinaus prügelte und so die Ordnung wieder herstellte. Am vierten Tag sollten wir uns mit leichtem Gepäck zum Abmarsch in ein Gefangenenlager fertigmachen. Unser Marsch endete aber schon nach nur 500 m im Hof eines Klosters. Dort waren Tausende Gefangene zusammengetrieben worden. Wir standen dort 3 Tage lang im Freien, aufeinander gepresst wie die Ölsardinen, ohne Verpflegung und ohne sanitäre Einrichtungen. Es war so eng, dass wir noch nicht einmal die Arme hoch heben konnten. Als endlich die Klostertore geöffnet wurden und wir den Hof verlassen durften, fielen die Gefangenen massenweise bewusstlos um. Am schlimmsten war der Durst. Unsere stöhnenden Rufe nach Wasser wurden von den Bewohnern der umliegenden Häuser ignoriert, eine Frau rief sogar (in österreichischem Akzent): "Fia deidsche Soldaten haben wir kein Wasser." Wir wurden dann 15 km weiter bei **Lambach** in ein Wiesental getrieben, wo 35.000 Mann 4 Wochen lang bei minimaler Verpflegung unter freiem Himmel campieren mussten.

Dann wurden unsere Entlassungspapiere ausgestellt, und ich landete in einem Zug, der aus meist offenen Güterwagen bestand und der uns über Mainz nach Bretzenheim bringen sollte. Unsere Papiere erhielten wir aber nicht selbst, sondern sie verblieben bei den Wachen. Bei **Bamberg** wurde ein Zwangsstopp wegen Maschinenschadens eingelegt, und ich landete zusammen mit 1000 Mann vorübergehend wieder in einem Wiesental. Dort gelang es uns, uns an die Runkelrüben und an den Weizen eines Bauernhofes in der Nähe heranzumachen, um unseren Hunger zu stillen. Schließlich kamen wir mit dem Zug auf dem Güterbahnhof in **Mainz** an. Auf der einen Seite des Bahnsteigs sahen wir amerikanische Wachen, auf der anderen Seite hielt ein Leerzug (Güterzug). Dort waren Eisenbahner bei der Arbeit. Ich fragte

sie, wo der Güterzug hinfahren sollte. "Nach Saarbrücken", antworteten sie. Im gleichen Wagen wie ich befanden sich noch ein Gefangener aus Fürth namens Bieg, einer aus Kusel namens Fetzer und einer aus Ottweiler. Das Wort "Saarbrücken" elektrisierte uns und ließ uns natürlich einige Gedanken durch den Kopf schießen. In aller Eile schmiedeten wir Pläne zum Abhauen. Kameraden aus unserem Abteil aus anderen Gegenden sollten die Wachen auf der einen Seite des Bahnsteiges ablenken. Die Eisenbahner auf der anderen Seite baten wir, doch einmal kurz die Tür des gegenüber liegenden Kühlwagens zu öffnen, wegzuschauen und sie dann wieder zu schließen. Auf unser Signal hin verwickelten unsere Kameraden die Wachen draußen lautstark in eine Diskussion, während wir schnell unser Gepäck auf der anderen Seite hinauswarfen und dann mit ihm im Kühlwagen verschwanden. Und schon wurde die Tür von außen zugestoßen.

Drinnen war es eiskalt, obwohl die Kühlung nicht mehr eingeschaltet war. Endlich, nach mehreren Stunden, kuppelte eine Lok an, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Wir wussten natürlich nicht, ob wir auch wirklich nach Saarbrücken fahren. Unterwegs öffneten wir deshalb die Tür einen Spalt und schauten kurz hinaus. Es könnte in der Gegend von Bad Kreuznach sein, folgerten wir. Nach längerer Fahrt hielt es uns nicht mehr, und wir rissen die Tür ganz auf. Es war Nacht, und da hielt der Zug auch schon in einem kleinen Bahnhof. Wir sahen das Schild "Altenglan". Tatsächlich, wir waren auf dem Weg in Richtung Saarbrücken! In der Nähe des Bahnhofs hielten sich schwarze amerikanische Soldaten auf. Wir dachten schon, das sei das Ende unserer Fahrt in die Freiheit. Doch die waren leicht angeheitert, riefen nur fröhlich "Deutscher Kamerad!" und warfen uns Flaschen mit Bier in den Wagen. Unserem Kameraden aus Kusel empfahlen wir, hier auszusteigen und zu Fuß nach Kusel zu gehen, doch der wollte bei uns bleiben. Dann schlichen wir uns an die Lokomotive heran, um mit dem Lokführer Kontakt aufzunehmen. Doch der Lokführer und der Heizer wollten mit Schaufeln auf uns einschlagen, weil sie meinten, es handle sich um einen Überfall. Als wir sie beruhigt hatten, teilten sie uns mit, der Zug fahre über Landstuhl – Homburg – Neunkirchen nach Saarbrücken. Wir baten den Lokführer, im Güterbahnhof von Neunkirchen langsamer zu fahren und uns ein Signal zu geben, damit wir abspringen konnten. Das tat er auch tatsächlich. Im Morgengrauen verließen wir in **Neunkirchen** den Kühlwagen und gingen über die Gleise Richtung Bahnhof. Auf der Bahnbrücke, die in der Nähe der Wellesweilerstraße die Straße überquert, kamen 3 amerikanische Offiziere auf uns zu. Wieder dachten wir, dass das das Ende unserer Reise sei. Doch die Offiziere riefen nur laut und freundlich "Guten Morgen!", worauf wir genauso laut und freundlich "Guten Morgen!" antworteten. Auf dem Bahnhof gaben wir uns zu erkennen und erfuhren auch, warum die Amerikaner so locker und lässig waren. Sie waren dabei, aus der Gegend abzuziehen und die Besatzung den Franzosen zu übergeben und hatten deshalb nicht mehr viel Interesse, sich sonderlich zu engagieren. Es war natürlich ein glücklicher Umstand für uns, dass wir gerade in dieser Zeit des Übergangs geflohen waren. Ein Bahnbediensteter informierte uns, dass gerade der 7-Uhr-Zug Richtung Ostertal auf die Abfahrt warte und ließ uns passieren. So kam ich schließlich an einem Sonntagmorgen, im Juni 1945 mit der Ostertalbahn in Osterbrücken aus der Gefangenschaft nach Hause. Danach musste ich mich eine bestimmte Zeit lang, da ich keine Entlassungspapiere vorweisen konnte, jeden Tag beim Bürgermeister in Osterbrücken melden. Im Jahr 1947 mussten sich dann alle ehemaligen Soldaten in Bretzenheim registrieren lassen. In einem überfüllten Zug fuhr ich dort hin. Als ich an die Reihe kam, fragte mich der französische Beamte nach meinen Papieren. Als ich ihm erklärte, ich habe sie nicht, weil ich zwei Jahre zuvor bei einem Transport in Mainz "umgestiegen" sei, zog er ein Blatt aus der Schublade, das er mir mit den Worten überreichte: "Hier sind Ihre Papiere." ■

Per Zug in die Freiheit

In den Weiten Russlands, am Atlantik
und in der Neuen Welt

Ernst Gerharth

* 1924, Marth, wohnhaft Osterbrücken



Ernst Gerharth, Frühjahr 1943
in Frankreich

Beim Häuserkampf verwundet

Im Alter von 17 Jahren wurde ich 1942 in die Abteilung 1/310 des Reichsarbeitsdienstes (RAD) nach **Dörrenbach bei Bergzabern** eingezogen. Nach der Ausbildung dort wurden wir nach **Mittelrussland** in das Gebiet von **Orel, Gshatz und Rshew** verlegt, wo wir beim Bau von Stellungen und Knüppeldämmen eingesetzt wurden und manchmal auch der Infanterie in vorderster Stellung aushelfen mussten. Es handelte sich um ein ungesundes Sumpfbgebiet, und unsere Dämme dienten den Panzern als Verkehrswege. Außer dem Klima machten uns öfter Angriffe durch Partisanen zu schaffen. Im November 1942 wurden wir nach Dörrenbach bei Bergzabern zurückverlegt, wo danach unsere Einheit aufgelöst wurde.

Am 9. Dezember 1942, unmittelbar nachdem ich 18 Jahre alt geworden war, wurde ich zur Wehrmacht eingezogen und musste mich am Bahnhof in Kaiserslautern einfinden. Mit mir war mein Schulkamerad Ludwig Schäfer, der später unserem 4. Zug zugeordnet wurde. Ein Unteroffizier nahm uns in Empfang und abging die Fahrt nach **Saargemünd** in die Von-Goltz-Kaserne. Nach der Einkleidung und Vereidigung kamen wir in die "Negerkaserne" nach **Lunéville in Lothringen**. Eine harte Infanterieausbildung folgte. (Motto: "Über-

lasst das Denken den Pferden, die haben größere Köpfe.") Wir mussten marschieren, jeden Tag auf Jolivet I oder Jolivet II, das waren unsere beiden Übungsgelände übelster Art. Nach einem halben Jahr begannen die Abstellungen zu anderen Einheiten. Weil mein Bruder Artur gefallen war, konnte ich vorerst bleiben und kam zur Alarmkompanie "Gisela" im Grenadierbataillon 110. Wir wurden für besondere Zwecke gebraucht. Nach kurzem Aufenthalt an der spanischen Grenze bei **Carcassonne** setzten wir 1943 an zum "großen Sprung". Wir wurden zur Infanteriedivision 77 versetzt, und es ging entlang des Mittelmeeres, durch das Rhonetal in Richtung Straßburg, durch die Pfalz, das Vogtland, über Dresden, Leipzig und Breslau und durch die Ukraine bis auf die Krim. Wieder war ich in der Sowjetunion gelandet. In der Nähe von **Feodosia** wurden wir aus dem Zug ausgeladen und bezogen Stellung am Parpatschgraben. Wir hatten die Aufgabe, die Küste gegenüber Feodosia an der Landenge von Kertsch zu sichern. Der Boden war sehr ausgetrocknet, und metertiefe Risse gaben die Sicht auf die sowjetischen Holzkastenminen frei. Anfang Juli 1943 wurden wir in den Mittelabschnitt der Front, ins Gebiet von **Charkow** und **Poltawa**, verlegt. Der Ernst des Lebens, d. h. das Sterben begann. In einem Gegenstoß mussten wir erst einmal die Situation bereinigen. Sowjetische Panzer und Frauenbataillone machten uns sehr zu schaffen. Die Luft war sehr bleihaltig, und innerhalb von 2 Wochen war unser Bataillon von 500 auf 25 Mann, darunter ich, zusammengeschrumpft. Unser Nachschub wurde hinter der Hauptkampflinie von sowjetischen Stoßtrupps abgefangen, auch die Munition wurde rar. Ich bekam den Auftrag, bei Nacht den Tross auszumachen und musste für Verpflegung und Munition sorgen. Nach und nach wurden wir wieder aufgefüllt,

die sowjetischen Angriffe ließen nach.

Bei einem nächtlichen Meldegang traf ich unseren Tross und auch unseren Spieß. Und ich hatte Glück. Eine Urlaubskarte war frei, ich bekam sie und konnte nach Hause fahren, obwohl der Urlaub für die Infanterie eigentlich gesperrt war. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Man musste sich nur vor den "Kettenhunden" (der Feldpolizei) in Acht nehmen. So konnte ich als einziger Infanterist unter ca. 500 Urlaubern die Heimfahrt antreten. Zu Hause war die Freude groß, aber nach 4 Wochen musste ich mich wieder bei meiner Einheit melden. Dort gab es viele fremde Gesichter. Unter anderem bekamen wir auch Gefängnisbrüder, denen man eine Frontbewährung gegeben hatte. Vor denen musste man sich sehr in Acht nehmen, mehr als vor den Russen. Sie kamen ohne Waffen und sollten auch keine bekommen. Zum Glück waren diese Brüder ziemlich rasch wieder verschwunden. Die Front wurde nach und nach über den Dnjepr zurück verlegt. Es gab harte Häuserkämpfe, bei denen ich nach 8 Tagen verwundet wurde. Ich konnte noch



*Ernst Gerharth im Jahr 1943,
Feodosia (Krim)*

laufen und machte mich auf den Weg zum Verbandsplatz. Meine Verwundungen am linken Oberarm und an der rechten Schulter wurden versorgt bzw. operiert. Mit dem nächsten Verwundetenzug kam ich nach **Winniza** ins Lazarett. Eine hübsche Krankenschwester nahm sich meiner an – es war Gertrud Dick (heute Fuhr) aus Hoof. Sie hatte wohl vorher die Krankenpapiere studiert. Von Winniza aus ging es 2 Wochen später in Richtung Heimat. Weil uns die St.-Wendeler nicht wollten, fuhr unser Zug nach **Lebach**. "Bin in Lebach, Reservelazarett Block II", stand auf dem Telegramm an meine Eltern. Weitere Stationen waren danach das Genesungsbataillon in **Konstanz** in der Cheresie-Kaserne (Richtung Allensbach) und **Caen in Nordfrankreich**.

Alliierte Invasion und Gefangennahme

Wir lagen in einem kleinen Städtchen in der Bucht von **St. Malo in Frankreich** am Atlantik. Als Angehörige einer neu zusammengestellten Infanterieeinheit mussten wir dort auch 2 Meter lange Stämme in den Boden eingraben, so genannten "Rommelspargel", um alliierte Segelgleiter bei der Landung zu behindern. Eines Nachts wurden wir um 23.30 Uhr alarmiert, die Amerikaner waren gelandet. Die Segelgleiter, die oft mit 50 Mann besetzt waren, rauschten durch den nächtlichen Himmel und krachten in den "Rommelspargel". Viele der Insassen brachen sich das Genick oder waren schwer verletzt, ein grauenhafter Anblick. Am nächsten Morgen räumten wir unser Hotel – eine Viertelstunde danach legte es ein Jabo in Schutt und Asche. Avranch – ein schönes Städtchen auf unserem Weg nach St. Mère Eglise – wurde vor unseren Augen dem Erdboden gleich gemacht, das Bombardement hatte uns wohl treffen sollen. Durch Bombenkrater und brennende Häuser mussten wir hindurch, bevor die nächste Welle Jabos angriff. Gegen Abend kamen wir vor St. Mère Eglise an, d. h., die Amerikaner hatten etwas gegen eine Weiterfahrt, ihre Schiffsartillerie funkte ganz schön zwischen uns und fügte uns große Verluste zu. Wir selbst hatten keine weitreichenden Geschütze und wenn welche da waren, dann fehlten uns die Granaten. Ob die wohl vertauscht waren? Am dritten oder vierten Tag nach unserem Einsatz kam ich in Gefangenschaft - es war eine amerikanische Einheit, die im Wesentlichen aus Deutschamerikanern und Wiener Juden bestand. Ein so-

Die Landung der Alliierten in der Normandie

Mit über 3.100 Landungsbooten setzte in der Nacht zum 6. Juni 1944 die erste Welle der Invasionsarmee von Großbritannien nach Frankreich über. Unter dem Feuerschutz von 1.200 Kriegsschiffen und 7.500 Flugzeugen landeten im Morgengrauen rund 150.000 Amerikaner, Briten, Franzosen, Polen sowie Kanadier und weitere Commonwealth-Angehörige an fünf verschiedenen Stränden der Normandie. Gleichzeitig brachten Fallschirmjäger und Luftlandetruppen wichtige strategische Punkte im Hinterland unter ihre Kontrolle. Am 12. Juni gelang es rund 330.000 alliierten Soldaten mit 54.000 Fahrzeugen, die fünf Landungsköpfe zu einer zusammenhängenden Front von 100 Kilometern Länge und 30 Kilometern Tiefe zu verbinden.



genannter Kraal (so wurden in Südafrika die Eingeborenendörfer genannt) direkt am Meer war unsere erste Bleibe. Damals war ich 19 Jahre alt. In diesem Lager wurden wir zu Aufräumarbeiten eingesetzt. Im Wesentlichen mussten wir totes Vieh begraben, das in der Hitze auf der Wiese herumlag. Ein wütender Franzose wollte mir eine schwere Hacke auf den Kopf schlagen, wurde aber in letzter Minute von einem britischen Offizier mittels seiner Reitgerte daran gehindert - mir ist das in guter Erinnerung geblieben, dem Franzosen wohl auch. Die toten Soldaten wurden von den Amerikanern eingesammelt und mittels LKW zu uns gebracht. Wir mussten sie registrieren, Erkennungsmarken und Wertsachen abnehmen und in einem Säckchen verwahren, dies wurde dem amerikanischen Roten Kreuz übergeben. Die Gräber wurden von den Amerikanern mit ihren Planierraupen ausgehoben. Die Landser haben wir Seite an Seite und dann auch Kopf an Kopf hineingelegt und am Fußende mittels eines Schilds und einem Teil der Erkennungsmarke gesichert. So entstanden die so genannte Reihengräber. Es war der erste Soldatenfriedhof in der Normandie. Er hieß Le Camp-La Lande.

Apfelernte und Obstverwertung in den Blauen Bergen

Eines Tages wurden wir mit den so genannten Landungsbooten nach England gebracht. In einem Fußballstadion in der Nähe von **London** wurden wir gesammelt und dann in die Nähe von Glasgow gebracht. Untergebracht waren wir in Blechbaracken, die Behandlung war korrekt. Jeden Tag wurden wir in Fünferreihen ausgeführt und mussten viel singen. Nach zwei Wochen erfolgte die Einschiffung im Hafen von **Glasgow**. Mit der Aquitania - 42.000 BRT, 12 Decks, 2.000 Mann Besatzung, 1.000 Briten und 6.000 Gefangene, ging es 8 Tage und Nächte in Richtung Neue Welt. Am 8. Tag, jedenfalls nachmittags, kamen wir in New York an und durften uns die Freiheitsstatue ansehen, allerdings nur aus der Ferne. Am nächsten Morgen ging's zur Entlassung. Anschließend wurden wir per Pullmannwagen (Schlafwagen) - und nicht wie in Deutschland in Viehwaggons - nach **Fort Meade in Maryland** verbracht. Dort war bereits ein Regiment des Afrikakorps untergebracht. Die waren mit allem Schnickschnack - sogar mit der Regimentskapelle - in Gefangenschaft gegangen. Als die uns in "deutschen Walduniformen" sahen, da war ihnen wohl die letzte Hoffnung auf den Endsieg vergangen. Aber lange brauchten sie sich diese ungepflegten Gestalten nicht mehr anzusehen, nach der Entlassung waren wir nach Maß (!) eingekleidet. Nur Sonntags morgens, wenn die "Afrikaner" mit Tschingtara und Bumstra auf-marschierten, mussten wir passen. Die wollten gar nicht glauben, dass Köln, Hamburg und all unsere schönen Städte in Schutt und Asche lagen! Wie hatte Göring doch gesagt: "Wenn noch mal einer dieser Engländer oder Amerikaner über die



Transport deutscher Kriegsgefangener im Jahr 1944 in den USA

Reichsgrenze fliegt, dann will ich Meier heißen." Man musste im Lager allerdings ganz schön vorsichtig sein mit abfälligen Bemerkungen, die "Afrikaner" hätten einen noch totgeschlagen. Ansonsten lief alles seinen geordneten Gang. Morgens wurden wir per Bus zum Verteilerplateau gebracht, abends nach der Rückkehr war Duschen angesagt, ansonsten konnte jeder tun und lassen was er wollte, das Essen war einmalig, die Behandlung von Seiten der Amerikaner war korrekt. Nach einem halben Jahr wurde ich nach **Winchester in Virginia** in ein Nebenlager verlegt. Dort war ich in der Apfelernte, in einer Obstverwertungsfabrik und auf einem Elektrokommmando (Bau einer Elektroleitung usw.) eingesetzt. Es war eine schöne Zeit in den Blauen Bergen, zum Beispiel meine Zeit bei J. W. Rees, einem Farmer in der Nähe von Winchester. Eines Tages wurden zwei Mann für ein Arbeitskommando gesucht. Ich meldete mich, dazu kam noch Karl Büttner, er stammte aus Erfurt, und war so um die 40 Jahre alt, ich war 20. Der Farmer nahm uns in Empfang und ab ging es. Auf der Farm wurde uns bedeutet, noch etwas zu warten. Die Frau des Farmers erschien, betrachtete mich und stieß einen Schrei aus, für Karl und mich nicht erklärlich, bis der Farmer erschien und uns ein Bild zeigte, auf dem eine junge Person zu sehen war, die mir fast aufs Haar glich. Es war der Neffe der Frau. Er war als Heckschütze einer Fliegenden Festung über Augsburg abgeschossen worden und zu dieser Zeit vermisst. Am nächsten Morgen war der Vater des Jungen da. Er blieb eine Woche, Karl und ich erlebten herrliche Tage. Ich blieb in der Nähe des Hauses, Karl kam ins Packhaus.

Meine Tätigkeit war die Begleitung des Farmers auf seinen täglichen Fahrten. Vorher musste ich noch Autofahren lernen und den Führerschein machen, was allerdings kein Problem war. Der Führerschein wurde vor der Polizei abgelegt und kostete den Farmer 20 Dollar. Außerdem hatte ich kleinere Arbeiten ums Haus zu erledigen und Handreichungen nach Anweisung zu leisten. Unter Anderem oblag mir die Betreuung eines kleinen Gladiolenbeetes für ca. 150 - 200 Blumenzwiebeln. Die Gladiolen wurden stückweise zum Kauf von Rum verwandt. Die Frau des Farmers durfte davon nichts wissen, dafür bekam er von ihr kein Geld. Er war nachtblind, der Alkohol schlug ihm auf die Augen - daher auch die stete Begleitung durch mich. Nach einer bestimmten Zeit wurde ich zu einem Elektrokommmando beordert. Ich hatte einen Dreiachser Dodge zu betreiben, auf dem ein schwerer Kompressor montiert war. Meine Aufgabe bestand darin, Löcher für die Lichtleitungsmaste zu bohren und unter Umständen auch Sprengungen vorzunehmen.

**The Winchester Star, Virginia,
03.02.2002**

In Winchester arbeiteten die Gefangenen in den Obstpflanzungen, den örtlichen Kalksteinbrüchen oder für die Firma National Fruit. Die Bewachung erfolgte durch Rekruten der Armee, die Gefangenen schliefen in Zeltlagern, die von Stacheldraht und Wachtürmen an den vier Ecken des Areals umgeben waren. Es gab des öfteren Fluchtversuche, doch waren die Fremden hauptsächlich auf einige Stunden freien Ausgang aus und liefen nicht allzuweit weg. Viele der örtlichen Einwohner erinnern sich, dass sie die Gefangenen beim Schaufensterbummel sahen. Ihre wichtigste Freizeitbeschäftigung war Fußball, so berichtet Mrs. Evelyn Bayliss,

ihre Spiele konnten sehr lebhaft werden. "Ich erinnere mich, dass meine Mutter und mein Vater mich mitnahmen, um ihnen zuzusehen", sagte sie. "Dann beobachteten wir sie durch den Zaun hindurch, und die Wachen sagten uns, es sei das Beste, nicht zu nahe zu kommen." Die Erinnerungen von Mrs. Juanita Fertig sind etwas persönlicher. Ihre Mutter arbeitete oft Seite an Seite mit den Gefangenen. In ihrer Tasche hatte sie eine Pistole zu ihrem Schutz. Manchmal gesellte sich Mrs. Fertig ihrer Mutter hinzu. Bei einer solchen Gelegenheit sah sie Karl, einen deutschen Gefangenen, der für ihre Mutter die Leiter von Baum zu Baum trug. All das ist vor 60 Jahren passiert, aber für Mrs. Fertig und Mrs. Bayliss sind die Erinnerungen daran frisch geblieben.

An die Franzosen verschachert

Im Frühjahr 1946 wurden wir nach New York verlegt und mit einem 10.000 BRT-Libertyschiff nach **Le Havre** verbracht, wo wir nach einer siebentägigen stürmischen Seefahrt anlegten. Dort wurden wir den Franzosen übergeben. Der Empfang bei den Franzosen war angenehmer als wir befürchtet hatten, schließlich kamen wir ja als ehemalige Feinde. Aber die Franzosen hatten inzwischen das wahre Gesicht der Amerikaner kennen gelernt und hatten festgestellt, dass die Sall-Boches (die "deutschen Schweine") in mancherlei Hinsicht gar nicht so schlecht gewesen waren. Jedenfalls blieben die erwarteten und angedrohten Schläge weitgehend aus. Wir wurden vorerst hinter einem Stacheldrahtzaun auf freier Flur untergebracht, unsere persönliche Habe durften wir uns noch einmal ansehen, und am nächsten Morgen war sie verschwunden. Nicht, dass sich die Franzosen ihrer bemächtigt gehabt hätten, das waren unsere deutschen "Kameraden" gewesen, Angehörige einer so genannten "Stammkompanie", gefangene Landser, die von den Franzosen mit unserer "Verwaltung" beauftragt worden waren. Es waren Banditen einer besonderen Klasse, denen so mancher Kriegsgefangener zum Opfer gefallen ist. Die haben alles das Wenige, das uns an Lebensmitteln, Bekleidung etc. zugeteilt wurde, einfach unterschlagen. Ihnen ist der Tod vieler Kameraden zuzuschreiben. So bestialisch wie diese Herren uns behandelt haben, konnten die Franzosen nicht sein. Tausende und Abertausende deutsche Gefangene sind in den französischen Gefangenenlagern elend verhungert, regelrecht verreckt. Davon spricht man heute nicht mehr und auch nicht davon, dass daran meistens Deutsche schuld waren. Dann wurden wir in 20-Mann-Zelten untergebracht. Der Schlamm war knietief, wir mussten auf dem Boden schlafen. Viele Kameraden starben, sie verhungerten.

Nach einer Woche wurden wir in eine alte Mühle bei **Saleux in der Nähe von Le Havre** verlegt. Hier hatten wir wenigstens ein Dach über dem Kopf. Als Schlafunterlage diente eine Kokosmatte. Sojamehlsuppe, d. h. Wasser mit etwas Sojamehl drin war unsere Hauptnahrung. Ergänzt konnte das Ganze werden, wenn man Glück hatte und außerhalb des Stacheldrahtzaunes noch eine Brennessel erwischte, aber das war Glückssache. Binnen einer Woche waren wir alle dermaßen abgemagert, dass ein aufrechtes Gehen kaum noch möglich war. Die in Amerika gesammelten Pfunde waren dahin. Da war es Zeit, sich zu verändern, und das gelang mir dann

Die Übergabe von Kriegsgefangenen an die Franzosen

Bereits im Dezember 1944 hatten die Amerikaner den Franzosen zugesagt, ihnen zwecks Leistung von Reparationsarbeiten in Frankreich deutsche Gefangene aus ihrem Gewahrsam zu überstellen. Frankreich hatte 1,7 Millionen Männer zum Wiederaufbau des Landes reklamiert. Die Amerikaner waren froh, wenn sie sich der Gefangenen entledigen konnten. So gelangten 700.000 Deutsche aus amerikanischen Lagern nach Frankreich. Belgien, die Niederlande und Luxemburg erhielten zusammen ein Kontingent von 80.000 Männern.

auch nach kurzer Zeit. Als eines Tages der "Bauernfänger" (das war der Franzose, der Leute für den Einsatz in der Landwirtschaft suchte) einmal wieder kam, hatte ich Glück und konnte mitgehen. Ich kam zu einem Bauern, der in deutscher Gefangenschaft auch in der Landwirtschaft tätig gewesen und gut behandelt worden war. So konnte ich meinen Durchfall auskurieren und mich langsam wieder hochpäppeln. Das Melken der 12 zu betreuenden Kühe lehrte mich die Nachbarin. Sie erhielt dafür für ihre 5 Kinder die tägliche Milch. Die andere Arbeit fiel mir auch nicht schwer, Feldarbeit fiel noch keine an. Da ich allein auf dem Hof untergebracht war - die Familie des Bauern war am anderen Ortsende untergebracht, weil der Bauer sie verstoßen hatte und er bei seiner Mätresse

lebte - konnte ich meinen Tagesablauf selbst einteilen und schalten und walten wie ich wollte.

Drei Monate später kam ich zur Familie Maurice Chatelain nach **Oissie par Molien-Vidame**, eine Familie mit 8 Kindern. Der älteste Sohn Gérard war so alt wie ich. Ich lebte im Familienanschluss, durfte also am Tisch mitessen. Mein Bett stand in einem vom Pferdestall mit Brettern abgeteilten Raum, jedenfalls war es trocken und warm. Nachts konnte ich mich mit den Pferden unterhalten. Ich musste das Rindvieh betreuen und auf dem Felde mitarbeiten. Einen Sommer lang war ich dort und kam anschließend in eine Fabrik. Dort mussten wir Kupfer schmelzen und Kupfervitriol herstellen. Das war harte Arbeit. Alles was wir aßen und tranken schmeckte süß. Das war nicht mein Fall. Zurück ging es ins Lager - das war inzwischen die Zitadelle von **Amiens**, wo wir mit hundert Mann in einen Raum gepfercht waren.

Danach kam ich alsbald zusammen mit einem weiteren Kameraden wieder zu einem Bauern, wo wir sehr gut behandelt wurden. Offensichtlich stach uns dort der Hafer, und wir rückten aus. Weil wir die Sache nicht gut vorbereitet hatten und meinem Kameraden die Kondition ausging, waren wir nach zwei Tagen wieder in der Zitadelle, nachdem uns der französische Heimatschutz gefangen genommen hatte. Diese französischen Pensionäre verdienten sich mit der Gefangennahme eines entkommenen Deutschen 1500 Frs.

Da hielt es mich nicht länger

Nach zwei Wochen im "Bau" konnte ich wieder in die Landwirtschaft gehen. Mein Kamerad Karl und ich wohnten im Nebenhaus in der Nachbarschaft einer flämischen Familie, die uns sehr zugetan war. Sie besorgte mir auch französisches Geld und Klamotten. Die Idee zur Flucht nahm langsam Formen an. Das eskalierte, als meine Mutter mir schrieb, dass meine Geschwister ins Nachbardorf zum Tanz gegangen seien. Und ich sollte in Frankreich in Gefangenschaft sitzen! Das war des Guten zu viel.

Am nächsten Morgen ging ich in aller Frühe zum Bahnhof. Wie ich mir die Fahrkarte verlangen musste, hatte ich bald heraus. Dann eilte ich zum Ausgang, wo unser Wohnungsnachbar, der Flame, stand. Als der Schaffner die Tür zum Bahnsteig öffnete, gab mir der Flame einen verständnisvollen Stups, schon war ich im Triebwagen, und ab ging die Fahrt. Dann kam die Begegnung auf dem Bahnhof von **Laon**, mit der Frau, der ich jeden Morgen die Milch verkaufen musste. "Cela, c'est Ernest". Dabei wies sie auf den Zug, den ich nehmen musste. Woher sie wohl wusste, dass ich nach Hause fahren wollte? In Reims musste ich umsteigen. Mit im Abteil war eine ältere Frau mit drei französischen Soldaten. Die vier unterhielten sich gut. Um in die Unterhaltung nicht mit einbezogen zu werden, musste ich mir was einfallen

lassen - also mimte ich den Schlafenden, was Madame auch bald feststellte. Die Gefahr, auf diese Weise doch auffallen zu können, wurde noch größer, als in **Chalon sur Marne** eine hübsche Französin zu mir ins Abteil kam und mir gegenüber Platz nahm. Sie lachte mich an, winkte mir zu und hätte mich beinahe dazu gebracht, sie anzusprechen. Und das bei meinen Französischkenntnissen! Da ruhig zu bleiben, war schon eine Leistung, aber ich habe es geschafft. Gerne würde ich wissen, was diese hübsche Brünette von mir gedacht hat. In **Bar le Duc** stieg sie endlich aus.

Gegen 24 Uhr war der Zug in Nancy. Ich musste aussteigen und mir ein Nachtquartier suchen. Ein D-Zug-Wagen auf dem Abstellgleis schien mir dazu geeignet, wo ich bis zum Morgengrauen schlief. Dann setzte ich meine Fahrt nach **Metz** fort. In Metz angekommen, verließ ich den Bahnhof und begab mich in die Kathedrale, ein Ort, wo man unbehelligt warten und sich ausruhen konnte. Gegen 14 Uhr fuhr ich mit dem Zug nach **Teterchen**. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Bahnhofsgaststätte begab ich mich zu Fuß auf den Weg nach **Busendorf**, ein Zug fuhr erst gegen Abend. Von Busendorf ging es weiter nach **Heiningen**, wo mir ein alter Mann, der mich angesprochen hatte, gute Hinweise für den Grenzübertritt gab. Gegen Abend erkundigte ich mich in **Aidelingen** nach dem Weg nach **Ihn** im Saarland, und ich machte mich in der Dunkelheit quer über die Felder auf den Weg über die Grenze. Am Lichtkegel, der über dem Dorf stand, konnte ich mich orientieren. Im Tal der Nied angekommen, suchte ich bei Dunkelheit den Weg durch einen Garten und traf dabei auf zwei Frauen, die mich bemerkten hatten. Sie nahmen mich mit zu ihrer Familie - ich war in Ihn und damit im Saarland. Bei den sehr gastfreundlichen Menschen konnte ich übernachten und wurde am nächsten Abend von einem jungen Mann nach **Dillingen** gebracht. Mit dem Zug fuhr ich über Lebach und Neunkirchen nach St. Wendel. Bei meinem ehemaligen Leidensgenossen Paul Kockler - er war ein halbes Jahr zuvor als Saarländer aus der Gefangenschaft entlassen worden - erkundigte ich mich über Möglichkeiten, die Grenze zur Pfalz und zum Ostertal, die damals am Ausgang des Wendalinushofes Richtung Tiefenbachtal verlief, ungehindert zu passieren. Ich stand schließlich auf dem Eulenkopf oberhalb Niederkirchen, als die Kirchturmuhre die Mitternachtsstunde schlug. Ein neuer Tag begann, und für mich ein neuer Lebensabschnitt.

Endlich konnte ich meine wiedergewonnene Freiheit genießen, was allerdings noch nicht so ganz einfach ging. Ich war zu Hause, aber einen Entlassungsschein hatte ich noch keinen. Anders als andere Heimkehrer meldete ich mich nicht, wie vorgeschrieben, im Lager in Bretzenheim, um dort endgültige Papiere zu erhalten. Denn es bestand die Gefahr, dass die Franzosen mich gleich dort behalten würden. Vielmehr begab ich mich, nachdem das Ostertal 1947 zum Kreis St. Wendel gekommen war, zur französischen Kommandantur in der Obertreis-Schule in St. Wendel. Mitgenommen hatte ich die Entlassungspapiere meines Vaters, der ebenfalls Ernst hieß. Da das Geburtsdatum natürlich nicht mit dem meinigen übereinstimmte, hatte ich versucht, es zu manipulieren. Das fiel aber einer deutschen Hilfskraft der Kommandantur auf. Als der im Nachbarzimmer sitzende französische Offizier unsere lautstarke Diskussion hörte und zu uns kam, erstattete sein Angestellter sofort Meldung. Nachdem ich dem Franzosen meine Lage erklärt hatte, wies er seinen deutschen Untergebenen zu meiner Freude und Überraschung mit den Worten "Lassen Sie Ihren Kameraden gehen!" an, mir einen Entlassungsschein auszustellen und mich unbehelligt nach Hause zu schicken. Dieses kulante Verhalten rechne ich noch heute dem Franzosen hoch an. Es dauerte dann noch ein halbes Jahr, bis ich mich mit Hilfe des damaligen Leiters des Einwohnermeldeamtes in Niederkirchen behördlich anmelden konnte. Das war erforderlich, um meine Berufsausbildung bei der Justiz fortsetzen zu können. ■

Schlimm waren die Verwundeten dran

Ernst Müller

Malariaerkrankung überstanden

* 1924, Saal (Beckerdewels), wohnh. Marth

Am Kuban-Brückenkopf im Osten

Weil ich Bäcker war und diese Berufsgruppe als kriegswichtig eingestuft wurde, musste ich nicht zum Reichsarbeitsdienst (RAD) einrücken. Allerdings meldete sich im Jahr 1942, als ich 18 Jahre alt war, die Wehrmacht bei mir. Am 20. Oktober 1942 begann ich meine militärische Ausbildung beim Grenadier-Regiment 212 in **Bar-le-Duc** in Frankreich. Etwa 4 Monate lang wurden wir einem harten Drill unterzogen. Besonders unangenehm war das Exerzieren mit Karabiner oder das Herumhetzen im Gelände mit einer Lafette auf dem Rücken. Einige von uns, alle aus dem Jahrgang 1924, konnten diese Strapazen und Schikanen nicht so gut verkraften und heulten manchmal sogar. Im Frühjahr 1943 war unsere Ausbildung an Karabiner und schwerem Maschinengewehr (SMG) beendet, wir wurden an die Ostfront verlegt. Mit dem Zug ging es auf einer zweiwöchigen Reise ohne besondere Vorkommnisse an den **Kuban-Brückenkopf**, östlich der Krim. Dort lagen wir am etwa 80 m breiten Fluss Kuban in Schützengräben, uns gegenüber, auf dem anderen Ufer lag die Rote Armee. Damals tat sich nicht viel an diesem Frontabschnitt, nur hin und wieder gab es einige Feuerwechsel. Allerdings fanden wir eines Morgens einen unserer Kameraden, der nachts auf Wache gewesen war, mit einem Messerstich im Genick tot auf seinem Posten liegen. Vielleicht war das das Werk eines sowjetischen Erkundungstrupps gewesen, der nachts über den Fluss übergesetzt hatte. Am schlimmsten waren im Kuban-Gebiet die klimatischen Verhältnisse: Im Winter war es eiskalt, im Sommer plagten uns die Moskitofliegen. Eines Tages erhielt ich dort die Nachricht, einem Kameraden aus dem Ostertal habe ein Geschoss das Bein abgerissen. Es handelte sich dabei um August Lensch aus Bubach.



Ernst Müller

Noch 1943 wurden wir in eine andere Stellung im Südabschnitt der Front abgezogen. Dort gab es Bewegung, es war ein ständiges Hin und Her, keine Seite konnte aber auf Dauer Geländegewinne verbuchen. Wenn wir angriffen, flohen die Sowjetsoldaten, doch dann kamen sie schon bald wieder, und wir machten uns nach hinten aus dem Staub. Danach ging das "Spielchen" wieder von vorne los. Auf beiden Seiten gab es bei diesen Artillerie- und Infanterieangriffen viele Verluste. Schlimm dran waren immer die Verwundeten, und zwar auf beiden Seiten. Sie konnten nicht aus der Kampfzone evakuiert werden, sondern blieben zunächst einfach liegen. Die feindlichen Verwundeten wurden, wenn es wieder ruhiger war, völkerrechtswidrig einfach an Ort und Stelle erschossen. Gefangene wurden so auf beiden Seiten keine gemacht. Insbesondere taten sich in unserer Einheit in dieser Hinsicht einige hartgesottene Soldaten hervor, die die Kämpfe um Stalingrad mitgemacht hatten.

Ende 1943 konnte ich mit dem Zug nach Hause fahren. Dabei saß ich in einem Abteil, in dem sich auch einige Offiziere befanden, die laut über Hitler zu schimpfen begannen. Ich hielt vorsorglich meinen Mund, denn ich befürchtete, es könne sich um eine Falle handeln, um Kritiker des Diktators ausfindig zu machen. Zu Hause bekam ich Malaria, die mit hohem Fieber und Schüttelfrost verbunden ist, und wurde im Reservelazarett St. Wendel ein Vierteljahr behandelt.

In der Festung Metz

Danach kam ich aber nicht mehr in den Osten, denn meine Grenadiereinheit war aufgegeben worden und existierte nicht mehr. Es ging nun in die Frontstadt **Metz** im Westen, zum Grenadier-Ersatz-Bataillon 208. Wir lagen dort in einem Fort den Amerikanern unmittelbar gegenüber. Bei einem meiner Meinungen nach sinnlosen Nachtangriff gerieten wir unter Granatwerferbeschuss. Ich wurde durch einen kleinen Granatsplitter im Fuß getroffen, der heute noch dort steckt. Einem Kameraden riss es das Bein ab, das nur noch an den Sehnen hing. Ich band es ab und informierte die Sanitäter. Er wurde dann

durch ein Pferdewerk abgeholt und medizinisch betreut. Auch bei einem anderen Angriff wurden wir zurückgeschlagen, diesmal in einem Gelände in der Umgebung von Metz. Danach lag einer unserer Kameraden regungslos auf dem Kampffeld. Sanitäter gingen, mit Rot-Kreuz-Fahne ausgerüstet, auf ihn zu, um ihn zu bergen. Die Amerikaner stellten dabei das Feuer ein, ein Akt der Menschlichkeit wie wir ihn in der Sowjetunion nicht erlebt hatten. Leider war der Mann schon tot.

Wir waren auch einmal an der Bewachung einer Brücke beteiligt. Dort hörten wir Flugzeuggeräusche, konnten aber keine Maschinen sehen. Als es uns klar wurde, dass wir in Gefahr standen, Bomben abzubekommen, rannten wir schnell in einen in der Nähe befindlichen Bunker aus dem Ersten Weltkrieg. Da rumste es auch schon gewaltig, und die Decke des Bunkers knickte ein. Dabei kamen 12 Mann ums Leben, ich blieb unversehrt. Ein Kamerad war bis zum Kopf verschüttet. Er flehte uns eindringlich an, ihn auszugraben und zu retten. Das versuchten wir auch, doch es war vergeblich, weil plötzlich Schutt nachrutschte und ihn vollends begrub. Wir selbst mussten uns schnell entfernen, um unser eigenes Leben zu retten. Noch ein Ereignis in der Gegend von Metz ist bei mir haften geblieben. Im Sommer 1944 war ich per Zug auf dem Weg in den Heimatlager, als Jagdbomber angriffen. Ich sprang schnell hinaus, in ein angrenzendes Waldgelände. Nach dem Beschuss wurden die Toten – hauptsächlich Zivilisten, die im Zug geblieben waren, 3 LKW-Ladungen voll – abtransportiert.

Die militärische Lage verschlechterte sich zusehends. Ende 1944 mussten wir uns im Rahmen eines ungeordneten Rückzugs fluchtartig in die Stadt Metz begeben, die zur Festung erklärt wurde. Dabei verlor ich den Kontakt zu meiner Einheit und irrte etwas orientierungslos in der Gegend herum. Auf einmal rief ein Soldat von einem Pferdewagen herunter nach mir und wollte wissen, wohin ich unterwegs war. Ich sagte ihm, ich habe den Überblick verloren. Daraufhin bedeutete er mir, ich solle doch zu ihnen kommen. Ich stieg also auf den Wagen auf, und ehe ich mich versehen hatte, hatte ich auch schon den Stempel dieser Einheit, des Festungs-Pionier-Bataillons 1419, in meinem Soldbuch. So schnell ging damals ein Einheitswechsel vonstatten! Wir lagen danach wegen der Tieffliegergefahr in einem Keller der Kaserne in Metz. Eines Tages – die Amerikaner waren bereits in die Stadt eingedrungen – kam ein Offizier zu uns und wies uns an, uns auf keinen Fall zu ergeben, sondern zu schießen, wenn Amis auftauchen sollten. Und die waren schon 10 Minuten später da und riefen vom oberen Stockwerk zu uns "Raus! Raus!" in den Keller hinunter. Wir verteidigten uns befehlswidrig nicht, sondern ergaben uns. Ein schneller Sprung rettete mich dabei vor einem Schlag mit dem Karabiner ins Kreuz, den jeder neue Gefangene von den Amis als "Begrüßung" erhielt. Und wen sahen wir dann draußen mit erhobenen Händen stehen? Unseren Offizier, der uns noch 10 Minuten zuvor die strikte Anweisung zum Durchhalten gegeben hatte! Sein Verhalten erfüllte mich doch etwas mit Zorn.



Festungsanlage in Metz

SS-Truppenparade im Gefangenenlager

Wir wurden danach durch verschiedene Lager geschleust, durch Compiègne, Chartres, Artichy und Bovet. In einem der Lager hörte ich, dass sich mein Nachbar in Saal, Hanarms Schuhmacher (Ludwig Zimmer sen.), in einer angrenzenden Abteilung befand. Ich traf ihn aber nicht. Die Behandlung, die ich persönlich durch die Amerikaner erfuhr, war trotz etlicher Schikanen noch recht gut. Allerdings waren die Essensrationen zu gering. Auf der anderen Seite aber hatte das Wenige, das wir bekamen, eine recht gute Qualität (z. B. Kekse, Suppe mit Milch und Rosinen, Weißbrot). Die Unterbringung erfolgte in Baracken, über die ich mich auch nicht beschweren kann. Zum Zudecken standen uns genügend Decken zur Verfügung. Wenn sonntags auf dem Lagergelände Gottesdienst angeboten wurde, gingen viele von uns, ich auch, in die katholische Messe, weil es dort in Form der Hostie etwa Essbares gab.

Zeitweise arbeitete ich in einer Lagerküche. Vorteilhaft wurde dies aber erst nach etwa 4 Wochen, als ein neuer amerikanischer Küchenchef seinen Dienst antrat, der dem deutschen Küchenpersonal die gleiche Verpflegung wie den Amerikanern zubilligte. Während dieser Zeit vergaß ich meine Kameraden draußen nicht. Als ich einmal Brot für sie ins Lager schmuggeln wollte, wurde ich dabei erwischt. Ich selbst hatte dadurch zum Glück keinen Nachteil, allerdings gerieten zwei der Amis wegen dieses Vorfalls hart aneinander. Nicht alle deutsche Gefangene blieben unbehelligt. Die ehemaligen SS-Angehörigen waren nicht gut dran. Eines Tages mussten wir in strömendem Regen antreten, während etwa 800 Mann von der früheren SS im Paradeschritt im Schlamm an uns vorbeimarschieren mussten. Natürlich wurden auch wir bei diesem Spektakel gründlich mit Schlamm bespritzt. Wenig zu lachen hatten bei den Amerikanern teilweise auch die eigenen Leute, insbesondere die Schwarzen und die Indianer. Die Gefangenschaft war Anfang 1946 für mich zu Ende, und ich traf am 4. Januar 1946 wieder zu Hause in Saal ein. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Februar 2003



*Ausbildungsgruppe des Grenadier-Regiments 212, 4. Kompanie, in Bar-le-Duc in Frankreich.
Ernst Müller 2. v. r.*

Den Dnjestr durchschwommen

Bei den Panzerjägern in der Ukraine und Italien

Kurt Stamm

* 1924, Hoof (Knurre)



Kurt Stamm

Als ich 14 Jahre alt war, begann ich eine Lehre als Steinmetz in Neustadt an der Weinstraße. Damals durfte ich nur alle 3 Wochen einmal nach Hause fahren. Auch danach war ich kaum zu Hause. Im Jahr 1941 zog mich der Reichsarbeitsdienst (RAD) nach **Hüttersdorf bei Lebach** ein, wo ich hauptsächlich mit Studenten aus dem Raum Mannheim zusammen war. Wir exerzierten mit dem Spaten und absolvierten Sportübungen auf dem Kasernengelände in Lebach. Eine militärische Ausbildung, wie sie später beim RAD üblich war, erhielten wir nicht. Unsere Hauptbeschäftigung bestand darin, Stacheldrahtbefestigungen des Westwalls abzubauen. Der Draht wurde dabei fein säuberlich aufgerollt und sachgemäß gelagert, um später sonstwo im militärischen Bereich wiederverwendet zu werden.

Es ging danach nahtlos weiter. Im Jahr 1942 musste ich zum Militär nach **Wackernheim bei Mainz** einrücken, wo ich bei einem Flak-Bataillon ausgebildet wurde. Wir mussten auch den Flugplatz Mainz-Finthen gegen Luftangriffe sichern. Zum Glück blieben wir von solchen Angriffen in der damaligen Phase

des Krieges verschont. Aus dem Saarland bzw. der Westpfalz waren lediglich noch ein Kamerad aus Ottweiler und einer aus Saarlouis dort stationiert, ansonsten kamen die jungen Männer meistens aus der übrigen Pfalz und von der Bergstraße. Danach wechselten dann die Standorte, an denen ich lag: Truppenübungsplatz auf der Halbinsel Hela (Polen), Köln-Wahn, Truppenübungsplatz Elsenborn (Belgien).

Danach wurde ich 1943 mit der 3. (Fla)/Pz. Jäg. Abt. 34 in die **Ukraine**, in den Südabschnitt der Ostfront verlegt. Es war unsere Aufgabe, mit der 3,7-cm-Pak (Panzerabwehrkanone) sowjetische Panzer außer Gefecht zu setzen. Für den Einsatz dort erhielt ich das Sturmabzeichen sowie das Eiserne Kreuz II. Klasse (EK II), Abzeichen, die mir dann später nach Italien nachgeschickt wurden. Eigentlich waren wir in der Ukraine noch gar nicht so richtig gefordert worden, als die Rote Armee die deutsche Front aufrollte. Als wir dabei waren, uns über die Rollbahn (Militärstraße) zu einem neuen Einsatzort zu begeben, gerieten wir unter heftigen Artilleriebeschuss und mussten Deckung suchen. Unsere Fahrzeuge und Ausrüstung wurde dabei völlig kaputtgeschossen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Rückzug zu Fuß anzutreten. Als wir den Grenzfluss zwischen der Ukraine und Rumänien, den Dnjestr, erreichten, mussten wir alle diesen durchschwimmen, weil keine Brücke mehr zur Verfügung stand.

Nach unserer Sammlung in Rumänien landeten wir in Cottbus, wo eine Neuzusammenstellung erfolgte. Es ging auch gleich weiter, diesmal nach Italien, in die Gegend von **Genua**. Inzwischen war es Sommer 1944. Für mich ging dann der Krieg abrupt zu Ende. Als wir in einem Wald auf einer Anhöhe lagen, wurden wir durch Partisanen beschossen. Die Geschosse durchsiebten mir die Beine. Noch heute besitze ich eine Brieftasche, die ich damals bei mir trug, und die von Kugeln teilweise zerfetzt wurde. Der Rest des Krieges bestand für mich in Lazarettaufhalten in Alexandria, Gardona am Gardasee und in Meran in Südtirol. In Meran befand ich mich, als Deutschland kapitulierte, das Lazarett wurde unter die Kontrolle der amerikanischen Besatzungstruppen gestellt. Inzwischen konnte ich auch wieder gehen und wurde dann als Gefangener über Bozen, Brixen und St. Ulrich (alle in Südtirol) nach München-Riem verlegt. Am 26. August 1945 traf ich zu Hause im Ostertal ein. ■

Küstenschutz in Norwegen und Kampf um Berlin

Es war die reinste Völkerwanderung

Werner Kratz

* 1925, Hoof

Unbekanntes Reiseziel

Unsere Familie kam schon ganz zu Anfang des Zweiten Weltkrieges mit dem militärischen Geschehen in Berührung. Am 1. September 1939 klopfte es morgens gegen 5 Uhr in aller Frühe an der Haustür. Die Frau, die in Hoof die Post versah, brachte ein Telegramm, wonach mein Vater, Josef Kratz, um 8 Uhr in Kusel zwecks Einberufung in die Wehrmacht auf dem Wehrmeldeamt vorsprechen sollte. Er hatte bereits den gesamten Ersten Weltkrieg mitgemacht. Mein Vater konnte diesem Befehl aber nicht wie gewünscht nachkommen, da er noch auf der Neunkircher Hütte auf der Nachtschicht war. Er machte sich dann nachmittags per Zug auf den Weg. In Kusel erfuhr er, dass er bei der Registrierung des erwarteten großen Andrangs von Freiwilligen mithelfen sollte. Man glaubte damals also, dass sich Szenen wie zu Beginn des Ersten Weltkrieges wiederholen würden, als ein Ansturm von Freiwilligen zu verbuchen war. Mein Vater musste dann in Kusel mit seiner Behörde im Hotel "Schwan" residieren. Doch es "tröpfelte" nur, wie er sich ausdrückte, von den Scharen von Freiwilligen war nichts zu sehen. So wurde das Erfassungsbüro nach etwa 2 Monaten wieder aufgelöst, und mein Vater wurde - da zudem das Eisenwerk ihn reklamiert hatte - aus der Wehrmacht nach Hause entlassen.

Im Alter von 17 Jahren wurde ich zusammen mit Willibald Schneider aus Hoof nach **Dörrenbach bei Bad Bergzabern** zum Wehrrtütigungslager einberufen. Es dauerte 6 Wochen lang und wurde von verwundeten Wehrmachtsangehörigen betrieben. Diese Soldaten zeigten teilweise Verständnis für unsere Situation als Jugendliche, waren teilweise aber auch ganz auf den militärischen Drill aus. Im Januar 1943 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach **Schwalbach-Griesborn** eingezogen, wo 4 Züge von zusammen ca. 220 Mann stationiert waren. Diejenigen, die schon länger dabei waren, hatten bereits in der Sowjetunion bei der Nachschubversorgung Erfahrung gesammelt. Es wurde allgemein erwartet, dass die Einheit bald wieder in den Osten verlegt würde, doch daraus wurde nichts, vermutlich, weil sich das Kriegsgeschehen ungünstig entwickelt hatte. In Schwalbach stand, ähnlich wie beim Wehrrtütigungslager, der militärische Drill im Vordergrund, dazu kam noch das Einüben des Spatengriffs. Außerdem mussten wir im Saargau bei Oberfelsberg in einem Kalksteinbruch eine unbenutzte Artilleriestellung abbauen. "Die wird hier nicht mehr gebraucht, die Front steht jetzt am Atlantik und kommt nie wieder hierher", hieß es als Begründung. Die Standardkost, Kohlrübensuppe oder Pellkartoffeln, die wir in Schwalbach bekamen, war doch recht dürrtig. Wenn es ging, suchten wir daher das Lokal "Saarperle" auf, wo es noch ohne Lebensmittelkarten etwas zu essen gab und stärkten uns mit schmackhafteren Gerichten.

Bei der bereits 1942 stattgefundenen Musterung war mir "Tauglichkeit für die Artillerie" bescheinigt worden. Als ich dann vom RAD entlassen wurde, wartete zu Hause schon der Stellungsbefehl zur Wehrmacht, ich sollte zur 70. (mot.) schweren Artillerie einrücken. Die Meldestation befand sich auf dem Bahnhof Kaiserslautern, von dort ging es per Zug nach St. Avold, wo wir in einer Kaserne eingekleidet wurden. Nach 3 Wochen erfolgte die Vereidigung, und es ging weiter nach Metz in die Moselkaserne, wo es wieder neue Kleidung gab. Danach wurden wir einer Ausbildungseinheit in **Nancy** übergeben. Dort sollten wir eigentlich 4 oder 5 Monate bleiben, im August begannen wir auf dem Truppenübungsplatz Dijon mit Scharfschussübungen, die 3 Wochen dauern sollten. Es kam aber etwas anders. Die Übung wurde nach 2 Wochen abgebrochen. Danach begann eine längere Reise, deren Zielpunkt uns völlig schleierhaft war. Über Straßburg ging es per Zug nach Mülhausen, wo wir 4 Tage im Zug lagen. Dann fuhren wir die gleiche Strecke zurück, um über Saargemünd und Homburg schließlich nach Darmstadt in die Karl-Ernst-Kaserne zu gelangen. In dieser Durchschleusungskaserne liebten wir 3 Wochen und wurden dann mit Gepäck und Gewehr in den Zug gesetzt und Richtung Nordosten transportiert. Uns war immer noch schleierhaft, wohin es gehen sollte,

doch wir ahnten, dass die Ostfront das Ziel sein würde. Dies schien sich zu bestätigen, als wir in Güstrow ankamen, was normalerweise als Ausgangspunkt für Transporte in die Sowjetunion diente. Doch weit gefehlt. Jetzt wurden wir nach Warnemünde ans Meer gefahren. Dort stand eine Fähre, die uns nach Dänemark brachte. Mit dem Zug ging es nach **Kopenhagen**. Dort landeten wir im Hafen auf einem zu einem Transporter umgebauten großen Frachter. Wir freuten uns schon auf eine Stadtbesichtigung, doch es gab keinen Ausgang. Nach 3 Tagen war der Transporter voll beladen mit Landsern und wurde aus dem Hafen auf die offene See gezogen. Dort wurde ein Geleitzug aus 7 Transportschiffen (für Soldaten und Material), 3 Zerstörern und etlichen Räumbooten zusammengestellt. Jetzt vermuteten wir, dass Norwegen unser Ziel sein würde, was sich dann auch als richtig herausstellte.

Schwerer Seegang

Im Schiff hatten wir uns um ein Quartier vorne im Bug bemüht, weil man dort das Gepäck hinter einem Holzgitter gut verstauen konnte. Die Laderäume dort waren mit Etagenbetten ausgerüstet worden. Eines schönen Morgens, als wir das Skagerrak durchfuhren, wachte ich auf, doch von meinen Kameraden war keiner mehr da. Auch war, anders als sonst, kein Frühstückskaffee vorhanden. Ich sprang also aus meinem Bett hinunter auf den Boden und lag sofort danach wieder auf der Nase. Schwerer Seegang hob und senkte den Bug, und meine Kameraden hatten angesichts dieser ungemütlichen Verhältnisse im Bug das Weite gesucht. Ich fand sie draußen an der Reling stehend, während sie sich übergeben mussten. Ich selbst verspürte keine Anzeichen von Seekrankheit, und ein Matrose riet mir, tüchtig zu essen. Wenn man seekrank würde, sei es viel schlimmer, wenn man nichts gegessen habe und der Magen leer sei, klärte er mich auf. Also folgte ich seinem Rat. Die anderen standen immer noch über die Reling gebeugt, und zwar so, dass ihnen der Wind in den Rücken blies. Ich wollte mich aus verständlichen Überlegungen auf die andere Seite des Schiffes stellen, von ihnen entfernt. Ein Matrose riet mir, von dort wegzugehen, denn – so sagte er –, wenn ein Seekranker angestürzt kommen sollte, um sich dort zu übergeben, mir der Wind seinen Mageninhalt ins Gesicht blasen würde. Kaum hatte ich davon Notiz genommen, kam auch schon ein Erkrankter angeannt, übergab sich, und ich bekam alles ab. Seekrank wurde ich selbst aber zum Glück nicht.

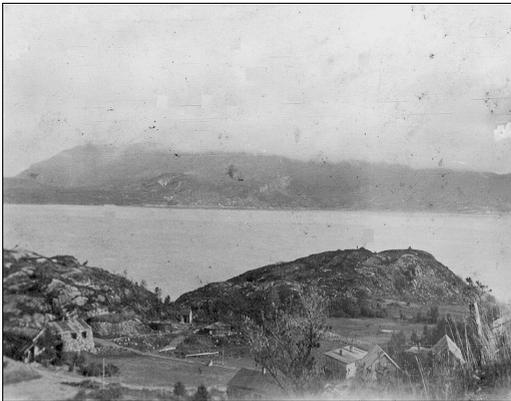
Die Seereise ging mit dem Einlaufen in den Oslo-Fjord langsam zu Ende. Ich genoss – im Gegensatz zu den anderen, die mit sich selbst beschäftigt waren – den wunderschönen Anblick der norwegischen Landschaft mit ihren bewaldeten Berghängen und bunten Holzhäusern. Als wir an einem großen Kreuz vorbeifuhren, das zum Andenken an die 1940 versenkte "Blücher" errichtet worden war, grüßten die Marineangehörigen zur Erinnerung an die dabei gefallenen Matrosen das Denkmal. In **Oslo** landeten wir in einem ehemaligen Schulsaal, hatten aber keinen Ausgang. Nach einigen Tagen wurden wir auf verschiedene Züge aufgeteilt, und ich fuhr mit meiner Einheit Richtung Norden, nach Mittelnorwegen, nach Andalsnes, wie wir einem Bahnhofsschild entnehmen konnten. Wir übernachteten in einem Ort namens Molde. Dann wurden wir neu aufgeteilt. Bisher war ich immer mit einem Kameraden aus Dittweiler und einem aus Herschweiler-Pettersheim zusammengeblieben, wir kannten uns schon seit der RAD-Zeit. Doch nun wurde unsere Clique auseinander gerissen.

Dunkler Winter und heller Sommer

Die Gruppe, der ich zugeteilt war, landete schließlich in Kristiansund, übernachtete dort und wurde dann mit einem umgebauten Fischkutter zum endgültigen Standort gebracht, auf die kleine Insel **Arsund**. Sie ist etwa 700 m breit und ebenso lang. Damals gab es dort neben Unterkünften für die deutschen Soldaten nur noch 3 bewohnte Häuser, in denen zwei Fischerfamilien und eine alleinstehende Frau lebten. An Soldaten waren auf Arsund 120 Mann Artillerie mit 4 Geschützen, 40 Mann Infanterie (1 Zug) und 8 Mann von der Flak mit 3 Flakgeschützen stationiert. Unsere Aufgabe war es, den Sundals-Fjord zu sichern und die an der



Werner Kratz (hinten links) mit Kameraden
auf der Insel Arsund in Norwegen



Insel Arsund in Norwegen

Küste entlang fahrenden Erztransporter von und nach Narvik zu schützen. Als wir in Ar-sund ankamen, war es September 1943, das Wetter war noch schön. Dann setzte ab Mitte Oktober 1943 der erste Schnee ein. Den Winter verbrachten wir meist mit Wacheschieben. Hin und wieder sahen wir in großer Höhe britische Moskito-Aufklärer die Gegend überfliegen, doch ansonsten geschah nichts Ungewöhnliches. Eine willkommene Abwechslung war es immer, wenn wir dazu eingeteilt waren, mit einem Ruderboot vom Festland in Fässern Trinkwasser herbeizuschaffen. Allerdings konnte das recht unangenehm sein, wenn die See unruhig war. Im Winter wurde es kaum hell, es blieb auch tagsüber sehr lange dunkel. Wir hatten auf der Insel keinen Strom, Licht mussten uns Kerzen spenden. Die Beheizung wurde mit Torföfen bewerkstelligt. An Weihnachten wurden die vier jüngsten Soldaten auf der Insel, wozu auch ich gehörte, von einem der beiden Fischer in seine Familie eingeladen. Bald kamen Frühjahr und Sommer 1944. Im Sommer war es immer hell, auch nachts, bis auf eine Stunde schien immer die Sonne. Auch das war für uns ungewohnt, und wir hatten manchmal Schwierigkeiten zu schlafen. Leichter war es aber beim Wacheschieben, da man jetzt alles um sich herum gut sehen konnte. In dieser Zeit holten wir die in

Metz und Dijon versäumte Ausbildung gründlich nach. Ich war auch ab April 1944 zwei Monate lang auf einem Lehrgang in Lillehammer. Während unserer Zeit auf Arsund waren Ausflüge nach Kristiansund und nach Trondheim begehrte Abwechslungen, die uns halfen, nicht dem Inselkoller zu verfallen. Etwa zweimal im Jahr wurde jeder einer Gruppe zugeteilt und konnte für einen halben Tag mit Hilfe eines umgebauten Kutters solche Ausflüge unternehmen, bei denen wir dann auch ein Soldatenkino besuchen konnten.

Die schlimmste Zeit des Krieges

Mit dem beschaulichen Leben war es vorbei, als Anfang Oktober 1944 der Befehl zum Verlassen von Arsund kam. Per Zug und schließlich per Schiff ging es (nachts) ohne Geleitzug zurück Richtung Deutschland. An der schwedischen Grenze wurden wir verladen, um über Frederikshavn in Dänemark schließlich in der Kaserne in Ratzeburg zu landen. Unterwegs kamen wir bei dieser Reise auch durch Hamburg. Die Stadt war ein einziger Trümmerhaufen. Von Ratzeburg aus wurden wir im Dezember 1944 an die Ostfront nach Polen verlegt. Unterwegs mussten wir auch **Berlin** passieren. Dort habe ich bei den britischen Nachtangriffen die für mich schlimmste Zeit des ganzen Krieges verbracht, es war schlimmer als später an der Front, wo wir uns der Roten Armee gegenüber sahen. Die deutsche Reichshauptstadt war ein einziger Trümmerhaufen. Jeden Abend erschienen über Berlin britische Pfadfinder-Maschinen, die mit Leuchtmarkierungen, sogenannten "Christbäumen", das zu bombardierende Areal absteckten. Schon bald danach ging es dann los, die Bomben fielen. Wir selbst durften nicht in

zivile Schutzbunker fliehen, wir mussten die Bunker für die Eisenbahnbediensteten mitbenutzen. Zwei Wochen lang hielten wir uns in der ständig angegriffenen Stadt auf. Nach den Bombardements wurden wir des öfteren bei der Bergung von Überlebenden und von Toten aus den Trümmern eingesetzt, vorzugsweise in der Umgebung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Danach verlegte man uns in die Gegend östlich von **Warschau**, wo wir in die Bodenkämpfe eingreifen mussten.

Der Kampf um Berlin

Am Morgen des 16. April 1945 begann die sowjetische Offensive zur Eroberung der Reichshauptstadt. Beteiligt waren 2,5 Millionen Angehörige der Roten Armee, 41.600 Kanonen und Mörser 6250 Panzer und Artilleriegeschütze, 7500 Kriegsflugzeuge. Eine Schlüsselrolle beim Kampf um Berlin spielten die berühmten sowjetischen Katyusha-Raketen. Bis zum 29. April 1945 hatten die Sowjets einen großen Teil von Berlin eingenommen und erreichten die Stadtmitte. Am Morgen des 1. Mai 1945 hissten sie die rote Flagge auf dem Reichstag.



Eingekesselt im Spreewald

Wir landeten in der 732. Heeres-Artillerie-Brigade, die aus unmittelbarer Frontnähe die vorgelagerten sowjetischen Stellungen beschoss. Wir spürten, dass die Rote Armee immer stärkere Kräfte zusammenzog. Schließlich begann am 13. Januar 1945 die sowjetische Winteroffensive, die das Ziel hatte, bis Berlin durchzustoßen. Unsere Einheit wurde bei diesem massiven Vorstoß zersplittert und aufgegeben. Es gelang uns aber, uns über Posen Richtung Grünberg abzusetzen, wo wir mit unseren Fahrzeugen die zugefrorene Oder überquerten. Dabei gelang es der Wehrmacht noch einmal, an der Oder die sowjetische Offensive zum Stillstand zu bringen. Mitte Februar 1945 stand die Front an der Oder-Neiße-Linie bei Guben. Damals hatten wir keine Geschütze mehr, weil wir sie bei unserem Rückzug gesprengt hatten, damit sie nicht den Sowjets in die Hände fallen sollten. Wir mussten uns im Raum Frankfurt/Oder – Küstrin sammeln, wo wir erbeutete französische Geschütze zugeteilt bekamen. Von enormer strategischer Bedeutung war die **Seelower Höhe**, von wo man das Odergebiet kontrollieren konnte. Dort wurden die letzten Kräfte der Wehrmacht zusammengezogen. Dennoch gelang es den Sowjets, zwei Brückenköpfe am diesseitigen Oderufer zu errichten. Wir schossen zwar öfter ihre Pontonbrücken zusammen, doch diese wurden dann immer wieder von Neuem aufgebaut. Am 16. April 1945 begann der Großangriff auf Berlin. Von Meldungen, die uns von Artillerieaufklärungsflugzeugen erreicht hatten, wussten wir, dass die andere Seite über eine zehnfache Geschützüberlegenheit verfügte. Uns schwante daher nichts Gutes. Es gelang der Roten Armee auch im Rahmen eines Durchbruchs im Raum Münchberg – Strausberg, die 9. Armee in zwei Teile zu spalten. Wir selbst standen noch bis zum 22. April 1945 auf der Seelower Höhe, hatten aber keinen Nachschub mehr. Unser Auftrag war es, im Rahmen der Räumung von Frankfurt an der Oder den sich zurückziehenden Truppen Feuerschutz zu gewähren.

Der südliche Teil der 9. Armee, zu dem wir gehörten, musste sich schließlich in den **Spreewald** zurückziehen, wo etwa 100.000 Mann eingekesselt waren. Die Sammlung musste zu Fuß bewerkstelligt werden, Benzin war kaum noch vorhanden. Unsere Batterie mit 140 Mann verfügte nur noch über 1 Geschütz und 10 Granaten und befand sich nun im nördlichen Spreewald. Dann ging das Gerücht herum, General Wenk würde die 9. Armee aus dem Kessel heraushauen. Für uns war das nur Propaganda, echte Hoffnung machten wir uns nicht mehr. Bei Märkisch-Buchholz erhielt unsere Batterie den Befehl, sich aufzulösen. Wir sollten uns auf eigene Faust Richtung Elbe durchschlagen. Dabei behilflich sollte uns ein Durchbruchversuch mit den noch spärlich vorhandenen Panzern und Sturmgeschützen sein. Der Termin, der 1. Mai, war mit Bedacht gewählt, denn dies war ein hoher sowjetischer Feiertag, außerdem war die Rote Armee damit beschäftigt, die Einnahme von Berlin zu feiern. Fernerhin lag die Durchbruchstelle, der Raum Beelitz (südlich von Potsdam), an der Nahtstelle zweier sowjetischer Kommandos. Die durch General Wenk geleitete Aktion gelang tatsächlich, 50.000 der 100.000 Mann der 9. Armee konnten Richtung Westen entkommen, darunter auch ich.

Es war die reinste Völkerwanderung. Unter denjenigen, die aus dem Kessel fliehen konnten, waren auch zahlreiche Flüchtlinge aus dem Osten, die in einer elenden Verfassung waren. Im Morgengrauen erreichten wir die Autobahn Richtung Wittenberg. Die ungeordnete Flucht führte uns durch noch unbesetztes Gebiet über Brandenburg und Gentheim nach Tangermünde. Dort wateten wir in hüfthohem Elbewasser über die Reste der zerstörten Eisenbahnbrücke. Am anderen Ende empfingen uns schon die Amerikaner. Damals sah ich zum ersten Mal in meinem Leben Menschen schwarzer Hautfarbe. Man verfrachtete uns in ein Lager in Bismarck, wo sich zuvor ein deutsches Gefangenenlager befunden hatte. Dann gelangten wir nach **Salzwedel** auf ein Wiesengelände, wo etwa 200.000 Wehrmatsangehörige im Freien bei schlechter Versorgung und mangelnder medizinischer Betreuung im Freien campieren mussten. Zum Glück war der Frühling 1945 recht mild und schön. Im Juni 1945 streuten die Amerikaner das Gerücht aus, wir sollten in der folgenden Nacht den Sowjets übergeben werden. Sie selbst würden in der Nacht das Lager räumen. Der Major unseres Batteriestabes riet uns, beim Abzug der Amerikaner immer Richtung Westen zu laufen. Und tatsächlich, als die Amerikaner abgezogen waren, waren wir ohne Bewachung. Wir liefen alle weg, so schnell wir konnten. Am nächsten Tag hörten wir Motorengeräusche, doch die Fahrzeuge trugen den weißen amerikanischen Stern, wir waren also in der richtigen Gegend. Aufgegriffen wurden wir diesmal von den Briten, die uns in **Salzgitter** in ein Gefangenenlager steckten. Mit 21 Mann mussten wir uns dort in einer Betonbaracke 1 Kommissbrot teilen, mittags gab es eine Wasseruppe.

Ein Leben wie im Himmel

Ende August 1945 gehörte ich zu einem Kommando, das den Bauern in der Gegend von Schöppenstedt Erntehilfe leistete. Die Verpflegung war dort doch etwas besser, es gab hauptsächlich Kartoffeln. Im September 1945 fuhr in Salzgitter ein britischer LKW vor, der 15 Freiwillige suchte, die in einem Öllager in **Braunschweig** arbeiten sollten. In der Hoffnung auf besseres Essen meldete auch ich mich. Dies war eine gute Entscheidung, denn wir landeten nicht in einem Öllager, sondern in einem ehemaligen Bekleidungslager der Wehrmacht, an dessen Auflösung wir mitwirkten. Bewacht wurden wir dort bei guter Verpflegung von einer schottischen Einheit. Wir schliefen in richtigen Betten, im Gebäude des ehemaligen Luftflottenkommandos für Norddeutschland. Es kam uns wie im Himmel vor. Erstmals überhaupt durften wir von dort aus Post nach Hause schicken, unsere Angehörigen wussten bis dahin noch nicht, was mit uns geschehen war. Es handelte sich lediglich um ein Formular mit dem Aufdruck "Ein Mitglied der geschlagenen deutschen Armee meldet sich bei seinen Angehörigen". Am Stacheldrahtzaun unseres Lagergeländes standen des öfteren Kinder aus der Umgebung, die uns mit großen hungrigen Augen ansahen. Denen gaben wir Reste von Weißbrot und baten sie, uns zu helfen, Post nach Hause weiterzuleiten. So erfuhren auch meine Angehörigen in Hoof,

wo ich mich befand. Eines Mittags kam der schottische Lageraufseher und eröffnete mir, ich solle mal an den Stacheldraht gehen, ich habe Besuch. Tatsächlich, draußen stand mein Bruder Robert! Ich erhielt die Sondergenehmigung, ihn nachmittags draußen zu treffen. Er wollte mich auf jeden Fall mit nach Hause nehmen, doch so einfach abhauen wollte ich nicht. Ich erhielt von dem sehr toleranten und verständnisvollen Aufseher zunächst die Erlaubnis, meinen Bruder ins Lager einzuschleusen. Ich bat danach den Aufseher, mich doch einfach zu meiner Familie nach Hause gehen zu lassen, ich wolle dort mit ihnen Weihnachten 1945 feiern. Und tatsächlich, er willigte ein, allerdings mit dem traurigen Zusatz, dass er selbst an Weihnachten nicht zu Hause sein könne. Wir wurden sogar, ausgerüstet mit einer Stange Zigaretten, mit einem britischen Armeelaster zum Bahnhof in Braunschweig gefahren, und man gab uns den wohlgemeinten Tipp mit auf den Weg, uns vor den Franzosen in Acht zu nehmen. Mein Bruder hatte einen vorläufigen Personalausweis (ID-Karte) mitgebracht, den er auf dem Amt in Niederkirchen erhalten hatte. Dort unterschrieb ich und brachte mit Tinte meinen Fingerabdruck an. Doch den Schein brauchte ich nicht. In Remagen gab ich dem Zugführer von den Zigaretten, und er half uns durch die Kontrollen an der Grenze zur französischen Zone. Nach meiner glücklichen Rückkehr am 30. November 1945 begann ich wieder auf dem Bahnausbesserungswerk St. Wendel zu arbeiten.

Unangenehme Überraschung

Dann kam ein Jahr später, im Herbst 1946, die Anweisung, alle ehemaligen Wehrmachtsangehörige müssten sich in Bretzenheim zur endgültigen Entlassung melden. Mir wurde es nun doch recht mulmig, weil ich nicht über ordentliche Entlassungspapiere verfügte. Doch Berichte von Ostertälern, die die Prozedur schon durchlaufen hatten, gaben zu Hoffnung Anlass. Zusammen mit vielen anderen Ostertälern, darunter Gustav Ritter aus Hoof, der ebenfalls keinen Entlassungsschein hatte, fuhr ich also am festgesetzten Tag per Zug nach Bretzenheim. Kurz bevor wir dort an die Reihe kommen sollten, sagte ich zu Gustav: "Ich gehe nicht da hinein, komm, wir fahren wieder nach Hause." Doch das wollte er nicht, also blieb auch ich dort. Dann kam Karl Lang aus Osterbrücken, der auch keine Papiere hatte, aus dem Büro heraus und berichtete freudig, alles sei "einwandfrei" verlaufen. Ich schöpfte neue Hoffnung, ungeschoren davon zu kommen. Als ich den Franzosen schließlich meinen vom Amt in Niederkirchen ausgestellten Ausweis vorzeigte, aber keine Entlassungspapiere, musste ich nach links hinaustreten. Dort landeten auch noch andere, auch Gustav Ritter. Durch einen Stacheldrahtverhau hindurch ging es in eine kalte Baracke, wo wir übernachteten mussten. Immer noch glaubten wir, am nächsten Tag würden wir nach Hause entlassen. Morgens gab es Kaffee und Brot. Aus der Fahrt nach Hause wurde aber nichts. Nach 2 Tagen mussten alle heraustreten, wir wurden verhört darüber, wo wir in Gefangenschaft gewesen und abgehauen seien. All das wiederholte sich an den folgenden Tagen, bis es mir zu dumm wurde, und ich dies auch den Franzosen mitteilte. Die "Wahrheit" wollten sie hören, bekam ich entgegengehalten, und sie warfen mir vor, ich sei aus französischer Gefangenschaft geflohen. Das stritt ich natürlich ab.

Nach etwa 2 Wochen im Lager in Bretzenheim schmiedete ich Pläne zum Abhauen. Ich wollte unter dem Stacheldraht hindurchkriechen, doch man riet mir davon ab, der sei elektrisch geladen. Diejenigen, die schon 6 Wochen da gewesen waren, berichteten, man wolle sie nach Frankreich zur Zwangsarbeit abtransportieren. Eines Tages wurden Namen verlesen, auch mein Name. Gustav Ritter meinte, ich würde jetzt in Frankreich landen. Doch es kam ganz anders. Man händigte uns Entlassungspapiere aus und entließ uns. Ein neuer Kommandant hatte angeordnet, zweifelhafte Fälle nach Hause zu schicken. Rückblickend kam mir in den Sinn, dass ich beim RAD einen Kameraden gehabt hatte, der ebenfalls Werner Kratz hieß, und dass daher mein unfreiwilliger Aufenthalt in Bretzenheim wohl auf einer Verwechslung beruhte. ■

Torpedomechaniker auf der U 481

U-Boot-Einsatz im baltischen Meer

Ewald Becker

* 1925, Niederkirchen (Bählersch)

Abriegelung der Narva-Bucht

Während meiner Lehrzeit beim Schmied Ernst Karst am Buberg in Niederkirchen erhielt ich 1942 im Alter von 16 Jahren vom Wehrbezirkskommando eine Einberufung zu einem 6-wöchigen Wehrrertüchtigungslager nach **Germeder in der Eifel**. Dort war ich der Einzige aus unserer Gegend unter 200 anderen Teilnehmern. Durch Angehörige der Waffen-SS wurden wir einer vormilitärischen Ausbildung, insbesondere infanteristisch, geschult. Natürlich versuchten die Leiter des Lagers, uns auch für die Waffen-SS zu begeistern und zu einer freiwilligen Meldung zu bewegen. Doch meine Interessen lagen auf einem anderen Gebiet. In die Infanterie oder in die Waffen-SS wollte ich auf keinen Fall. Vom Wehrkreisamt Kaiserslautern hatte ich mir daher schon Prospekte über die Marine schicken lassen, für die ich mich schließlich freiwillig meldete. Zwischenzeitlich musste ich am 01.04.1943 nach **Hagenbach bei Gernersheim** zum Reichsarbeitsdienst (RAD) einrücken, allerdings, da ich Kriegsfreiwilliger war, nur für 6 Wochen. Auch dort standen vormilitärische Übungen auf dem Programm, aber auch Baumarbeiten im nahen Mundatwald. Der Stellungsbefehl zur Wehrmacht erfolgte danach zur 19. Schiffsstammabteilung nach **Arweiler** bei Diedenhofen in Lothringen, wo eine 6-wöchige Infanterie-Grundausbildung durchgeführt und wo ich auch vereidigt wurde. Da ich kleiner als 1,75 m groß war, war ich für die U-Boot-Flotte vorgesehen. Prüfungen in Kaiserslautern in allgemeinem Wissen und in Heidelberg in technischem Wissen hatten ergeben, dass ich am besten als Torpedomechaniker geeignet war. Ich landete deshalb Anfang Sommer 1943 für 4 Monate auf der Torpedoschule für Unterwasserfahrzeuge in **Flensburg-Mürwik**. Dort wurden wir auch im Umgang mit atmosphärischen Torpedos (ATO), deren Antrieb mit einem Heißluft-Dampf-Gemisch betrieben wurde und mit elektrischen Torpedos (ETO), die einen Elektromotor hatten, unterwiesen. Es folgten 6 Wochen bei der 1. U-Boot-Lehrdivision in **Pillau bei Königsberg**, wo wir auf dem ehemaligen Kraft-durch-Freude-Schiff "Robert Ley", das zu einem Wohnschiff umgebaut worden war, untergebracht waren. Wir lernten in Pillau u. a., wie man aus einem U-Boot ausstieg und wie man vom Boot aus schießen konnte.



Ewald Becker

Danach war die Ausbildung zu Ende, und ich wurde im Winter 1943/44 der 21. U-Flotille in **Gotenhafen** (Gdingen) zugeteilt. Unsere Einheit bestand aus 9 U-Booten, die in 3 Gruppen zu je 3 Booten eingeteilt war. Die Besatzung bestand jeweils aus etwa 43 Mann. Ich selbst tat meinen Dienst in der U 481 unter Oberleutnant Klaus Andersen. Wir wurden zu Kontrollfahrten im baltischen Meer herangezogen, die ohne besondere Ereignisse verliefen. Dann wurde unsere Gruppe zur 24. U-Flotille nach **Memel** verlegt, von wo aus wir zur Abriegelung der Narva-Bucht und ihrer Umgebung in Estland beordert wurden. Unser Rudel wechselte bei diesem Einsatz ständig die Position, um sowjetische Schiffe zu entdecken. Es war unsere Aufgabe, die Schiffe daran zu hindern, Versorgungs- und Rüstungsgüter, die aus den USA angeliefert worden waren, über den Ladoga-See und die Flüsse ins Landesinnere zu schaffen. Zu diesem Zweck feuerten wir mit einer 3,7-cm-Kanone auf die Schlepper und die angehängten primitiven Lastkähne. Auch einen sowjetischen Großsegler haben wir erfolgreich durch Torpedierung bekämpft. Nach der Verminung der Narva-Bucht durch die deutsche Marine

konzentrierten wir uns im Mai/Juni 1944 auf die danach auftauchenden sowjetischen Räumboote. Für diesen Einsatz vor Estland wurde meinen Kameraden und mir das Eiserne Kreuz II. Klasse (EK II) verliehen, das mir später ins Lazarett nachgeschickt wurde.

Von Kalaschnikow-Kugel getroffen

Der Frontverlauf zu Lande hatte sich inzwischen sehr zu Ungunsten der deutschen Wehrmacht entwickelt. Memel, unser Stützpunkthafen, war schon von Zivilisten geräumt, auch ein Teil unserer Flotille war schon von dort abgezogen worden. Dennoch wollten wir am 18. November 1944 den Hafen erreichen. Wir fuhren auf dem Wasser in einer seichten Fahrrinne in Küstennähe entlang, wobei wir durch die Sowjets vom Land aus unter Beschuss genommen wurden. Wir erwiderten das Feuer mit unserer 3,7-cm-Flakkanone und unserer 2-cm-Flakabwehrkanone, wobei ich bei der Bedienung der letzteren eingesetzt war. Da erwischte mich eine Kugel aus einer Kalaschnikow. Sie schlug neben der Nase ein, zertrümmerte diagonal den Kiefer und blieb im Hals stecken. Einer meiner Kameraden wurde bei diesem Beschuss tödlich getroffen, und noch ein weiterer verwundet. Ich war zunächst bewusstlos, kam dann aber wieder zu mir und wurde in Memel auf ein Lazarettschiff gebracht. Dieses lief noch in der gleichen Nacht nach **Königsberg** aus, wo wir am 19. November 1944 gegen Mittag eintrafen. Ich landete mit geschwellenem Gesicht im Reservelazarett II, wo die Kugel herausoperiert wurde. Danach folgte die Behandlung in einer kieferorthopädischen Klinik, wo ich flüssig ernährt und der Kiefer gerichtet wurde und wo ich bis Januar 1945 bleiben musste.

Die Fahrt in den anschließenden Genesungsurlaub war abenteuerlich. Mit zahlreichen Unterbrechungen ging es mit dem Zug bis Kaiserslautern, von wo ich mich mit zwei anderen zu Fuß Richtung Eichelscheider Hof aufmachte. Wir begegneten dabei einem Pritschenwagen, der voll beladen mit Frauen und Kindern war und Richtung Saarland fuhr. Als Jagdbomber angriffen, liefen alle in den Wald, meine Kameraden und ich sprangen in einen Straßengraben. Nach dem Angriff kam ein Landser auf mich zu, den ich zuerst nicht erkannte. Es war Fritz Müller aus Bubach, der ebenfalls nach Hause wollte. In Neunkirchen stiegen wir beide schließlich aus dem Pritschenwagen aus und fanden einen Traktor, der mit Schlackenmehl Richtung St. Wendel unterwegs war und uns mitnahm. Von St. Wendel aus erreichten wir zu Fuß das Ostertal. Am 03. März 1945, zwei Wochen bevor die Amerikaner das Ostertal besetzten, war mein Genesungsurlaub vorbei. Auf dem Weg zu meiner Einheit wurde ich von einer Bahnhofsleitstelle nach Kiel verwiesen. Von dort ging es nach Flensburg, schließlich sollte ich meine Flotille in **Wesermünde** finden. Doch die war nach Norwegen ausgelaufen. Die U 481 sah ich nie wieder, sie wurde nach dem Krieg zu einem Sammelplatz bei den Orkney-Inseln gebracht und dort versenkt. Bei Kriegsende am 08. Mai 1945 wurden wir durch Briten, es waren Schotten, in **Wisshafen bei Stade** in Zelten und Scheunen interniert. Dort traf ich auch einen Flottenkameraden aus Neu-Isenburg bei Frankfurt. Wir U-Bootler wurden von den Schotten als Tellerwäscher und Küchenpersonal für ihre Kantine rekrutiert. Die Behandlung war gut, das Essen ausgezeichnet, und ich nahm dort etwa 5 kg zu. In mancher Hinsicht wurden wir sogar besser behandelt als die britischen Soldaten, die gelegentlich mit der Reitpeitsche ihrer Vorgesetzten Bekanntschaft machten.

Störende Uniform

Immer mehr Gefangene wurden entlassen, aber keine in die französische Zone. Ich gab daher als Wohnort die Adresse meines Kameraden in Neu-Isenburg an. Daraufhin wurde ich im September 1946 nach Marburg gebracht, wo ich den Amerikanern übergeben wurde. In Marburg meldete ich eine Adressenänderung und nannte Niederkirchen im Ostertal als neuen Wohnort, was auch in meine Papiere eingetragen wurde. In Mannheim überquerte ich per Fuß die Rheinbrücke nach Ludwigshafen. Ein Deutsch sprechender französischer Offizier war mir sehr freundlich gesonnen und platzierte mich in einem Zug Richtung Neunkirchen. So er-

reichte ich ohne weitere Probleme meine Ostertaler Heimat. Meine Militärzeit hatte aber ein Jahr später noch ein kleines Nachspiel. Ich trug als Alltagskleidung immer noch meine blaue Marineuniform, allerdings mit anderen Knöpfen und ohne militärische Abzeichen. Eines Tages griffen mich die Franzosen in Neunkirchen am Bahnhof auf und wollten wissen, warum ich immer noch meine Uniform trug. Sie wollten meine Kleider gleich an Ort und Stelle beschlagnahmen, doch das ging nicht, da ich sonst nichts zum Anziehen dabei hatte. Deshalb ließen sie mich wieder gehen, mit der Auflage, die Uniformkleidung am nächsten Tag vorbeizubringen. Das tat ich aber nicht, da ich sonst nichts zum Anziehen hatte. Ich stieg also in den folgenden Wochen immer in Wiebelskirchen aus dem Zug aus und ging den Rest des Weges zu Fuß zur Arbeit auf der Hütte in Neunkirchen. Eines Tages kam der Gendarm Otto Weyrich aus Niederkirchen zu Hause zu mir. Er hatte den Auftrag, mir wegen der nicht abgelieferten Uniform eine Strafe zu verpassen. Statt dessen schickte er mich aber nach Kusel zum Militärgericht. Dort gab ich an, wirklich keine anderen Kleider zu haben. Man hatte ein Einsehen und ließ mich unbehelligt wieder gehen. Ich bekam allerdings danach auf meinen Antrag hin einen Bezugsschein für eine neue Jacke, die mir half, die Marinekleidung endlich abzulegen. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Januar 2002

Die U 481

Stapellauf

06.02.1943, Deutsche Werke, Kiel

Indienststellung

10.11.1943

Kommandeure

Oblt. Ewald Pick (10.11.1943 - 29.02.1944);

Kaplt. Klaus Andersen (01.03.1944 - 08.05.1945)



U-Boot (U 760) vom gleichen Typ wie U 481

Einsätze

3 Patrouillen (10.11.1943 - 31.07.1944: 5. Flotille, Schulung; 01.08.1944 - 08.05.1945: 8. Flotille, Frontboot)

Erfolge

Versenkung von 7 Schiffen (1275 t), Beschädigung von 1 Schiff (26 t)

Besondere Vorkommnisse

30.07.1944 Angriff durch eine sowjetische Luftstaffel (Il-2, 35. ShAP) in der Narwa-Bucht; dabei Abschuss einer Maschine

Schicksal

19.05.1945 Überführung von Narvik (Norwegen) nach Loch Eriboll (Schottland); 30.11.1945 Versenkung bei 56.11 N 10.00 W



U-Boot-Ehrenmal Möllenort bei Kiel.

Von den 40.000 deutschen U-Boot-Männern des Zweiten Weltkrieges sind 30.000 gefallen.

Wir wollten nicht in Sibirien landen

Als Sanitäter in einer Eliteeinheit

Ludwig Zimmer jr.

* 1926, Saal (Hanarms)

An Ostfront und Westfront

Als Hitler im Jahr 1933 an die Macht kam, war ich 6 Jahre alt. Ich durchlief danach alle damals üblichen Institutionen und Organisationen, mit denen das Dritte Reich die Jugendlichen für sich vereinnahmte und mit deren Hilfe die nationalsozialistische Ideologie verbreitet wurde. Eine eigenverantwortlich gestaltete Jugend- und Reifezeit gab es nicht, alles war verplant. Bereits in der Hitlerjugend (HJ) standen dabei die militärische Übung und Vorbereitung auf die Wehrmacht im Vordergrund. Ich erinnere mich noch, dass ich erstmals im Alter von ca. 12 Jahren an einem militärisch organisierten Lager der Hitlerjugend an der tschechischen Grenze teilnehmen musste. Später durchlief ich die weiteren üblichen Stationen, also mit 16 Jahren Wehrrertüchtigungslager, mit 17 Jahren Reichsarbeitsdienst (RAD) und Kriegshilfsdienst bei der schweren Flak, danach Soldat der deutschen Wehrmacht, und zwar in der Führer-Grenadier-Brigade (FGB), einem Bestandteil der Panzergrenadier-Division "Großdeutschland". Die genauen Daten sind hier zusammengefasst:

1943: Wehrrertüchtigungslager Hinterweidenthal (Pfalz); Reichsarbeitsdienst Billigheim (Pfalz) und Hochstetten (Rhein); Schwere Flak Karlsruhe-Neureuth.

1944: III. Panzergrenadier-Ersatz- u. Ausbildungsregiment Großdeutschland, 1. Sanitäts-Ersatz- u. Ausbildungskompanie Großdeutschland (14./San. Ers. u.

Ausb. Abt. 3) Guben-Mückenberg II.

1944/45: Führer-Grenadier-Brigade (FGB) bzw. Führer-Grenadier-Division (FGD), III./Ers. u. Ausb. Regiment Großdeutschland: Goldap (Ostpreußen), Cottbus (Brandenburg), Ardennen, Arnswalde (Pommern), Lauban (Niederschlesien), Wien, Zwettl (Niederösterreich), St. Pölten, Linz (Österreich).

09.05.1945: Gefangennahme, danach amerikanische Gefangenschaft in Linz (Österreich) u. Auerbach (Bayern); 24.06.: Entlassung und Heimkehr



Ludwig Zimmer jr 1943 beim RAD



Emblem der FGB

Der Reichsarbeitsdienst (RAD), so wie ich ihn erlebte, in **Billigheim bei Landau** und in **Hochstetten am Rhein**, hatte nicht mehr viel mit der ursprünglichen Zielsetzung dieser Organisation zu tun. Von Arbeiten an Straßen, Brücken oder bei der Ödlandkultivierung habe ich nichts mitbekommen. Der RAD war damals vielmehr zu einer rein militärischen Drillanstalt für 17-Jährige umfunktioniert worden und diente als Zulieferer für die Wehrmacht. Wir wurden militärmäßig mit Gewehren, MGs, Granaten, Panzerfäusten, Marschgepäck usw. ausgebildet. Ich erinnere mich, dass einmal einer unserer Ausbilder uns zeigte, wie man eine Panzerfaust abfeuert. Ich stand in einigem Abstand hinter ihm und dem Abschussgerät, das auf seiner Schulter ruhte. Obwohl er betonte, es sei nicht gefährlich, dort zu stehen, in dieser



Militärischer Drill beim Reichsarbeitsdienst.

Oben: Ludwig Zimmer jr. 3. v. l. (mit MP)

Unten: Ludwig Zimmer jr. 6. v. l.



Entfernung könne nichts passieren, trat ich instinktiv zur Seite. Seine Demonstration ging dann gründlich daneben. Ein langer Feuerstrahl schoss plötzlich nach hinten und fügte denjenigen, die jetzt dort standen, wo ich mich noch eine Minute zuvor befunden hatte, schwere Brandverletzungen im Gesicht zu. Ich selbst kam mit einem gründlichen Schrecken davon. Nach der Ausbildung in Billigheim und Hochstetten wurde unsere RAD-Einheit zur schweren Flak nach **Karlsruhe-Neureuth** verlegt. Dort wurde ich in der Umwertestelle eingesetzt, wo die durch die verschiedenen Messgeräte erfassten Werte über Höhe und Geschwindigkeit anfliegender Bomberverbände auf die Geschütze in den verschiedenen Stellungen umgerechnet wurden. Hauptsächlich waren wir dabei nachts zur Bekämpfung britischer Maschinen eingesetzt, und es gelang uns auch, einige der schweren Bomber abzuschießen. Manchmal beobachteten wir auch, wie unsere Nachtjäger angriffen und den feindlichen Flugzeugen zusetzten. In der deutschen Wehrmacht

war ich dann ab Juli 1944, ich war gerade 18 Jahre alt geworden, Mitglied der Führer-Grenadier-Brigade (FGB), die Bestandteil der Panzergrenadier-Division "Großdeutschland" war, einer Einheit, die zur militärischen Elite gezählt wurde. Daraus wurde später die Führer-Grenadier-Division (FGD). Nach der Grundausbildung in **Guben in Brandenburg** meldete ich mich freiwillig zu einem Sanitätslehrgang. Das war mein Glück, denn die meisten meiner damaligen Kameraden wurden auf "Großdeutschland"-Einheiten verteilt, die in der Sowjetunion verheizt wurden. Als ich meinen Lehrgang abgeschlossen hatte, standen die Sowjets bereits vor den Toren Ostpreußens. Bei den dortigen Abwehrkämpfen gegen sowjetische Truppen im Raum **Goldap** sammelte ich meine ersten frontnahen Erfahrungen. Im Dezember 1944 musste unsere Einheit dann im Westen an der Ardennenoffensive in **Luxemburg und Belgien** teilnehmen. Nach deren Scheitern ging es Anfang 1945 zurück gen Osten, in die Gegend von **Arnswalde in Pommern**, und danach in den Raum **Lauban in Niederschlesien** an die Oderfront. Schließlich kämpften wir an der Südfront, in **Böhmen** und im Raum **Wien** in Österreich.

Rauer Ton und zweifelhafte Späße

Wie wohl alle Soldaten, waren meine Kameraden und ich oft auch der Willkür unserer Vorgesetzten ausgesetzt. Deftige Sprüche wie "Wollen Sie nicht oder können Sie nicht? Ach, Sie wollen nicht! Mit Ihnen werden wir schon fertig!", waren nichts Ungewöhnliches. Oder: "Vortreten, wer Klavier spielen kann! ... Klavierspieler ab zum Latrinenreinigen!" Manchmal suchten wir auch ein Ventil, um uns trotz dieses rauhen Tons etwas Spaß zu verschaffen. So zum Beispiel den zweifelhaften Spaß, neue Rekruten in der Kaserne mit den Worten "Was ist denn das für ein Sauhaufen hier?! Stillgestanden!" anzufahren, um uns dann über deren prompten Gehorsam uns gegenüber zu belustigen. Einmal, als wir in einer relativ ruhigen Gegend lagen, zeigte mir ein Kamerad eine Sammlung von Offiziersabzeichen und Offiziersschulterklappen. Wo er die her hatte, weiß ich nicht. Einige von ihnen heftete er sich selbst an bzw. nähte er sich auf seine Uniform auf. Einige gab er mir, damit ich sie an meiner Kleidung befestigen konnte. So ausgestattet tauchten wir dann auf einem Offiziersball auf, wobei er den

Chef markierte und ich die Rolle seines Adjutanten spielte. Welchen "Offiziersrang" wir bei dieser Aktion bekleideten, weiß ich heute nicht mehr. Es ist wohl verständlich, dass es mir bei diesem "Spaß" doch recht mulmig zumute war. Richtig genießen konnte ich ihn nicht.

Die Führer-Grenadier-Brigade (FGB) und Führer-Grenadier-Division (FGD)

Die Führer-Grenadier-Brigade wurde im Juli 1944 in Ostpreußen aus dem verstärkten Führer-Grenadier-Bataillon gebildet und war Bestandteil der **Panzergrenadier-Division "Großdeutschland"**. Soldaten der Brigade waren in der Kampfgruppe Werthern eingesetzt, die von Ostpreußen aus in die Kämpfe in Litauen eingriff. Von September bis Dezember 1944 war die FGB bei den Abwehrkämpfen im Raum Gumbinnen in Ostpreußen eingesetzt, wurde dann aber aus dem Osten abgezogen, um in Bonn auf die Ardennen-Offensive vorbereitet zu werden. Im Januar 1945 wurde die Brigade zur **Führer-Grenadier-Division (FGD)** erweitert und dem Panzerkorps "Großdeutschland" zugeteilt. Im Februar 1945 wurde die Einheit wieder nach Osten verlegt, diesmal nach Stargard in Pommern. Mitte März 1945 kämpfte sie im Raum Stettin und danach am Brückenkopf von Küstrin. Am 1. April 1945 wurde sie nach Wien verlegt, um die Einnahme der Stadt durch die Rote Armee zu verhindern. Nach heftigen Abwehrkämpfen musste Wien geräumt werden. Nördlich der Donau sollte eine neue Front aufgebaut werden, außer dem sollte die FGB den Rückzug aus dem Raum Krems sichern. Am 12. Mai 1945 ergab sich die Einheit bei Trakwein den Amerikanern, wurde aber von diesen den Sowjets übergeben.



Ärmelstreifen Großdeutschland-Verbände

Elend auf dem Hauptverbandsplatz

Bei meiner Tätigkeit als Sanitäter war ich einige Kilometer hinter der Front auf dem Hauptverbandsplatz (HV) eingesetzt. Das war, obwohl offiziell durch internationale Rot-Kreuz-Vereinbarungen geschützt, bisweilen ein gefährlicher Ort. Oft zischten uns Geschosse um die Ohren, manchmal griffen Tiefflieger an. Einmal hatte es ein Jagdflieger auf mich abgesehen. Durch einen Sprung in einen Graben konnte ich mein Leben retten. Oft wurden HV-Stellen, wo wir nur kurz zuvor noch tätig gewesen waren, von Artillerie oder Fliegern zusammengeschoßen. Hätten wir uns zu diesem Zeitpunkt noch dort befunden, wäre nicht viel von uns und den Verwundeten übrig geblieben. Ich erinnere mich insbesondere an einen Keller, den wir gerade verlassen hatten, bevor er unmittelbar danach unter Feuer geriet und von Geschossen durchsiebt wurde. Auf dem Hauptverbandsplatz habe ich ein so großes Elend gesehen wie man es kaum beschreiben kann. Nicht nur leichtere Fälle, bei denen Verbände ausreichten, mussten wir verarzten. Vor Schmerzen schreiende und wimmernde Kameraden, denen die Gedärme aus dem Bauch hingen, die halb zerfetzt waren oder denen die Gliedmaßen abgerissen waren, waren an der Tagesordnung. Ich machte meine Arbeit offenbar so gut, dass man mich rief, wenn es Fälle zu versorgen gab, an die sich meine Sanitäterkollegen nicht herantrauten. Oft mussten wir medizinische Eingriffe durchführen, die eigentlich nur ein Arzt hätte erledigen können. Ich erinnere mich auch daran, dass wir einmal auch einen russischen Soldaten verarzten, möglicherweise war er ein "Hiwi", ein Hilfswilliger. Ich weiß von gleichaltrigen Kameraden, die angesichts des grässlichen Leides, mit dem sie ständig konfrontiert wurden, den Verstand verloren haben. Rückblickend ist es für mich ein Wunder, dass ich selbst diese schlimmen Erfahrungen ohne unmittelbaren inneren Schaden überstanden habe. Neben der Tätigkeit als Sanitäter fielen auch andere Verpflichtungen an, wie zum Beispiel Wache schieben. Besonders nachts war das weniger angenehm. Ich musste einmal in einer pechschwarzen Nacht einen Munitionsbunker bewachen. Dabei habe ich mich an die Mauer des Bunkers

angelehnt und bin im Stehen eingeknickt. Zum Glück bin ich gerade noch rechtzeitig bevor die Ablösung kam aus meinem Schlaf bzw. Halbschlaf erwacht. Ansonsten hätte ich mit einer harten Strafe rechnen müssen.

Den Sowjets entronnen

Als Deutschland am 8. Mai 1945 kapitulierte hatte, befand sich unsere Einheit, nachdem wir durch Böhmen marschiert waren und an den Abwehrkämpfen in Wien teilgenommen hatten, in einem Waldgebiet in Österreich in der Nähe der Rollbahn (Autobahn) von **St. Pölten** nach **Linz**. Wir erhielten den Befehl, alle Kampfhandlungen einzustellen und uns zu ergeben. Vorsichtshalber hielten wir uns ruhig, so dass man uns von der Rollbahn aus nicht bemerken konnte. Kundschafter von uns pirschten sich an die Straße heran und sahen durch die Bäume sowjetische Panzer- und Truppenkolonnen vorbeiziehen. Wir befanden uns also in einer Gegend, die durch die Sowjets besetzt worden war. Doch denen wollten wir uns auf keinen Fall ergeben. Wir vernichteten zuerst einmal all unsere Erkennungsmerkmale, Dienstmarken und Soldbücher und rissen den Schriftzug "Großdeutschland" vom rechten Unterarm unserer Uniformen ab, weil wir gehört hatten, dass die Großdeutschland-Verbände in der Behandlung durch die Alliierten der Waffen-SS gleichgestellt würden. In dem Waldgebiet befanden sich auch Soldaten, die der Waffen-SS angehörten. Verzweifelt versuchten sie, ihre Tätowierungen unter dem Arm zu entfernen, was natürlich nicht gelang.

Nach eingehender Beratung entschieden wir uns, uns mit unseren LKW über Waldwege parallel zur Rollbahn nach Linz durchzuschlagen, wo wir die Amerikaner vermuteten. Doch die engen und unbefestigten Wege, die für unsere Fahrzeuge gänzlich ungeeignet waren, machten uns schwer zu schaffen. An einem steilen Anstieg blieben schließlich alle Fahrzeuge stecken. Es schien hoffnungslos. Doch der Fahrer des LKW, dem ich zugeteilt war, wollte nicht aufgeben und es noch einmal versuchen. Er nahm einen langen Anlauf, wir schoben von hinten, und tatsächlich: unser Laster schaffte es doch noch den Berg hinauf, während alle anderen zurückbleiben mussten. Erleichtert sprangen wir auf und fuhren weg. Einige Zeit lang sah es danach ganz gut aus. Doch dann mündete plötzlich der Waldweg in die Rollbahn ein, wo immer noch unablässig sowjetische Fahrzeugkolonnen vorbeizogen. Was tun? Es fiel uns auf, dass es immer wieder kurze Intervalle gab, in denen keine Truppen zu sehen waren. Wir studierten also unsere Landkarten und entdeckten einen Waldweg auf der anderen Seite der Rollbahn, der nach Linz führte. Um ihn zu erreichen, musste man noch eine kurze Strecke auf der Rollbahn fahren. Wir entschieden uns, in einem günstigen Augenblick mit unserem Laster auf die Fahrbahn vorzupreschen, in Richtung Linz zu rasen und dann in diesen Waldweg zu verschwinden.

Mit Volldampf ging es also auf die Rollbahn und dann Richtung Linz. Doch nach einer Kurve standen wir plötzlich vor einer entgegenkommenden sowjetischen Kolonne. Aus und vorbei, das schien das Ende zu sein, wir waren gefangen. Die Sowjets nahmen unser Fahrzeug in Besitz und befahlen unserer kleinen Gruppe, auf der Rollbahn in die Richtung, aus der wir gekommen waren, zu einem Gefangenessammelplatz zu marschieren. Sie wähten sich wohl sehr sicher, denn zu unserer Überraschung teilten sie uns keine Wachen zu. So trotteten wir also, recht deprimiert und mit einer an einer Stange befestigten weißen Fahne ausgerüstet, auf der Fahrbahn entlang, Richtung Sammelstelle, während uns ständig sowjetische Panzer und andere Fahrzeuge überholten. Eine harte Gefangenschaft in Sibirien stand uns schon vor Augen. Auch jetzt gab es aber immer wieder mal einige Augenblicke, in denen keine Sowjets zu sehen waren. Da, plötzlich vor uns, schoss ein deutscher LKW, voll beladen mit Soldaten aus dem Wald auf die Fahrbahn und raste mit Höchstgeschwindigkeit auf uns zu. Es hatte es also doch noch ein weiterer Laster den Berg hinauf geschafft und den gleichen Versuch wie wir gestartet. Das Fahrzeug machte keine Anstalten anzuhalten, um uns mitzunehmen, zumal es schon überladen war. Doch wir legten uns quer auf die Straße und zwangen so den Fahrer zum Anhalten. Ich weiß nicht mehr wie es ging, doch irgendwie gelang es uns, doch noch auf

diesen LKW aufzusteigen. Und er schaffte es tatsächlich zu dem auf der anderen Seite abzweigenden Feldweg, ohne dass wir diesmal entdeckt wurden. Im Morgengrauen des nächsten Tages erreichten wir erleichtert Linz, das tatsächlich von den Amerikanern besetzt worden war. Zum Glück wussten die nicht, wo wir hergekommen waren, sonst hätten sie uns womöglich umgehend zu den Sowjets zurückgeschickt. Dieses Schicksal ereilte die meisten meiner anderen Kameraden aus der FGD.

Läuse und Flöhe

Die Gefangenschaft in **Linz in Österreich** und später in **Auerbach in Bayern** war natürlich eine schwere Zeit. Es gab kaum etwas zu essen, so dass wir schon bald halb verhungert waren. Ich habe Leute gesehen, die aus lauter Verzweiflung an dem Leder ihrer Stiefel gekaut haben, um dort vielleicht etwas Nahrhaftes herauszusaugen. Regelmäßig wurde es uns wegen der Unterernährung und den daraus resultierenden Kreislaufproblemen schwarz vor den Augen. Mit unserer Gesundheit ging es bergab. Nachts konnte man Kameraden hören, die von Hustenkrämpfen und Lungenproblemen heimgesucht wurden und deswegen keinen Schlaf fanden. Eingeteilt waren die Lager in verschiedene größere Abteilungen, die die Amerikaner "cages" nannten, zu Deutsch "Käfige". Dort wurden wir in unseren primitiven Behausungen ständig von Läusen und Flöhen geplagt. In unserer Gruppe bastelten wir aus einem Seil, Holzstäben und Steingewichten eine primitive Balkenwaage, mit der wir die tägliche Brotration für jeden einzelnen gleichmäßig abwogen und so auf alle aufteilten. Durch Kameraden begangene Gemeinheiten habe ich in diesem Zusammenhang zum Glück keine erlebt. Es bewahrheitete sich allerdings, dass die ehemaligen Angehörigen von "Großdeutschland"-Verbänden schlechter als die anderen behandelt wurden. Irgendwie, vermutlich durch Verhöre, hatten es die Amerikaner herausgefunden, dass unsere Gruppe von einer solchen Einheit stammte. Einmal sollte ich z. B. entlassen werden und stand mit anderen, Entlassungspapiere und Marschgepäck in der Hand, zum Abtransport in die Heimat bereit. Doch dann wurden per Lautsprecher die Namen der ehemaligen "Großdeutschland"-Angehörigen verlesen, auch mein Name. Wir wurden zu unserer großen Enttäuschung ausgesondert und mussten ins Lager zurück.

Schließlich konnte ich Ende Juni 1945 nach doch relativ kurzer Gefangenschaft von Auerbach aus über Mainz nach Hause zurückkehren, wo ich am 1. Juli eintraf. Danach wurde ich so schwer krank, dass ich beinahe gestorben wäre. An einen Arztbesuch war in der damaligen wirren Zeit nicht zu denken. Doch mit Hilfe der medizinischen Kenntnisse aus meiner Sanitäterausbildung diagnostizierte ich selbst auf Grund der Symptome – meine Arme waren bereits blau -- eine Blutvergiftung und ergriff die in diesem Falle nötigen Maßnahmen. Das hat mir das Leben gerettet. Nach meiner Rückkehr konnte ich meine bei der Stadt St. Wendel schon vor meiner Einberufung zur Wehrmacht begonnene Verwaltungslaufbahn fortsetzen. In dieser Zeit wurde ich wegen meiner Sprachkenntnisse von der französischen Kommandantur des Ostertals, die sich in Saal in Langarms befand, öfter zu Dolmetscherdiensten verpflichtet. Ich hatte Anweisungen an die örtlichen Behörden weiterzugeben. Manchmal musste ich auch Nachrichten zur französischen Kommandantur in Altenkirchen bringen. Insbesondere wurde ich bei der Sammlung von Munition in den Wäldern des Ostertals als Verbindungsmann eingesetzt. Diese Munition wurde mit Pferdefuhrwerken in die Sehr gebracht und dort, links der Straße nach Frohnhofen, in ausgehobene Trichter gefüllt und zusammen mit der Munition aus der Sehr gesprengt. Dadurch entstanden die später als kleine Fischweiher benutzten "Bombentrichter". Vor den Sprengungen wurde in den umliegenden Dörfern bekannt gegeben, dass die Bewohner die Fenster aufmachen sollten, damit sie nicht durch eine eventuelle Druckwelle zerstört werden sollten. ■

*Interview durch Klaus Zimmer, 1998
Ludwig Zimmer jr. ist 1999 verstorben*

Ostertaler Männer im Osten

Sie schlugen mich halb tot
Zwangsarbeit im Lager Stalino

Helmut Zimmer
* 1919, Bubach (Gerwersch)

Von Moskau nach Stalingrad

Nach meiner Musterung wurde ich 1938 im Alter von 17 Jahren zum Arbeitsdienst nach **Windsheim in Mittelfranken** einberufen. Nach der Entlassung kam ich am 27.08.1939 zur Wehrmacht nach **Wiesbaden** und wurde Anfang 1940 nach **Saarbrücken** verlegt. Am 05.05.1940 erfolgte die Abkommandierung nach **Frankreich**, dann ging es ein halbes Jahr nach **Calw im Schwarzwald**. Am 05.05.1941 wurde unsere Einheit nach Polen verlegt und am 21.06.1941 in die Sowjetunion. Ich war als Kraftfahrer bei der 6. Armee, 24. Panzerkorps, Nachrichteneinheit 424 eingesetzt. Über Brest, Minsk, Orscha, Orel und Stalinogorsk rückten wir Richtung **Moskau** vor. In **Orel** in der Ukraine erhielt ich Feldpost von meinen Eltern. Darin wurde mir mitgeteilt, dass mein jüngster Bruder Emil nicht weit von unserem Lager ums Leben gekommen war. Er war einer der ersten Gefallenen aus Bubach. Bei unserem Vormarsch kamen wir dann bis nach **Rjasan**, südöstlich vor den Toren von **Moskau**, wo uns aber eine starke Front der Sowjets bis nach **Gomel** zurückwarf. Zu dieser Zeit herrschten unglaubliche Temperaturen bis zeitweise -60° C. Bei unserem Rückzug zogen wir auch wieder durch die Gegend, durch die wir Richtung Moskau gelangt waren, auch durch **Roslawl**, den Ort in dem mein Bruder beerdigt worden war. Ich bat meinen Kompaniechef, sein Grab besuchen zu dürfen. Er gestattete es mir und gab mir noch seinen PKW mit Fahrer mit, um die letzte Ruhestätte Emils besuchen zu können. Bei meiner Rückkehr von dem Besuch fragte er mich, ob ich das Grab gefunden hätte. Als ich bejahte, beauftragte er einen Zimmermann aus unserer Kompanie, ein Kreuz anzufertigen und erlaubte mir, erneut mit seinem PKW zu dem Friedhof zu fahren und dieses Holzkreuz mit der Aufschrift "Ein letzter Gruß – Dein Bruder Helmut" an Emils Grab anzubringen. Er gab mir auch seinen Fotoapparat, um ein Bild für meine Eltern daheim zu machen.



Helmut Zimmer

Wir lagen jetzt zunächst in Wartestellung, bis wir im Frühjahr 1942 den Marschbefehl nach **Uspenskaya, Richtung Stalingrad** erhielten. Unsere Einheit kam auf den Sandpisten nur schwer voran, die Fahrzeuge blieben oft im Sand stecken. Kaum dass wir sie wieder frei hatten, fraßen sie sich einige Kilometer weiter wieder in den Sand. Unter diesen Bedingungen kamen wir bis **Kalatsch**, im großen Donbogen, nicht weit vor Stalingrad, wo wir erfuhren, dass sich der Ring um diese Stadt bereits geschlossen hatte. So gelangten wir nicht mehr zu den anderen Truppen, und wir entgingen nur knapp dem Inferno, das sich dort in der Folge abspielte. Im August 1942 wurden wir nach **Ostrogosk** bei Woronesch zur Unterstützung rumänischer, ungarischer und italienischer Verbände zurückbeordert, bis auch diese Stellungen von den Sowjets überrannt wurden. Es ging danach weiter zurück, nach **Charkow**, wo sich alle Truppen und versprengten Einheiten wieder sammeln mussten, aber erneut zurückgeschlagen wurden. Auf unserem Rückzug wurden wir schließlich kurz vor Ostern 1943 bei **Winniza** eingekesselt.

Der Vorstoß nach Moskau



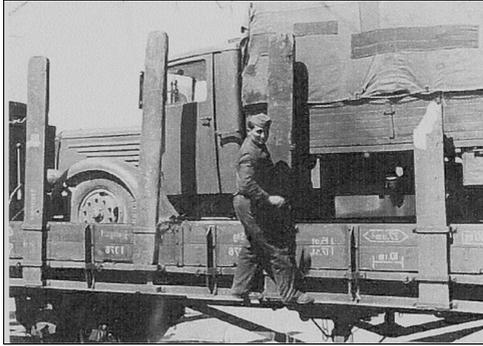
*Deutsche Soldaten ergeben sich
1941 vor Moskau*

Am 22. Juni 1941 begann der Krieg gegen die Sowjetunion. Die vom deutschen Angriff völlig überraschten sowjetischen Truppen zogen sich unter erheblichen Verlusten weit zurück. Kurz vor Moskau kam die Offensive bei einsetzendem Regen und Schnee im Dezember 1941 im Schlamm zum Stillstand. Da sich die Wehrmacht bis auf wenige Kilometer der sowjetischen Hauptstadt genähert hatte, musste Stalin seine letzten Reserven mobilisieren. Truppen aus den östlichsten Teilen seines Reiches wurden zur Verteidigung herangezogen. Als am 01. Dez. 1941 zwei Versuche, den Verteidigungsring um Moskau zu durchbrechen fehlgeschlugen, trat die Rote Armee zum Gegenangriff über. Der sowjetische Gegenschlag warf die deutschen Truppen 100 km nach Westen zurück.

Trotz schwerer Verluste gelang es uns, mit Unterstützung herbeieilender neuer SS-Verbände aus Holland und Belgien, den Kessel von innen zu sprengen (Kessel Kamenez-Podolsk). Wir hörten dann über den russischen Funk, in deutscher Sprache, dass 7 Soldaten den Sowjets direkt in die Arme gelaufen seien. Hierbei konnte es sich nur um unsere Kameraden handeln. Die Funkmeldungen besagten, es gehe den Gefangenen gut, und wir sollten uns alle auch ergeben. Wir folgten dieser Aufforderung aber nicht..

Im Jahr 1958 versuchte ich, meinen Kameraden Reinhard Denzer, der damals geflüchtet war, ausfindig zu machen. Tatsächlich bekam ich seine Adresse heraus und wir trafen uns in Landstuhl. Er hatte die Flucht und die anschließende Gefangenschaft überlebt. Über sein Erleben nach ihrer Flucht erzählte er mir folgendes: "Bei unserer Flucht kamen wir zu einer anderen versprengten Einheit. Wir 7 hielten uns in einiger Entfernung in einem Haus auf. Am nächsten Tag war die Truppe verschwunden, und man hatte uns vergessen, vor den heranahenden Sowjets zu warnen. Wir wurden, ohne dass wir die Möglichkeit hatten, uns zu wehren, gefangen genommen. Wir wurden in eine Scheune gesperrt und nacheinander verhört. Nach dem Verhör wurde jeder direkt erschossen. Als die Reihe an mich kam, zog ich in meiner Verzweiflung ein Bild meiner Frau und meiner Kinder aus der Brusttasche. Und tatsächlich erweckte ich das Mitleid des russischen Offiziers, der mich darauf zu seinem Putzer ernannte und mir somit das Leben rettete." Im Kessel blieb mein Auto im Schlamm stecken. Dadurch war ich vom Rest der Truppe abgeschnitten. Es befanden sich zwei russische Hilfspflichtige bei mir. Aber wir schafften es nicht, den LKW freizubekommen. Ich beschloss daher, allein zu Fuß meine Truppe zu suchen, meine beiden russischen Kameraden blieben zurück. Nach einigen Kilometern fand ich meine Einheit, die auch stecken geblieben war. Als wir später erfuhren, dass der Ring um uns geschlossen war, befahl mir mein Kompanieführer, zu meinem LKW zurückzukehren, wo meine beiden russischen Begleiter noch auf mich warteten. Wir übergossen das Fahrzeug mit Rohöl und Benzin und zündeten es an, damit es nicht den Sowjets in die Hände fiel

Zu diesem Zeitpunkt waren wir im Kessel von jeglichem Nachschub abgeschnitten. Der Kampf ums tägliche Überleben war sehr hart. Unsere Einheit lag in einem kleinen Ort, als ein SS-Trupp am Ortsrand vorbeikam. Ich ging zu ihnen hin, um zu sehen, ob ich jemanden erkennen würde. Und tatsächlich trat einer der Soldaten auf mich zu und sagte: "Helmut, bist du das wirklich?" Es war mein Cousin August Venter aus Niederkirchen. Halb verhungert bat er mich um ein Stück Brot. Aber wann hatte ich selbst das letzte Stück Brot gegessen? In einem Kanister hatte ich jedoch noch vier Kartoffeln, die ich mit ihm teilte. Er war überglücklich.



Helmut Zimmer beim Verladen seines LKW



Helmut Zimmer am Grab seines Bruders in Roslawl (Sowjetunion)

August hat später die französische Gefangenschaft nicht überlebt.

Vergebliche Flucht

Nach der Sprengung des Kessels flüchteten wir nach Westen. Unsere Einheit sammelte sich wieder in **Tschechien**, wo wir bis zum Kriegsende 1945 stationiert waren. Als wir von der deutschen Kapitulation hörten, löste sich unsere Einheit auf. Jeder versuchte, sich auf eigene Faust in die Heimat durchzuschlagen. Ich setzte mich mit noch 6 Kameraden auf meinem schweren LKW Richtung Westen ab. Um nicht von den Amerikanern erwischt zu werden, fuhren wir nur auf Nebenstrecken oder schmalen Fußpfaden. Doch irgendwann mündete der Weg in einen schmalen Pfad, der rechts und links von einer kleinen Mauer aus scharfkantigen Steinen begrenzt war. Die hinteren Zwillingsreifen meines LKW's setzten auf und zwei platte Reifen waren die Folge. Auf den Felgen fuhr ich noch einige Meter weiter in ein großes Wiesengelände ... und direkt in die Arme einer amerikanischen Streife, die hier ein Gefangenenlager errichtet hatten. Das war doppeltes Pech. Im Lager waren noch viele andere deutsche Soldaten. Aber immerhin, ich konnte die Reifen des LKW's wieder flicken. Aber bald schon machte die Parole die Runde, dass dieses Lager von den Sowjets übernommen werden sollte. Das hieß für uns, dass wir von hier so schnell wie möglich weg mussten. Bei einer unbemerkten Gelegenheit – wir konnten uns ja frei im Lager bewegen – setzten sich meine 6 Kameraden und ich in den LKW. Mit Vollgas fuhr ich das Wiesengelände hinab und wir waren weg. Wir hörten die Wachen noch nach uns

rufen, aber für uns gab es kein Halten mehr. Glücklicherweise machten die Amerikaner keinerlei Anstalten uns zu folgen. Es wäre wahrscheinlich ein Leichtes gewesen, uns wieder festzunehmen.

Unsere Flucht führte uns bis nach **Budweis**. Hier war die einzige Brücke über die Moldau von amerikanischen Soldaten bewacht. Es blieb uns nichts anderes übrig, als den LKW zurückzulassen und zu Fuß weiter zu flüchten. Gegen Mitternacht durchschwammen wir in voller Kleidung die Moldau und liefen, nass bis auf die Haut, bis wir in einem Wald verschwinden konnten. Hier schiefen wir, und am Tage trockneten wir unsere nassen Sachen. Von nun an marschierten wir nur noch nachts. Tagsüber merkten wir uns am Stand der Sonne die Richtung, die wir nachts einschlagen mußten. Auch der Moosbewuchs an den Bäumen war uns hilfreich. So gelangten wir bis in den Bayerischen Wald, wo sich vier unserer Kameraden von uns trennten, um nach Süden zu gelangen. Zu Dritt wollten wir weiter über Nürnberg. Als wir uns eines Morgens nach einem stundenlangen Marsch in einem Wald in der Nähe von **Regen in Bayern** hinlegten, um uns auszuruhen, wurden wir von einer amerikanischen Streife über-

rascht und gefangen genommen. Schon am nächsten Tag lieferten sie uns den Sowjets aus. Dann begann ein tagelanger strapaziöser Marsch nach Osten. Ohne jegliche Verpflegung marschierten wir bis Prag, wo wir nach 8 Tagen das erste Stück Brot bekamen. Nach einigen Tagen gab es dann das erste warme Essen, eine Maissuppe mit Wasser aus der Moldau. Es ging weiter in Tagesetappen von 25 bis 30 km nach **Brünn**, wo wir in Waggons verladen wurden, und mit dem Zug wurden wir ins Innere der Sowjetunion bis in die Nähe von Stalingrad gebracht. Wir kamen dann am 18.05.1945 in ein Arbeitslager in einem alten Kohlenbergwerk in der Nähe von **Stalino im Donezbecken**. Dort waren wir drei Jahre zuvor schon einmal gewesen, bei unserer Verlegung nach Stalingrad. Bei der Ankunft im Lager starb einer meiner Kameraden an Unterernährung: Er hatte stets sein Brot bei sich aufbewahrt, weil es sein größter Wunsch war, sich einmal satt zu essen. Aus seinem Zelt wurde ihm dann, während er schlief, sein Brot gestohlen.

Gefährliche Zwangsarbeit im Lager Stalino

Wir waren ungefähr 2000 Gefangene, darunter auch viele Rumänen, Ungarn und auch Russen. Wir waren in primitiven Holzbaracken untergebracht, mit Stroh als Unterlage. Die Baracken gehörten, wie schon erwähnt, zu einem Kohlenbergwerk, in dem wir jetzt arbeiten mussten. Für uns Gefangene, die unter Tage arbeiteten, war eine Ration von täglich 1 kg Brot zugeteilt, wobei es sich allerdings um einen nasse, von Wasser getränktem Mehlklumpen handelte. Dazu bekamen wir dreimal täglich eine Suppe mit etwas Mais oder Hirse. Gefangene, die nicht einführen, erhielten 600 g Brot und zweimal Suppe. Wir arbeiteten in drei Schichten, jeweils 8 Stunden, 7 Tage in der Woche. Selten bekamen wir einen "freien" Tag, an dem wir dann entweder in der Küche oder auf einer Kolchose arbeiten mussten. Zu Beginn der Gefangenschaft war die Behandlung durch die russischen Aufseher sehr hart, was sich allerdings später besserte. Im Jahr 1947 bekamen wir von der Lagerleitung mehr Vollmachten.

Es wurde uns vorgeschrieben, täglich 7 t Kohlen zu fördern, was aber nie machbar war. Ich wurde von der Leitung als Brigadier eingeteilt und bekam 27 Gefangene aus Karelien zugewiesen. Vor dem Krieg waren sie Holzhauer gewesen, und sie kamen in den engen Stollen nicht zurecht. Sie konnten die Norm nicht erfüllen. Ich als Brigadier sollte die Namen der schlechten Arbeiter dem Lagerkommandanten nennen. Als ich mich weigerte, die mir unterstellten Mitgefangenen zu denunzieren, wurde ich 3 Tage ohne jegliche Verpflegung in Einzelhaft genommen, und ich musste hart arbeiten. Allerdings gelang es meinen Kameraden, mir etwas Essen und Wasser in die Zelle zu schmuggeln.

Eines Tages, ich wollte gerade als Letzter das Bergwerk verlassen, wurde ich von drei russischen Gefangenen, die uns ablösen sollten, in eine Ecke gedrängt und mit einer ca. 12 Pfund schweren Lampe bewusstlos geschlagen und am Kopf schwer verletzt. Vor noch schlimmeren Verletzungen bewahrte mich eine dicke, über dem Kopf geschnürte Pelzmütze. Noch heute sind die Narben zu sehen. Als ich von zwei deutschen Kameraden bewusstlos nach oben gebracht wurde, wollte unser russischer Gefangenenbegleiter, der den Deutschen wohlgesonnen war, einfahren und die drei Übeltäter erschießen. Wie ich erfuhr, war er den Deutschen deshalb wohlgesonnen, weil er im Krieg schwer verwundet im Niemandsland gelegen und von den Deutschen gerettet und in einem Lazarett gesund gepflegt worden war. Eine ähnliche Situation entstand einige Monate später. Weil es immer schwieriger wurde, die vorgegebene Norm zu erfüllen, hatte eines Tages die Frühschicht, die vor uns eingefahren war und ausschließlich aus rumänischen Gefangenen bestand, alle Kohle aus unserem Streb herausgehauen, ohne ihn für die nachfolgende Schicht abzusichern. Somit kamen die Rumänen der Norm nahe, wir als nachfolgende Schicht wären aber mit der Verstrebung einige Stunden beschäftigt gewesen. Als ich, der als Brigadier verantwortlich war, die Rumänen darauf aufmerksam machte, ergab ein Wort das andere, und plötzlich gingen sie mit ihren Pickeln und Schaufeln auf mich los. Ich flüchtete ins Stollen, und wiederum kamen mir russische Mitgefangene, die mich kannten, zur Hilfe und vertrieben die Rumänen. Aber nun mussten wir

auch unter Tage immer auf der Hut sein.

Im Bergwerk wurden wir unter Tage auch zu verschiedenen Arbeiten als Hauer bei russischen Bohrmännern eingeteilt. Diese waren ehemalige Kriegsgefangene und nach ihrer Rückkehr in ihre Heimat unter Stalin erneut in verschiedene Gefangenenlager verfrachtet worden. Nun war einer unter diesen russischen Gefangenen, Baranjuk, der für seine Brutalität gegenüber den Deutschen unter uns Gefangenen gefürchtet war. Keiner wollte als Hauer zu ihm eingeteilt werden. Eines Tages kam der Desatnik (ein Arbeiter, der ein Rang über dem Brigadier stand), ein gewisser Decker aus Pirmasens, zu mir und bat mich, da ich mich gut mit den Russen verstehe und Erfahrung hätte, zu Baranjuk zu gehen. Mir blieb nichts anderes übrig. Baranjuk empfing mich barsch und fuhr mich an: "Du jetzt bohren!" Dies war aber alleine nicht möglich und eigentlich seine Arbeit. Also sagte ich: "Du mir helfen, ich alleine kann das nicht machen und außerdem bekommen wir nur eine dünne Maissuppe zu essen." Baranjuk entgegnete: "Für mich in Deutschland nur Spinat." Als ich sagte, dass in Deutschland in den Bergwerken auch die Schaufeln größer seien, entgegnete Baranjuk, dass dies auch nicht stimme. Und es entspann sich ein längerer Disput, bis er fragte, wo ich in Deutschland im Bergwerk gearbeitet hätte. Ich entgegnete: "Im Saargebiet." Daraufhin er: "Du sagen, wo im Saargebiet!" Ich sagte: "Grube Reden, Grube Kohlwald ..." Plötzlich merkte ich, wie sich Baranjuk veränderte und sagte: "Du Kamerad, ich lange auch in Kohlwald. War bessere Zeit in deutscher Gefangenschaft." Ich entgegnete ihm: "Aber du hast doch immer gesagt, Deutschland sei schlecht, und du hättest immer nur Spinat bekommen." Worauf Baranjuk zu erzählen begann, soweit er der deutschen Sprache mächtig war: "Stimmt nicht. Deutschland gut behandelt. Kamerad aus Merchweiler. Mit nach Hause genommen. Essen dort gut. Aber jetzt 5 Jahre Zwangsarbeit. Daheim 5 Kinder. Wenn sage, bei Deutschen gut, ich noch mehr Zwangsarbeit." Ab dieser Zeit war Baranjuk wie umgewandelt. Wir wurden gute Kameraden. Nur mein Desatnik wunderte sich, als er später wieder Freiwillige suchte, die zu dem "brutalen" Baranjuk sollten, dass ich mich immer freiwillig meldete.

Das Arbeiten im Bergwerk war sehr hart. Unter schlechten Bedingungen mussten wir stundenlang in den engen Stollen auf den Knien rutschen. Mit der Zeit wurde mein Knie ganz dick und entzündete sich. Ich bekam hohes Fieber und es ging mir mit jedem Tag schlechter, bis ich Ende 1947 in ein Lazarett eingeliefert wurde. Ohne Narkose wurde ich operiert. Etwa ein Jahr später wurde das andere Bein dick. Wieder hohes Fieber, wieder Operation, trotzdem wollte mich der behandelnde Arzt ohne Behandlung ins Bergwerk zurückschicken. Erst als später eine Ärztin ihn ablöste, wurde mir geholfen. Auch schrieb sie einiges in ihren Rapport. Einige Tage später erfuhr ich, dass sie meine Entlassung aus der Gefangenschaft befürwortete, und völlig überraschend wurde ich mit noch einigen Gefangenen im November 1948 nach Deutschland überstellt.

Folgendes wurde mir später nach meiner Rückkehr von meiner Mutter erzählt, was sich auch wirklich so zugetragen hatte: Es war der 27.11.1948. Damals lebte mein Neffe und Patenkind Horst in dem Haushalt meiner Eltern. Er war zu dieser Zeit 9 Jahre alt, und ich hatte ihn zuletzt viele Jahre zuvor gesehen. Zuhause gab es Koteletts und Rotkraut. Horst aß an diesem Tag sein Fleisch und Gemüse nicht. Auf die Frage, warum er nichts esse, sagte er zu meiner Mutter: "Heute kommt der Padd nach Hause, und ich will das für ihn aufheben." Meine Mutter entgegnete, dass dies nicht sein könne und es vielleicht noch einige Jahre dauern könne. Aber Horst ließ sich nicht beirren und ging dann vors Haus spielen. Gegen Abend, es wurde schon dunkel, kam ich zu Fuß die Straße von Saal hoch, als ein kleiner Junge auf mich zulief und rief: "De Padd es doo, de Padd es doo!" Und dies, obwohl er mich eigentlich aus der Entfernung und auch aus der Erinnerung nicht kennen konnte. Und genau 50 Jahre später, am 27.11.1998 ging ich zusammen mit Horst essen, und zwar Kotelett mit Rotkraut, das Essen, das er 50 Jahre zuvor für mich hatte aufheben wollen. ■

*Interview durch Heinz Zimmer, Dezember 2001
Helmut Zimmer ist im Januar 2003 verstorben..*

Unschuldige an Balkonen aufgehängt Meterhoher Leichenberg

Berichte eines Augenzeugen,
der nicht genannt werden will

Unseren Kameraden wurden die Augen ausgestochen

Im Sommer 1941 lagen wir in **Korosten in der Ukraine** (nordwestlich von Kiew), in einem Gebiet, in dem immer wieder Einzelsoldaten, zum Beispiel Meldereiter, Kradmelder oder Fernmeldeüberprüfer tot und verstümmelt aufgefunden wurden. Manchen waren die Augen ausgestochen worden. Es stellte sich schließlich heraus, dass diese Aktionen von einem Major der Roten Armee geleitet wurden, der sich zusammen mit 23 seiner Soldaten in unserem Rücken in einem Bunker verschanzt hatte. Diese Soldaten und ihr Major wurden schließlich entdeckt und gefangen genommen. Wegen ihrer Gräueltaten sollten sie erschossen werden. Aus unserer Kompanie wurde ein Erschießungskommando aus Freiwilligen zusammengestellt. Bei der Exekution, die ich von meinem Quartier aus mit ansehen konnte, sangen diese sowjetischen Soldaten noch gemeinsam die Internationale, bevor sie, von den Kugeln getroffen, tot zu Boden sanken.

Angehörige mussten sich die grausame Szene ansehen

Im November 1941 wurde der deutsche General von Braun in **Charkow in der Ukraine** in seinem Quartier von Partisanen in die Luft gesprengt. Ich sah danach, wie in der Stadt Zivilisten wahllos durch eine Wehrmachtseinheit aufgegriffen und auf Laster verladen wurden. Es handelte sich um etwa 25 bis 30 Leute. Sie wurden in eine enge Straße gefahren, wo auf beiden Seiten an Balkonen bereits Stricke befestigt waren. Diese wurden ihnen um den Hals gelegt. Auf Befehl fuhren die LKW los, und die Leute baumelten in der Luft. Die Leichen wurden mehrere Tage hängen gelassen, und die Angehörigen und die Einwohner von Charkow mussten sich diese grausame Szenerie ansehen. Danach wurden die Leichen der Ermordeten fein säuberlich in Viererreihen, immer abwechselnd längs und quer, auf einem zentralen Platz der Stadt aufgestapelt und dort noch eine zeitlang "zur Abschreckung" zur Schau gestellt. Der Stapel war so hoch, dass, wenn ich die Arme hob, sie nicht die obere Lage erreichten. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Dezember 2001

Partisanen im Osten

Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 rief Josef Stalin die Bevölkerung in den besetzten Gebieten dazu auf, einen umfassenden "Volkskrieg" im Hinterland des Feindes zu organisieren. Insgesamt kämpften zwischen 1941 und 1944 schätzungsweise rund 400.000 bis 500.000 Einwohner der Sowjetunion als Partisanen gegen die Wehrmacht und ihre ausländischen Verbündeten. Sie operierten zumeist in Gruppen von 300 bis zu 2.000 "Volksrächern" - wie sie sich selbst bezeichneten. Die Gegenmaßnahmen der Deutschen setzten 1942 massiv ein.

Für die Jahre 1943 und 1944 sprachen "Erfolgsmeldungen" deutscher Stellen von insgesamt ca. 150.000 getöteten und 91.000 gefangenen "Banditen".



Partisanengruppe im Osten

Das Wunder von Slowenien

Arbeit für Titos Garde

Walter Müller

* 1921, Niederkirchen (Gipsersch)

Zivilisten und Halbwüchsige

Im Oktober 1940 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst (RAD) eingezogen, danach kam ich im November des gleichen Jahres zur Marineartillerie nach **Emden**. Im Jahr 1943 wurden wir zur Heeresflak nach Frankreich in die **Normandie** verlegt, kurz vor der Invasion im Jahr 1944 nach **Dänemark**. Im gleichen Jahr noch landeten wir schließlich in **Griechenland**. Als der Krieg zu Ende ging, war ich 23 Jahre alt. Meine Einheit befand sich am 5. Mai 1945 im Raum **Cilli/Ljubljana in Slowenien**, als wir die Meldung über die Kapitulation der Wehrmacht erhielten. An einen geordneten Rückzug war nicht mehr zu denken, und Tausende Soldaten suchten die Flucht über die nahe österreichische Grenze. Auch wir waren zu Fuß unterwegs Richtung Klagenfurt. Am Straßenrand kampierte ein Trupp deutscher Soldaten. O welch ein Wunder! Ich war freudig überrascht, unter ihnen meinen Bruder Alfred zu erkennen, der auf der Insel Korfu in Griechenland stationiert gewesen war. Wir entschieden uns, von jetzt an zu versuchen, uns gemeinsam nach Hause durchzuschlagen. Als wir in den Karawanken den **Leibl-Pass** erreichten, wurden wir plötzlich von einem Haufen jugoslawischer Zivilisten und Halbwüchsiger angehalten, die schwer bewaffnet waren. Unsere Flucht war zu Ende. Alles, was brauchbar war, wurde uns abgenommen. Ich musste sogar meine Schuhe abgeben. Barfuß ging es nun in die andere Richtung, zurück nach **Varazin an der Drau** in jugoslawische Gefangenschaft. Untergebracht waren wir dort in festen Gebäuden, die Lagerführer waren Deutsche.

Bei Titos Truppen

Als Handwerker gesucht wurden, meldeten wir uns beide. Danach verlegte man uns nach **Belgrad** ins Donaulager, wo wir beim Brücken- und Straßenbau arbeiten mussten. Die Verpflegung war mangelhaft, meistens gab es nur eine Wassersuppe. Brot, es handelte sich immer um Weißbrot, wurde nur abends ausgeteilt. Wer es nicht sofort aufaß, sondern aufbewahren wollte, bekam es oft geklaut. Wenn ich meinen Bruder Alfred nicht dabei gehabt hätte, hätte ich diese schwere Zeit nicht überlebt. Mit seinem ausgezeichneten Organisationstalent brachte er uns manche Erleichterung. Im Jahr 1946 wurden wir der Garde des jugoslawischen Generals und Staatspräsidenten Tito zugeteilt, die uns in Zelten unterbrachte. Eingesetzt wurden wir bei Verputzarbeiten in den Kasernen der Garde. Im Jahr 1947 landete ich dann in den Kohlengruben von **Ravna-Reka**. Mein Bruder Alfred wurde Anfang 1948 in eine Versuchsanstalt für Bausteine in Belgrad verlegt, von wo er im Oktober 1948 nach Hause entlassen wurde.

Ende 1948 wurde auch ich endlich in die amerikanische Zone nach Ulm entlassen. Dort wurden wir neu eingekleidet und bekamen unsere Entlassungspapiere. Anfang 1949 ging es mit dem Zug, den wir selbst bezahlen mussten, dann ab in die Heimat. In Neunkirchen angekommen, standen wir oberhalb des Bahnhofs an der Straße nach Wiebelskirchen. Bei mir war noch ein ehemaliger Soldat namens Ritter aus Urweiler. Leute, die an uns vorbeikamen, warnten uns: "Macht, dass ihr hier von der Straße wegkommt! Wenn die Franzosen euch sehen, nehmen sie eure Papiere weg und stecken euch nach Bretzenheim ins Lager." Ein Milchauto nahm uns schließlich mit bis St. Wendel. Zu Fuß ging es dann durch die Wälder im Tiefenbachtal nach Hause. Meine fast vierjährige Gefangenschaft war endgültig zu Ende, und im Alter von 27 Jahren konnte ich ein neues Leben beginnen. ■

Interview durch Erwin Karst, November 2001

Die Atemluft gefror zu Eiszapfen

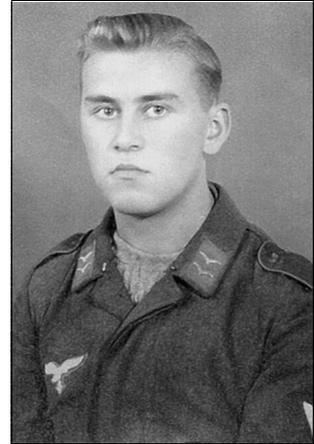
Gefangen am Ural

Eugen Harth

* 1922, Selchenbach (Naunickels)

Bei der Flak auf der Krim

Nach dem Besuch der Volksschule arbeitete ich in der Landwirtschaft meiner Eltern und führte ab 1936 die neu errichtete Milchsammelstelle des Selchenbacher Unterdorfes. Im Oktober 1941 wurde ich zum Militärdienst eingezogen. Die Ausbildung in der Luftabwehr (Flak) erfolgte in **Frankfurt-Höchst**. Hier lernte ich auch Werner Daum aus Waldfischbach kennen, mit dem ich heute, 60 Jahre später, immer noch freundschaftlichen Kontakt habe. Nach drei Monaten, im Januar 1942, wurde meine Einheit zum Kriegseinsatz nach **Konstanza**, einer rumänischen Küstenstadt am Schwarzen Meer, verlegt. Unsere Flakgeschütze waren auf Fährschiffen stationiert und sollten den deutschen Nachschub über das Meer in die Sowjetunion sichern. Nach wenigen Tagen wurden die Fährschiffe jedoch durch einen schweren Sturm zerstört, wobei viele Soldaten ums Leben kamen. Aus diesem Grund wurde der Fährschiffeinsatz aufgelöst.



Eugen Harth

Bereits Ende 1941 war es den deutschen Truppen gelungen, von der südlichen Ukraine her durch die Landenge von Perekop auf die Halbinsel Krim vorzudringen. Dorthin wurde nun auch meine Einheit beordert. Mit der Eisenbahn fuhren wir von Konstanza nach Odessa, über Perekop nach Kertsch und schließlich nach **Feodosia** im Südosten der Krim. Hier waren wir von April bis Mai 1942 eingesetzt. Anfang Juni verlegte unsere Einheit ihre Stellungen **vor Sewastopol**. Diese Seefestung befand sich zu dieser Zeit noch in sowjetischer Hand. Unsere Tätigkeit richtete sich nicht direkt gegen die Festung, sondern diente vorrangig dem Schutz des Flughafens Simpferopol. Daneben sicherten wir die riesigen deutschen Eisenbahngeschütze, die mit Granaten von bis zu 80 cm Durchmesser die Bunker von Sewastopol beschossen. Im Frühsommer 1942 nahm schließlich die deutsche 11. Armee unter von Manstein die Seefestung ein. Meine Einheit bewegte sich nun nach Norden bis nach **Nebpatoria** und **Olenowka**. Sowjetische Seetruppen versuchten, von Süden kommend, an der westlichen Krim zu landen, weshalb der Luftraum und die Küste von uns abgedeckt werden mussten. Das zog sich den ganzen Sommer über bis zum Herbst 1942 hin. Danach wurden wir abgelöst und lagen bis Herbst 1943 in der Gegend um **Jalta**. Im September 1942 hatte ich 20 Tage Urlaub erhalten und fuhr nach Hause nach Selchenbach, um dort bei der Ernte zu helfen. Von Jalta aus trat ich die Heimfahrt mit der Eisenbahn an. Zehn Tage lang fuhr ich, wobei es längere Unterbrechungen auf verschiedenen Bahnhöfen gab. Die Zahl der Urlaubstage fing aber erst an der polnisch-russischen Grenze an zu laufen. Die Fahrt ging von der Krim durch die Ukraine nach Polen und über Frankfurt/Oder nach Berlin, von dort aus nach Hause. Die Rückreise in die Nähe von Jalta erfolgte ebenfalls mit der Eisenbahn.

Im Oktober 1943 hätten mir wieder 20 Tage Urlaub zugestanden. Zu diesem Zeitpunkt hatten aber die Sowjets schon die Krim im Norden abgeriegelt, weshalb für uns Urlaubssperre bestand. Ich wurde jedoch zu einem Funktionslehrgang nach Ostpreußen abgeordnet. Wir fuhren – wieder mit der Eisenbahn – die nordwestliche Schwarzmeerküste entlang bis nach Odessa und weiter über Rumänien, Ungarn, die Tschechoslowakei bis nach **Pillau an der Ostsee**. Nach Lehrgangsende konnte ich nun von hier aus doch meinen Urlaub antreten. So war ich glücklich um die Urlaubssperre herumgekommen.

Die Eroberung von Sewastopol



Sewastopol nach der Eroberung

Seit Oktober 1941 waren große Teile der Krim von der deutschen 11. Armee und rumänischen Verbänden besetzt. In dem Befestigungslabyrinth von Sewastopol hielten sich jedoch noch über 100.000 sowjetische Soldaten verschanzt. Die Wehrmacht kostete die einmonatige Erstürmung des wichtigsten sowjetischen Flottenstützpunkts im Schwarzen Meer annähernd 6.000 gefallene oder vermisste Soldaten. Die Rumänen verloren 1.900 Mann. 97.000 Rotarmisten gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Mit der Eroberung der Halbinsel erkämpfte die 11. Armee bedeutende strategische Vorteile und die Flankensicherung für die deutsche Sommeroffensive von 1942 in Richtung Don und Kaukasus.

Nach dem Urlaub fuhr ich über Österreich, Ungarn und Rumänien zunächst nach **Konstanz**. Von hier aus wurden wir mit einem Flugzeug, einer Ju 52, auf die Krim geflogen, nach **Simpfepopol**. Dann ging es mit Fahrzeugen weiter bis nach **Jalta**, wo ich Ende November 1943 eintraf. Ich kam jedoch nicht mehr zu meiner früheren Einheit, sondern zu einer anderen, die mit 8/8-Granaten Panzerabwehr zu betreiben hatte. Meine frühere Einheit war zwischenzeitlich verlegt worden. Anfang April 1944 drangen sowjetische Truppen von Norden her in die Halbinsel Krim ein und stießen in Richtung Süden vor. Die deutsche 17. Armee vermochte dem Angriff nicht standzuhalten und bereitete ihren Abtransport über das Schwarze Meer nach Konstanz vor. Doch in diesem Moment forderte Hitler den sofortigen Abbruch der Rückzugsbewegung und befahl, dass "Sewastopol auf die Dauer zu halten" sei. Meine Einheit lag zu diesem Zeitpunkt südwestlich von Sewastopol. Am 7. Mai eröffneten sowjetische Truppen mit 200 Panzern einen Sturmangriff auf die Festung, dem wir -allerdings vergeblich - Widerstand entgegenzusetzen versuchten. Der Großteil der deutschen Kräfte setzte sich derweil mit Schiffen Richtung Konstanz ab.

Am Morgen des 12. Mai traf ich noch Albert Becker aus Konken, der derselben Einheit angehörte. Als etwas Ruhe herrschte, gingen wir gemeinsam zu einem Verpflegungsbunker, wo wir etwas essen wollten. Am Eingang stand aber ein "Goldfasan", ein höherer Offizier, mit vorgehaltener Pistole und ließ uns nicht hinein. Mittlerweile kamen immer mehr Landser, darunter ein Unteroffizier mit fünf Mann, die schon seit Tagen nichts mehr zu essen bekommen hatten. Als der "Goldfasan" immer weiter mit der Waffe herumfuchtelte, wurde er von dem Unteroffizier kurzerhand mit einer MP erschossen. Plötzlich schlugen um uns herum Granaten ein, und wir mussten uns in den Dreck legen. Dabei verlor ich Walter Becker aus den Augen, der aber, wie ich später hörte, gerade noch das letzte abgehende Schiff erreichen konnte. Meine Gruppe war dagegen weiterhin in der Verteidigung eingesetzt und verschoss gegen die heranrückende Rote Armee fast ihre gesamte Munition. Die letzte Granate, so unser Feldwebel, sollten wir jedoch aufheben für den eigenen Divisionskommandeur. Dieser war 1942/43 bei der Stalingrad-Armee eingesetzt, war dort aber kurz vor dem Fall mit einem Fieseler Storch (einem kleinen Flugzeug) abgehauen und hatte später unsere Einheit übernommen. Unsere Leute waren, weil sie von seiner Flucht wussten, nicht gut auf ihn zu sprechen. Den letzten

Schuss hatten sie ihm zgedacht, damit er nicht noch einmal flüchten sollte. Später haben wir in der Gefangenschaft aber erfahren, dass es ihm trotz allem noch einmal geglückt war. Er soll einige Tage vor der Aufgabe mit einem U-Boot von der Krim nach Rumänien geflüchtet sein. Meine Einheit lag derweil in einem wahren Granathagel; die sowjetische Infanterie kam immer näher. Wegen des starken Beschusses sprangen mehrere Kameraden und ich in einen Granatentrichter hinein und legten uns dort flach. Nach einer Viertelstunde wollte ich nachsehen, wie es draußen aussah. Ich sagte zu zwei neben mir liegenden Kameraden: "Kommt, wir gehen raus." Als keine Antwort kam, sah ich nach ihnen und musste feststellen, dass sie beide tot waren. Nun gaben wir auf. Die verbliebenen Kameraden und ich rissen uns die Kragenspiegel und die Schulterklappen mit der roten Umrandung ab, weil Artillerie und Flak dem Gegner die meisten Verluste beigebracht hatten und wir deshalb Racheakte befürchteten. Dann gingen wir mit erhobenen Händen aus der Deckung heraus. So kam ich am frühen Morgen des 12. Mai 1944 in Gefangenschaft.

100 km zu Fuß

Die Sowjets trieben uns zunächst zu großen Haufen zusammen; dann liefen wir etwa 100 Kilometer bis nach **Simferopol**. Für diesen Marsch brauchten wir vier oder fünf Tage. Wenn wir durch Ortschaften kamen, standen oft Leute am Straßenrand und schlugen mit Knüppeln auf uns ein. Ich hatte Stiefel an, die noch ziemlich neu waren. Das bemerkte ein junger Russe, der auf mich zukam, mir die Hosenbeine hochzog und die Stiefel ausziehen wollte. Ich trat jedoch mit voller Wucht nach ihm, so dass er einige Meter weit wegflog. Andere Russen liefen nun auf mich zu und wollten mich offenbar lynchen. Indem ich schnell in die Masse der Gefangenen flüchtete, konnte ich dem gerade noch entgehen. In Simferopol wurde ich zusammen mit etwa 3.000 Gefangenen in Viehwaggons verladen und mit der Eisenbahn in Richtung Osten transportiert. Einmal am Tag hielt der Zug an, wobei es etwas zu essen und zu trinken gab. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Toten aus den Waggons geworfen. Das Essen bestand meist aus einem Salzhering, der zusätzlich Durst verursachte. Zu trinken gab es jedoch nur ganz wenig. Ich hatte das Glück, dass ich im Waggon an einer Luke (mit Drahtgitter) lag. So konnte ich eine Dose nach draußen halten und etwas Regen auffangen. Einmal hat allerdings ein sowjetischer Posten mit dem Gewehr auf meine herausgestreckte Hand geschossen und genau die Dose getroffen, die in hohem Bogen wegflog. Verletzt wurde ich wie durch ein Wunder nicht. Von einem verstorbenen Kameraden habe ich mir dann eine andere Dose geholt. Endstation war **Orsk**, eine Stadt unmittelbar vor dem Ural, etwa 3.500 km von Deutschland entfernt. Nur etwa 1.500 der Gefangenen kam hier an; die anderen waren während der Fahrt verhungert, verdurstet oder an Krankheiten gestorben.

Orsk liegt am südlichen Rand des Uralgebirges, die Stadt hatte etwa 100.000 Einwohner. In ihrer Nähe gab es zwei Gefangenenlager: Orsk I und Orsk II; ich kam in das erstere. Bei unserer Ankunft wurden wir auf einem großen Platz von einer Abordnung des Komitees "Freies Deutschland" empfangen. Das waren etwa 8 bis 10 Gefangene, die sich für die Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus einsetzten. Sie hielten uns einen Vortrag und versuchten uns von ihren Ideen zu überzeugen, hatten aber wohl keinen Erfolg. Für uns sah es so aus, als paktierten sie mit dem Feind. In der Folgezeit hielten sie uns alle zwei bis drei Wochen weitere politische Vorträge. Nach diesem Empfang wurden wir auf Baracken aufgeteilt; in jeder lagen so um die 100 Mann. Als Einrichtung gab es lediglich Holzpritschen, nach Kriegsende erhielten wir Strohmattentzen. Zum Zudecken bekam jeder Gefangene eine Decke. Von Hygiene konnte keine Rede sein. Im ganzen Lager gab es für die etwa 1000 Leute eine einzige Wasserstelle zum Waschen. Manchmal konnte man gerade einmal am Tag die Hände unters Wasser halten. Duschen war nur selten möglich, vielleicht alle 14 Tage einmal. Unter diesen Umständen hatten wir natürlich oft mit Wanzen, Läusen und Flöhen zu kämpfen. Von den Wanzen

hieß es in unseren Kreisen: "Die Fallschirmjäger kommen!" War wieder einmal bei einem Kameraden Ungeziefer festgestellt worden, wurde er entlaust, also desinfiziert. Den Bart bekamen wir alle zwei Wochen geschert.

Ganz am Anfang wurden wir auf unseren Gesundheitszustand untersucht, ich von einer Ärztin. Es gab drei Gesundheitskategorien: 1. Arbeitsfähig, 2. Bedingt arbeitsfähig, 3. Dystrophie (unterernährt, nicht arbeitsfähig). Ich war arbeitsfähig, was sich auch als vorteilhaft herausstellen sollte. So kam man aus dem Lager heraus und konnte sich schon mal selbst etwas zu essen organisieren. Die beiden anderen Gruppen blieben immer im Lager, mussten die Latrinen putzen und hatten nur die Lagerverpflegung, die äußerst knapp war. Deshalb starben Gefangene dieser beiden Gruppen auch viel eher als die Arbeitsfähigen. Zu essen gab es im Lager morgens ein dünnes Süppchen mit einer Scheibe Brot, mittags einen Gries-, Reis- oder Hirsebrei. Die Rationen waren klein und füllten nicht mehr als ein mittleres Trinkglas. Ein viertel Liter, mehr wird es nicht gewesen sein. Abends erhielten wir dasselbe wie morgens, also ein Süppchen mit Brot. Noch schlimmer als wir war die einheimische sowjetische Bevölkerung dran. Sie bekam noch kleinere Rationen als die Gefangenen. Erst mit dem Ende des Krieges erhielten auch diese armen Leute etwas mehr zu essen. Bei uns war es ebenso, die Rationen wurden nach Mai 1945 etwas größer.

Harte Arbeit unter extremen Bedingungen

Die arbeitsfähigen Gefangenen wurden aufgeteilt auf eine Munitionsfabrik, einen Steinbruch, ein Sägewerk, eine Großschlächtereier, eine Kolchese und zur Waldarbeit. Im Allgemeinen arbeiteten wir von Montag bis Samstag, manchmal aber auch am Sonntag. Ich wurde zunächst der **Munitionsfabrik** zugeteilt, wo Munition verpackt, gestapelt und verladen wurde. Einmal habe ich mir dabei den Mittelfinger der linken Hand gequetscht, worauf ich in den **Steinbruch** kam. Danach war ich beim **Holz machen im Wald**. Dort arbeiteten wir in drei Schichten, Früh-, Spät- und Nachtschicht. Das war im Winter 1944/45. Morgens waren es manchmal 27 bis 28 Grad Kälte, nachts ging die Temperatur bis zu 40 Grad minus herunter. Beim Heimgehen nach der Nachtschicht war es am kältesten, manchmal mehr als 50 Grad unter Null. Vielen Gefangenen erfroren die Nase oder die Ohren. Manchmal sah man nicht mehr aus den Augen, weil die Atemluft Eiszapfen an den Augenbrauen verursachte. An Kleidern trugen wir normalerweise Hosen und leinene Unterhosen, ein leinenes Hemd, aber kein Unterhemd. Darüber eine dünnere Arbeitsjacke, im Winter eine Steppjacke und auch eine Stepphose. Eigentlich sollte jeder Gefangene eine Pelzkappe erhalten, aber es waren nicht genügend da. Ich hatte Gott dank eine bekommen. Im Sommer trugen wir Holzschuhe, im Winter Filzstiefel ("Walinke"). Strümpfe gab es nicht, dafür hatten wir Fußlappen. Die Filzstiefel waren meist beim Anmarsch zur Arbeit noch nass vom Vortag. Mit zunehmender Kälte froren die Fußlappen dann in den Filz hinein. Einmal sind mir zwei Zehen verfroren, sie konnten aber durch eine (jüdische) Ärztin gerettet werden. In dieser Zeit war ich zwar krank geschrieben, wurde aber von einem Aufseher trotzdem zur Arbeit eingeteilt. Am Tor stand jedoch die Ärztin, die mich vorher behandelt hatte. Sie erkannte mich, und so wurde ich aus der Gruppe herausgenommen und konnte einige Zeit im Lager verbleiben. Der Aufseher, der mich eingeteilt hatte, erhielt von der Ärztin einen Rüffel.

Ende April 1945, ich war noch bei der Waldarbeit, bekam ich einmal hohes Fieber. Die Ärztin stellte eine beginnende Lungenentzündung fest, weshalb ich in ein provisorisches Lazarett nach Orsk kam. Dort lag ich etwa drei bis vier Wochen lang. Am Morgen des 8. Mai 1945 wurden wir aufgeweckt, und ein sowjetischer Offizier gab uns bekannt, dass Deutschland kapituliert habe. Da wir seit der Gefangennahme keinerlei Nachrichten mehr erhalten hatten – außer einigen Mitteilungen im politischen Unterricht –, waren wir doch überrascht. Am nächsten Tag brauchten die Gefangenen wegen des Kriegsendes nicht zu arbeiten.

Nach dem Lazarettaufenthalt kam ich zunächst wieder zur Waldarbeit zurück. Im Sommer wurde im Lager nach den Berufen der Gefangenen gefragt. Als Landwirt kam ich auf eine **Kolchosa**. Das war meine beste Zeit während der Gefangenschaft. Die Kolchosa war etwa 8 bis 10 km vom Lager entfernt, weshalb wir den ganzen Sommer über draußen bleiben konnten. Es gab zwar auch hier Wachposten, aber die waren oft betrunken und zählten nur manchmal die Anwesenheit durch. Zunächst setzten wir Kartoffeln unter Einsatz von Maschinen. Danach hatten wir die Reihen von Unkraut zu säubern. Die Tagesnorm betrug drei Reihen mit einer Länge von je etwa einem Kilometer. Normal hätte man das gar nicht schaffen können. Deshalb habe ich einfach alles abgehauen, was mir unter die Hacke kam, Unkraut wie Kartoffelkraut. Nur am Ende der Reihe wurde kontrolliert, weshalb ich dort auch sorgfältig arbeitete. Weil ich so schnell war, sagte einer der Kontrolleure zu mir: "Gut Mann." Wer die Norm nicht erfüllte, bekam keinen zusätzlichen Tabak und keinen Zucker. Da ich damals Raucher war, wollte ich natürlich auf den Tabak nicht verzichten. Es handelte sich um sogenannte Mahorca, das waren klein geschnittene Stängel von Tabakblättern. Wir haben ihn in Zeitungspapier gerollt, mit Spucke zugeklebt und geraucht. Angezündet haben wir die "Zigaretten", indem wir Kieselsteine auf Stahl schlugen und Watte oder Baumwollfäden (aus der Jacke) an den Funken entzündeten. Offiziere kauften von den Russen manchmal "Papirossi", das waren richtige Zigaretten. Pro Woche haben wir etwa eine Handvoll Tabak bekommen. Nichtraucher haben ihre Ration natürlich getauscht, meist gegen Brot. Wer mehr als das Soll gearbeitet hatte, erhielt eine etwas größere Ration Tabak und zusätzlich einen kleinen Löffel Zucker. Letzteren haben wir auf eine Brotscheibe gestreut und gegessen.

Im Herbst 1945 waren die Kartoffeln auszumachen, was mit einem Spaten geschah. Kontrolleure überprüften dabei, ob wir auch alle Knollen aus dem Boden heraus gegraben hatten. Einmal hat ein Kamerad in eine Reihe "geschissen", und als einer der Kontrolleure mit den Händen nachbuddelte, fing er plötzlich fürchterlich zu schimpfen an. Die Kartoffeln wurden in großen Mieten neben dem Acker abgelagert und zunächst abgedeckt. Später wurden sie mit Ochsenkarren zur Bahn gebracht und abtransportiert. Einmal fuhr ich mit einem Ochsenwagen, wobei eines der Zugtiere sich niederlegte und einfach nicht mehr aufstehen wollte. Daraufhin zündete ich einen Zeitungstreifen an und hielt das Feuer dem Ochsen unter den Schwanz. Er hat nun den ganzen Tag über brav den Wagen gezogen. Die Kartoffelmieten wurden nachts immer von Posten bewacht, weil sonst viel geklaut worden wäre. Einmal nahmen ein Kamerad und ich je einen Eimer und schlichen uns an einen Kartoffelacker, ich an das eine, er an das andere Ende. Wenn der Posten sich an dem einen Ende befand, rumorte der Kamerad, so dass der Posten in seine Richtung lief. Derweil füllte ich schnell meinen Eimer und lärmte dann ebenfalls. Nun machte der Posten kehrt und eilte in meine Richtung. Jetzt raffte der Kamerad seinen Eimer voll. Dann liefen wir beide flugs weg und hatten nun für einige Tage etwas mehr zu essen.

In der Nähe der Kolchosa befand sich eine Pumpenstation zur Feldbewässerung, an der ebenfalls Gefangene arbeiteten. Da die Wachen oft betrunken waren, gingen wir öfters zu dieser Station und haben einige überzählige Kartoffeln gekocht und gegessen. Einmal hat auf der Kolchosa ein Gefangener aus Hunger einen halben Eimer organisierter Kartoffeln herunter geschlungen. Plötzlich schrie er vor Schmerz auf, übergab sich und verstarb auf der Stelle. Auf der Kolchosa habe ich auch einmal mit einem Wolf Bekanntschaft gemacht. Die Russen hatten festgestellt, dass hin und wieder junge Schafe fehlten. Gefangene, darunter auch ich, mussten deshalb bei den Tieren Wache halten. Beim Streifengang hörte ich plötzlich Lärm aus Richtung der Schafe. Ich lief an der Tür eines Gebäudes vorbei, als plötzlich aus dem geöffneten oberen Flügel der Tür ein schwarz-grauer Wolf auf mich zugesprungen kam. Ich hatte eine Futtergabel in den Händen, streckte sie dem anstürmenden Tier entgegen und spießte es regelrecht auf. Nachdem der Wolf zu Boden gefallen war, erschlug ich ihn noch sicherheits halber mit der Gabel. Als ich den Russen den toten Wolf zeigte, sagten sie wieder: "Gut Mann!" und ich erhielt

eine Sonderration Tabak. Danach habe ich keine weiteren Wölfe mehr gesehen, nur heulen hörten wir sie des öfteren.

Vor Weihnachten 1945 kam ich ins **Sägewerk**. In dieser Zeit mussten wir jeden Abend in das etwa 500 Meter entfernt liegende Lager zurückgehen. Am Gatter der Sägerei arbeiteten meist Russen, wir legten Stämme auf und stapelten das geschnittene Holz. Manchmal haben wir heimlich Abfallholz kleingeschnitten und an russische Einwohner verkauft. Ich hatte ein bestimmtes Haus, das ich öfters belieferte. Dafür gab mir die Hausfrau Pfannkuchen oder Brot, und sie sagte, dass ich auch weiterhin Holz bringen solle. Ihr Mann sei übrigens auch Soldat. Als ich wieder einmal hinkam, ging die Tür auf, und ich sah, dass der Ehemann der Frau ein sowjetischer Offizier aus unserem Lager war. Er beriet sich daraufhin kurz mit ihr, kam heraus und gab mir Tabak und Brot. Dabei sagte er: "Es ist schon gut." Auch in der Folgezeit lieferte ich Holz an dieses Haus. An Heiligabend 1945 hatte ich im Lager gerade etwas gegessen, da kamen Soldaten und teilten einige von uns zum Mitgehen ein. Ich versteckte schnell mein Brot unter der Decke, dann mussten wir zur Sanitätsbaracke mitkommen. Dort lagen verstorbene Gefangene, aufeinander gestapelt so hoch wie die Baracke. Ich schätze, es waren mehr als 20 Leichen. Wegen dem vielen Schnee hatten sie zwei oder drei Tage nicht abtransportiert werden können, deshalb lagen sie strack gefroren übereinander. Wir mussten sie nun in Planen zu einem nahegelegenen Platz tragen, wo sie mit Schnee zugedeckt wurden. Als ich später in meine Baracke zurückkam, war das Brot, das ich doch schnell noch versteckt hatte, nicht mehr da. Am ersten und zweiten Weihnachtsfeiertag musste ich dieselbe Arbeit wieder verrichten, auch diesmal waren es jeweils etwa 20 Tote. Unter ihnen waren sogar welche, die vorher seziert worden waren. Alle Leichen waren nackt. Vom deutschen Weihnachtsfest haben wir im übrigen nichts gemerkt. Allerdings brauchten wir am russischen Weihnachtsfest (6. Januar) nicht zu arbeiten.

Im Jahr 1946 war ich einer **Braunkohlengrube** zugeteilt, die im Tagebetrieb arbeitete. Das sechs Meter dicke Flöz lag zwei Meter unter der Erde. Der Abbau erfolgte mit einem Dampfbagger, der mit einer riesigen Schaufel versehen war. Ihr Inhalt umfasste etwa acht bis zehn Kubikmeter, so groß wie eine Stube. Die Ketten des Fahrzeugs waren drei Meter breit. Mit 60 oder 70 Mann bauten wir die Gleise für die Waggons, mit denen die Kohle abtransportiert wurde. Das zog sich bis in das Frühjahr 1947 hin. Dann folgte wieder Arbeit im **Steinbruch**, eine schlimme Zeit. Wir mussten bis zur Arbeitsstelle weit laufen und anschließend schwere Arbeit verrichten. Mit dicken Hämmern zertrümmerten wir ununterbrochen Hartsteine, und das alles bei 30 bis 40 Grad Hitze. Dort haben wir auch nichts Zusätzliches zu essen ergattern können und deshalb öfters unterwegs Brennesseln gerupft, die wir im Lager dann zu Mus kochten. Im Herbst 1947 kam ich zurück auf die **Kolchose**, wo es mit dem Essen wieder besser war. Während des ganzen Sommers und auch im Herbst hat es ununterbrochen geregnet. Die Frucht stand noch auf den Feldern, als es schon sehr früh einen Wintereinbruch gab. Obwohl Schnee lag, mussten wir versuchen, die Frucht abzumähen, was aber nicht sonderlich erfolgreich war. Dabei habe ich zum ersten Mal einen Mähdrescher gesehen. An jedem Ende des Ackers stand eine Dampfmaschine, die den Mähdrescher an einem Stahlseil von einem Ende zum anderen zog. Die Kartoffeln blieben in diesem Jahr wegen des Frostes im Boden stecken, im Frühjahr waren sie alle faul.

Im Jahr 1947 bekamen wir erstmals Gelegenheit, nach Hause zu schreiben. Der "Rote Halbmond", etwas Ähnliches wie bei uns das Rote Kreuz, hat das organisiert. Auf einer vorgedruckten Postkarte konnten wir die Nummer unseres Lagers eintragen. Eine persönliche Mitteilung war nicht zugelassen, nur die Unterschrift durfte darunter gesetzt werden. Meine frühere Einheit hatte meiner Familie nach dem 12. Mai 1944 geschrieben, dass ich vermisst sei. Bereits 1945 aber waren Otto Bauer aus Herchweiler und Forster aus Oberkirchen aus sowjetischer Gefangenschaft entlassen worden. Beide informierten meine Angehörigen, dass ich noch lebte und in Gefangenschaft gekommen sei. Im Jahr 1947 erhielt die Familie dann meine Karte.

Bei der Taufe von Ilse Harth (aus Bienes) wurde ich trotz Abwesenheit als Pate eingetragen. Wie ich später hörte, ging bei der Kindtaufsfeier die Karte im Kreise der Gäste reihum. Karl Ludwig sah sie sich an und meinte, diese Unterschrift könne ja jeder darunter gesetzt haben. Meine Kusine Hilda Harth aber entgegnete, dies sei mit Sicherheit Eugens, also meine Unterschrift. Sie wusste das deshalb so genau, weil ich ihr verschiedentlich von der Front geschrieben hatte. Im Sommer 1947 war ich wieder einmal, wie schon mehrmals in der Vergangenheit, zur Entlassung vorgesehen. Ich saß bereits in der Eisenbahn, als eine Ärztin hereinkam und Visite ankündigte. Mir schwante Böses, und tatsächlich erklärte sie mich nach kurzer Untersuchung für arbeitsfähig. So musste ich den Zug wieder verlassen. Im Frühjahr 1948 kam ich in eine **Großschlächterei**. Hier wurden täglich bis zu 1.500 Schafe, 800 Rinder und 500 Sauen geschlachtet, in Viertel zerlegt und abtransportiert. Weiterverarbeitung erfolgte hier nicht. Eine Kolonne arbeitete im Heizkraftwerk der Schlächterei, eine andere war beim Verladen eingesetzt. Ich war abwechselnd in beiden Gruppen tätig. Neben dem Heizkraftwerk lag eine große Schlackenhalde, die im Innern stets noch glühte. Dort hinein versteckten wir manchmal Schlackenteile, die wir beim Verladen absichtlich so aufgelegt hatten, dass sie während der Fahrt herunterfallen mussten. Wenn die Teile dann in der Halde gekocht hatten, nahmen wir sie heimlich heraus und teilten sie unter uns auf. Wenn jemand beim Mitnehmen von Fleisch erwischt wurde, bekam er einige Tage Bau, und das Fleisch war weg. Ich blieb gottlob davon verschont.

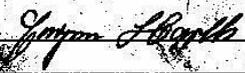
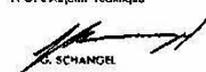
Im Herbst und Winter 1948/49 war ich verschiedenen **Baukolonnen** zugeteilt, die Siedlungshäuser errichteten. Dabei wurde unserem Lagerkommandanten gleich ein Häuschen mitgebaut, allerdings schwarz. Die Fahrer entluden ihre Waggons, ließen aber immer etwas an Material darin, was dann zur Baustelle des Kommandaten umgeleitet wurde. Ein russischer Polier ("Latschalnik") erwischte mich einmal dabei, wie ich Nägel für den Bau des Kommandanten beiseite schaffte und brachte mich ins Lager zum Kommandanten. Unterwegs bohrte ich jedoch Löcher in meine Hosentaschen, so dass die Nägel unbemerkt zu Boden fallen konnten. Als wir beim Kommandanten ankamen, berichtete ihm der Polier triumphierend von meiner Missetat. Als er aber in meine Taschen sah, war kein einziger Nagel darin. Darauf sagte der Kommandant: "Sehen Sie, meine Gefangenen stehlen nicht!"

Endlich nach Hause

Im Verlauf des Jahres 1949 hieß es im Lager immer wieder einmal, es gebe bald Entlassungen. Weil solche Parolen aber schon oft umher gegeistert waren, glaubten wir mittlerweile schon fast nicht mehr daran. Im Oktober war es dann aber tatsächlich so weit; die Kommandantur gab bekannt, dass alle Gefangenen beider Lager entlassen würden. Wir erhielten frische Kleider: eine schwarze Arbeitshose, eine leichte und eine wattierte Jacke sowie eine Pelzkappe. Die neuen Schuhe hatten Holzsohlen, das Obermaterial bestand aus Tuch. Ende Oktober wurden wir in Eisenbahnzüge verladen und fuhren Richtung Westen. Erste Station in Deutschland war **Frankfurt an der Oder**, wo wir entlaust und rasiert wurden und die Haare geschnitten bekamen. Als ich aus der Entlausungskabine kam, musste ich feststellen, dass meine Unterhose, die ich vorher hier abgelegt hatte, gestohlen worden war. Da ich keine neue bekam, musste es halt ohne weitergehen. Neben einem Essen, das uns geradezu opulent erschien, erhielten wir in Frankfurt noch 50 Ost-Mark. Da wir das Geld aber nicht in die Westzonen mitnehmen durften, kaufte ich mir aus Verlegenheit eine Brieftasche und einige Kleinigkeiten. Von Frankfurt/Oder aus fuhren wir -in amerikanischer Begleitung - weiter nach **Tuttlingen in Baden**. Kurz vor der Stadt überquerte unser Zug die Donau. Als am nächsten Tag die ehemaligen Gefangenen gezählt wurden, stellte sich heraus, dass ein Mann fehlte. Es handelte sich um den deutschen Kommandanten eines anderen Lagers. Er war dort Angehöriger des Komitees "Freies Deutschland" gewesen und hatte deshalb einen Posten gehabt. Vor der

Entlassung war er – zu seinem Schutz – in unser Lager überführt worden. Einige Gefangene hatten ihn aber erkannt und beim Überqueren der Donau aus dem Zug in den Fluss geworfen. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Tuttlingen war Sammelstelle für alle Entlassenen, die in die französische Zone wollten. Von hier aus – wie schon von Frankfurt/Oder aus – konnten wir ein kurzes Telegramm nach Hause schicken, damit die Angehörigen auf unsere Ankunft vorbereitet sein sollten. Hier erhielt ich von den Franzosen auch meinen Demobilisierungsschein. Am Morgen des 8. November 1949 fuhr ich mit dem Zug von Tuttlingen aus über Frankfurt/Main und Kaiserslautern nach Glanmünchweiler. Eine Fahrkarte besaß ich nicht, aber man sah ja wohl an meinem Äußeren, woher ich kam. In Glanmünchweiler stieg ich in einen Bus, der mich nach Kusel brachte. Am Bahnhof stieg ich aus, sah mich um und ging dann in Richtung Innenstadt. In Höhe der VKE in der Bahnhofstraße hielt plötzlich neben mir ein Auto an. Fahrer war Schmidde Hermann, und auf dem Beifahrersitz saß mein Vater. Wenige Minuten später trafen wir in Selchenbach ein. Nach acht Jahren Krieg und Gefangenschaft war ich endlich wieder daheim.

Interview durch Marianne und Hans Kirsch, Februar 2002

M 46104 R		CERTIFICAT DE DEMOBILISATION CERTIFICATE OF DISCHARGE ENTLASSUNGSSCHEIN		MODELE D. 2 CONTRAT FORDI D. 2 Kontrollblatt D. 2
RENSEIGNEMENTS PERSONNELS PERSONAL PARTICULARS Personalbeschreibungen		<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; display: inline-block;"> Tuttlingen 07.11.1949 </div>		
NOM SURNAME OF HOLDER Familienname PRENOMS CHRISTIAN NAMES Yvonne PROFESSION CIVILE CIVIL OCCUPATION Beruf HOME ADDRESS Heimatanschrift	HARTH EUGEN LANDWIRT SELCHENBACH KREIS KUSEL	DATE DE NAISSANCE DATE OF BIRTH Geburtsdatum 19-5-22 LIEU DE NAISSANCE PLACE OF BIRTH Geburtsort SELGENSBACH SITUATION DE FAMILLE CELEBRATION S'IL Y A DIVORCE & DIVORCED NOMBRE D'ENFANTS VIVANTS NUMBER OF CHILDREN WHO ARE ALIVE Zahl der lebendigen Kinder		
JE CERTIFIE PAR LA PRESENTE QUE LES RENSEIGNEMENTS CI-DESSUS SONT EXACTS.		I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.		
SIGNATURE DU FORTEUR SIGNATURE OF HOLDER Unterschrift des Inhabers				
NOTIFIE DE LA LIBERATION NOTIF OF DISCHARGE Grund der Entlassung				
VERE PAR LES AUTORITES RUSSES				
RENSEIGNEMENTS PARTICULIERS DE DISCHARGE Entlassungsangaben				
LA PERSONNE A LAQUELLE SE REFERENT LES RENSEIGNEMENTS CI-DESSUS A ETE DEMOBILISEE LE THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER WAS DISCHARGED ON		7. Nov. 1949		
DE FROM THE	HEER	GRADE RANG DIENSTGRAD	OGEFER	CERTIFIE PAR / CERTIFIED BY: Bezeichnet durch:
IMPRESSION DU POUCE DROIT RIGHT THUMBPRINT Abdruck des rechten Daumens		<div style="border: 1px solid black; border-radius: 50%; padding: 10px; display: inline-block;"> COMMANDEMENT LEGENS DE DEMobilisation et de Contrôle </div>		
		LEGENS Chef de Bataillon LOEVENBRUCK Chef du Bureau de Démobilisation et de Contrôle P. O. L'Adjoint Technique 		

Entlassungsschein von Eugen Harth

Kraftfahrer bei der Luftwaffenflak

Kriegsgefangen in Moskau

Karl Cullmann

* 1922, Hoof (Perersch)

Eigene Geschütze in die Luft gejagt

Weil 1940 bereits mein Bruder Otto zum Militär eingerückt war und ich in der elterlichen Landwirtschaft gebraucht wurde, blieb mir der Reichsarbeitsdienst (RAD) erspart. Ich wurde dann aber am 01. Oktober 1941 im Alter von 18 Jahren nach **Frankfurt-Hausen** zur schweren Flak der Luftwaffe eingezogen, wo ein Vierteljahr lang eine Ausbildung erfolgte. Da ich bereits den Zivilführerschein besaß, wurde ich als Kraftfahrer abgestellt und erhielt eine Zusatzschulung in Kraftfahrzeugmechanik und an den schweren Zugmaschinen für die 10-Tonnen-Flakgeschütze. Im Januar 1942 erreichte ich mit meiner Einheit über Paris **Rouen** an der Seine, wo wir eine weitere Ausbildung erhielten. Im März 1942 wurden wir auf den Flugplatz Le Bourget verlegt, wo wir mit 300 Mann auf Abruf bereit lagen. Dann erfolgte unsere Verladung in einen Zug, und nach einer dreiwöchigen Fahrt kamen wir in **Orel**, im Mittelabschnitt der Ostfront, 300 km südlich von Moskau, an. Auf der Frontleitstelle wurden freiwillige Kraftfahrer, Autosattler, Automechaniker und Autoelektriker gesucht. Ein Kamerad von mir meldete sich, und versuchte auch mich zu überzeugen, diesen Schritt zu tun. Das tat ich aber nicht, zum Glück. Der Kamerad wurde dem Flakregiment 102 zugeteilt und musste mit diesem nach Stalingrad ziehen. Ich kam schließlich zum Stab des Flakregiments 101, wo ich den Stabsarzt zu Truppenbesuchen fahren musste. Als Fahrer des Arztes genoss ich eine relativ unbeschwerte Zeit.



Karl Cullmann

Im September 1942 kehrte ich aus einem Heimaturlaub zurück und wurde danach der 2. Abteilung des Flakregiments 11 zugeteilt, wo hauptsächlich Soldaten aus Ostpreußen ihren Dienst versahen. Die waren ein stures Volk, und ich verstand ihren Dialekt nicht. Meinerseits musste ich Hochdeutsch sprechen, um verstanden zu werden. Anfangs war es schwer für mich mit diesem Menschenschlag, aber im Laufe der Zeit renkten sich die Dinge ein. Ein eigenes Auto bekam ich dort aber nicht, sondern musste bei der Fahrzeugreparatur helfen. Im Dezember 1942 wurden mir Pferde zur Betreuung zugewiesen, die am Heiligabend 1942 gestohlen wurden, vermutlich durch einheimische Zivilisten. Ich war froh, die Gäule los zu sein. Im Februar 1943 wurden wir nach Süden verlegt, wo wir mit unseren Flakkanonen zum Erdgeschoss eingesetzt wurden. Der Cheffahrer hatte sich die Füße erfroren, und ich wurde als einziger verfügbarer Kraftfahrer sein Nachfolger als Fahrer von Hauptmann Kossak. Unsere Geschütze wurden an wechselnden Einsatzorten aufgestellt, je nachdem wohin wir angefordert wurden. Der militärische Druck durch die Rote Armee nahm ständig zu. Ich erinnere mich, dass wir einmal nach vorne geschickt wurden, dort unsere Geschütze aufbauten und feuerten. Doch dann mussten wir uns zurückziehen, es war aber kein Benzin mehr da! Man hatte uns einfach zu wenig zugeteilt. Es blieb uns nichts anderes übrig als unsere Fahrzeuge und Kanonen mit Hilfe der stets vorbereiteten Zerstörerladungen in die Luft zu jagen. Dann folgte ein 90-km-Marsch zurück, per Fuß, im hohen Schnee. Diejenigen, die in unserer Kolonne vorne

gingen, mussten den Pfad treten. Wenn sie erschöpft waren, ließen sie sich nach hinten fallen und die nächsten übernahmen. So schafften wir es bis nach Orel. Die Sache hatte noch ein Nachspiel. Wir wurden alle von einem Kriegsgericht vernommen, was aber für uns selbst keine negativen Auswirkungen hatte, weil andere für die fehlerhafte Benzinzuteilung verantwortlich waren.

Die Operation "Zitadelle"

Im Winter 1942/43 war es zu einem Einschnitt in die deutsche Ostfront gekommen, in dessen Zentrum sich die Stadt **Kursk** befand. Die deutsche Wehrmacht zog dort 900.000 Mann, 2.700 Panzer und Sturmgeschütze, 10.000 Artilleriegeschütze sowie 1.800 Flugzeuge zusammen. Auf sowjetischer Seite standen 1.350.000 Soldaten, 4.000 Panzer und Sturmgeschütze, 20.000 Artilleriegeschütze und 1.600 Flugzeuge. Die Rote Armee eröffnete die Schlacht am Abend des 4. Juli 1943. Am 13. Juli befahl Hitler, die Operation "Zitadelle" einzustellen. Das Ergebnis der großen Panzerschlacht waren 250.000 Tote und über 3.500 zerstörte Panzer. Für die deutsche Seite war die Schlacht ein Fiasko. Kursk stellte den Punkt des Krieges dar, ab dem die Wehrmacht nicht mehr Akteur an der Ostfront war, sondern nur noch reagieren und sich zurückziehen konnte.



Weihnachten im Schützengraben

In **Minsk** wurde wir neu mit Fahrzeugen und Kanonen ausgerüstet und zurück nach **Orel** geschickt. Als wir am Pfingstsonntag 1943 am Bahnhof Gleitketten für unsere Zugmaschinen ausladen, schlug plötzlich in der Nähe ein Geschoss ein, durch das mir Splitter in die Beine eindrangen. Der Fahrer unseres LKWs war stärker verwundet als ich, so dass ich selbst das Fahrzeug noch bis zu unserer Stellung steuerte. Im Krankenhaus versorgte zunächst ein Stabsarzt meine Wunden, dann landete ich in einem Krankensaal, in dem sich 20 Mann befanden. Vermutlich vertrug ich die Tetanussspritzen nicht, und ich bemerkte nachts an meiner Haut eine starke Reizung. Ein Sanitäter war aber nicht zu finden, denn alle Sanitäter gingen wohl nächtlichen Vergnügungen nach. Am nächsten Morgen erhielt ich eine Spritze. Im Lazarett in Orel lag ich 4 Wochen lang. Zwei Tage nach meiner Entlassung musste ich einen Leutnant 142 km weit chauffieren. Dabei brachen meine Wunden in den engen Stiefeln wieder auf, die Stiefel waren voller Blut. Ein Sanitäter verband mich danach.

Im Juli 1943 gerieten wir im Mittelabschnitt in die große Panzerschlacht im **Kursker Bogen** hinein, in der insgesamt 3500 Panzer auf beiden Seiten zerstört wurden. Wir erlebten aber selbst nur die letzten 4 Tage dieser Kämpfe mit. Dann wurden wir nach Norden verlegt. Nachts schlief ich gerade in einem Heuhaufen, als ich um 3 Uhr geweckt wurde. Die Sowjets waren durchgebrochen, und es gab Einsatzalarm. Dabei sah ich, wie ein Infanterist eine verletzte weibliche Angehörige der Roten Armee, ein so genanntes "Flintenweib", erschoss. Es gelang uns, den Durchbruch zurückzuschlagen. Es ging dann zu einem Einsatz in eine Frontspitze, wobei wir vorne unsere Geschütze in Stellung brachten und unsere Fahrzeuge in einer Schlucht unterstellten. Wir hatten kaum unsere Arbeit verrichtet, als auch schon ein junger Wachsoldat "Panzer, 3 km!" schrie. Der sowjetische Angriff begann. Morgens konnten wir ihn endlich zurückschlagen, doch dann steigerte sich der Druck an unserer linken Seite, so dass ein Rückzug unumgänglich wurde. Mit Hilfe eines Knüppeldammes überquerten wir ein Sumpfbereich. Nach diesem Rückzug ging es zunächst nach **Bolchow**, wo wir erst einmal in einem

Soldatenheim ein Fass Bier leerten. Nach einigen Tagen wurden wir wieder nach **Orel** beordert. In ständigen Absetzbewegungen zogen wir uns im Sommer 1943 in nordwestlicher Richtung über **Brjansk** und **Roslavl** nach **Smolensk** zurück. Einmal sollten wir mit Hilfe eines LKWs ein Marketenderlager in **Krasnibor** räumen. Wir ergatterten dort eine Autoladung Verpflegung und auch Luxusgüter wie zum Beispiel Wein und Schnaps. Jeder in unserer Batterie bekam danach 6 Flaschen Schnaps zugeteilt.

Im September 1943 wurde ein Urlauberzug zusammengestellt, und auch ich gehörte zu den Glücklichen, die für kurze Zeit in die Heimat sollten. Ausgerüstet war ich mit den 6 Flaschen Schnaps, die ich in einer Kradtasche bei mir trug. Kurz bevor unser Zug abfuhr, erschienen jedoch Feldgendarmen und wollten mit uns ein Marschbataillon, ein so genanntes "Himmelfahrtskommando" zusammenstellen. Ich verließ daher schnell den Zug auf der dem Bahnsteig gegenüberliegenden Seite und sprang in einen dort stehenden Lazarettzug, der mich bis nach **Orscha** brachte. Dort sah ich einen Kohlenzug stehen, dessen Lokomotive schon unter Dampf stand. Der Lokführer sagte mir, er fahre nach Bobrujsk und gestattete mir, im Bremserhäuschen mitzufahren. Im Bremserhäuschen war alles durch Ruß verdreckt, und es regnete in Strömen hinein. Als ich in **Bobrujsk** ausstieg, sah ich aus wie ein Bergmann in seiner schwarzen Knappenuniform, Gesicht und Hände mit Dreck verschmiert und völlig durchnässt. Mit einem Fronturlauberzug erreichte ich über **Brest-Litowsk** und **Warschau** schließlich **Berlin**. Dort stand schon der 15-Uhr-D-Zug Berlin – Paris bereit. Allerdings benötigte ich für den eine besondere D-Zug-Erlaubnis. Ich reihte mich an dem entsprechenden Schalter in die Schlange ein, als mein Blick auf den dort ausliegenden "Völkischen Beobachter" fiel: "Smolensk planmäßig geräumt" las ich. Als der Beamte auf meinem Urlaubsschein "Smolensk – Hoof" las, gab er mir ohne Schwierigkeiten den begehrten Stempel. Zu Hause halfen mir die Mitarbeit in der Landwirtschaft und Verwandtenbesuche, das Kriegsgetümmel etwas zu vergessen.

Nach meinem Urlaub lagen wir im Herbst 1943 im Nordabschnitt im Gebiet von **Witebsk**. Es ging nun immer weiter zurück, bis nach **Lettland**, wo wir 1944 die Front noch 5 Tage halten sollten, bis Estland geräumt war. Immer weiter ging es zurück, nach **Riga** und nach **Kurland**, wo hintereinander 6 so genannte Kurland-Schlachten tobten, die aber kaum eine Änderung im Frontverlauf brachten. An Heiligabend 1944 hatten wir gerade eine Feier vorbereitet, als um 17 Uhr Stellungswechsel befohlen wurde. Die 3. Kurland-Schlacht begann. Wir mussten alles stehen und liegen lassen und uns nach Norden Richtung **Doblen** und **Tschuksen** begeben, wo wir am 1. Weihnachtstag 1944 vormittags eintrafen. Wir brachten unsere Geschütze in Stellung. In einem Bombentrichter, den wir mit Stämmen und Erde abdeckten, feierten wir Weihnachten 1944.

Wir irrten durch die Wälder

Immer noch ging es ständig rückwärts, auf die deutsche Reichsgrenze zu. Ich hatte am 2. Ostertag 1945 die Nase vom Soldatenleben so voll, dass ich mich sinnlos besoff. Meine Kameraden fanden mich im Regen liegen und brachten mich in unser Quartier. Schon seit dem 6. Mai wussten wir aus britischen Radiosendungen, die wir abhörten, dass Deutschland kurz vor der Kapitulation stand. Am 8. Mai 1945, dem Tag der Kapitulation, befanden wir uns beim Flugplatz **Stendahl** in Kurland. Abends mussten wir antreten, und unser Batteriechef hielt eine letzte Rede an uns mit dem Tenor: "Es ist mir nicht vergönnt gewesen, euch siegreich in die Heimat zurückzuführen. Jetzt wartet das bittere Los der Gefangenschaft auf euch." Später, nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft, erzählte mir Alwin Klöckner aus Niederkirchen, er sei noch morgens am 9. Mai mit einem Schiff von **Libau** aus nach Dänemark gebracht worden. Hätten wir von diesem Schiff gewusst, wäre es uns ein Leichtes gewesen, mit unseren Fahrzeugen in den Hafen zu fahren und ebenfalls zu entkommen. Doch so waren wir sowjetische Gefangene. Zunächst kümmerten sich die Rotarmisten nicht viel um uns, sondern kamen nur

ab und zu vorbei, um uns Wertgegenstände abzunehmen. Ich wollte ihnen meine Uhr nicht überlassen und warf sie deshalb vorsorglich in einen Schützengraben. Am 9. Mai 1945 brachten wir unsere Fahrzeuge auf einen Sammelplatz. Mit einem anderen Kraftfahrer, Anton Schwach aus Kreuzburg in Oberschlesien, setzte ich mich bei Einbruch der Dämmerung in den naheliegenden Wald ab. Dort begegneten uns Angehörige einer lettischen SS-Division, die ihre Uniformen schon gegen Zivilkleidung ausgetauscht hatten. Mein Kamerad und ich wollten die litauische Küste erreichen, um von dort eventuell mit einem Boot nach Schweden zu fahren. Wir baten die Letten um eine geeignete Landkarte, die hatten aber keine brauchbare dabei. So marschierten wir die Nacht hindurch und richteten uns nach den Sternen. Bis zum 15. Mai, 5 Tage lang, zogen wir am Tag und in der Nacht durch die Wälder. Es regnete ständig, und unsere langen Übermäntel waren schwer wie Blei.

Eines Abends hörten wir das Pfeifen eines Zuges. Ich wollte in diese Richtung laufen, doch Anton machte schlapp, er wollte nicht mehr. Wir fanden deutsche Munitionskisten und legten uns auf diesen unter herabhängenden Ästen schlafen. Da plötzlich hörte ich Geräusche und sah in der Dunkelheit ein halbes Dutzend Sowjetsoldaten an uns vorbeiziehen. Dabei entdeckten sie unser Versteck, weil sie wohl unsere zum Trocknen aufgehängten Strümpfe gesehen hatten. Mit Seitengewehren stachen sie durch die Äste hindurch. Wir mussten uns notgedrungen ergeben. Zuerst filzten sie uns, dann brachten sie uns in eine Feldscheune. In einem Wohnhaus verhörte uns ein Offizier mit Hilfe eines Dolmetschers. Wir hatten vorher vereinbart, im Falle einer Gefangennahme zu erzählen, unsere Offiziere hätten uns gesagt, wir sollten uns nach Hause durchschlagen. Der sowjetische Offizier war mit dieser Version zufrieden. In die Feldscheune wurden auch noch andere geschnappte Landser sowie Letten in Zivil gesteckt. Eine Gruppe deutscher Soldaten hatte ihre Waffen in der Nähe weggeworfen, gab aber an, sie hätten keine Waffen dabei gehabt. Sie wurden von den Wachen abgeführt, und kurz darauf hörten wir Schüsse krachen. Wir dachten schon, die Männer seien exekutiert worden, doch dann kamen sie zurück. Die Sowjets hatten, um ihnen Angst einzujagen, über die Köpfe hinweggeschossen, bis sie zugaben, dass sie tatsächlich Waffen dabei gehabt hatten.

Am 20. Mai 1945 wurden wir auf einen Bauernhof bei **Frauenburg** in Litauen verlegt, danach ins Lager **Ezehere**. Besonders hervor tat sich dort ein Pole, der mit goldenen Ringen an jedem Finger herumlief. Mein Kamerad und ich löffelten die uns zugeteilte dünne Suppe aus einem aufgelesenen Gasmaskenbehälter. Ich kam schließlich per Eisenbahn in ein Lager in der Nähe des Flugplatzes **Ismaelija**, östlich von **Moskau**. Dort waren 2500 Gefangene in 50-Mann-Zelten mit zweistöckigen Betten untergebracht. Zu essen gab es Wassersuppe und pro Tag 200 g Brot. Im Winter 1945/46 betrieben wir eine Fabrik, die Steine zum Wohnungsbau herstellte. Die Sowjets mauerten damit auch bei extremen Minustemperaturen, bis -26°C . Danach durchlief ich ein Dutzend andere Lager, alle in der Umgebung von Moskau. Eingesetzt war ich bei Waldarbeiten, Straßenarbeiten und beim Häuserbau. Wir bauten auch das sowjetische Landwirtschaftsministerium wieder auf. Jeden Tag wurden wir dabei durch Moskau hindurch zu unseren Arbeitsstellen gefahren. Misshandelt wurden wir nie, lediglich die ellenlangen Verhöre über eine angebliche NS-Vergangenheit waren nervenaufreibend. Eine Malariaerkrankung überstand ich 1947 nach 3 Wochen auf Grund der erfolgreichen medizinischen Behandlung. Im Frühjahr 1948 wurde ich in ein Hauptlager verlegt. Dort fungierte ein Österreicher, ein ehemaliger Spanienkämpfer, als kommunistischer Kommissar. Er hatte schwere Verletzungen an beiden Beinen, sprach nie ein Wort Deutsch, und war uns nicht besonders wohl gesonnen. Aus diesem Lager wurde ich nach Hause entlassen. Am 1. Pfingsttag 1948 erreichte ich per Zug Frankfurt an der Oder, wo wir uns die antifaschistischen Ausführungen von DDR-Propagandarednern anhören mussten. Weitere Stationen waren Erfurt, Bebra, Frankfurt am Main und Bretzenheim, wo wir um Mitternacht eintrafen. In Türkismühle kontrollierten die französischen Grenzbeamten noch einmal meine Entlassungspapiere, und dann ging es endgültig ab in die Heimat nach Hoof. ■

Verwundet im Panzerdeckungsloch

Aus der Wehrmacht entlassen

Erhard Kraushaar

* 1924, Hoof (Hannesse)

Ich arbeitete als Schlosser bei der Reichsbahn. Da diese keine Bediensteten an den Reichsarbeitsdienst (RAD) abgeben musste, wurde ich auch nicht zu dieser Organisation eingezogen. Allerdings berief mich die Wehrmacht im Jahr 1942, als ich 18 Jahre alt war, nach **Lunéville in Frankreich** ein. Es handelte sich dort um das 110. Infanterieregiment, wo ich in der 12. Kompanie eine 5-monatige Schnellausbildung an Geschützen absolvierte. Die Kompanie hatte 4 Züge, wovon die ersten beiden über 7,5-cm-Geschütze und die beiden anderen über 15-cm-Geschütze verfügten. Im Winter 1942/43 wurde ich zur 13. Kompanie des 212. Infanterieregiments (79. Infanteriedivision, 6. Armee) an die **Mius-Front** im Osten verlegt, wo wir mit 180 Mann bei **Ignatjewka** bei strengem Frost Stellung bezogen. Unsere Winterausrüstung und Winterbekleidung waren völlig unzureichend. Beim Wacheschieben mussten wir daher schon nach 20 Minuten abgelöst werden, um Erfrierungen zu verhindern. An der Mius-Front war damals kaum Bewegung zu verzeichnen. Wir saßen in Panzerdeckungslöchern oder Schützengräben und beobachteten die gegnerischen Stellungen, wo uns auch Frauenkompanien gegenüber lagen. Sehr zu schaffen machten uns die sowjetischen Scharfschützen. Um sich im Gelände bewegen zu können, war es ratsam, zuerst einen Test zu machen, bei dem der Stahlhelm mit Hilfe des Seitengewehrs hochgehalten wurde. Oft zischten dann schon gleich die Kugeln durch die Luft, trafen ihn und brachten ihn zum Tanzen. In einer solchen Situation musste man dann natürlich ganz besonders vorsichtig sein. Die Verluste durch Scharfschützenbeschuss oder bei Spähtruppaktivitäten waren allerdings gravierend. Bald waren von unseren 180 Mann nur noch 32 übrig.

Im Sommer 1943 wurden wir für 2 Wochen als Besatzungstruppen auf die **Krim** verlegt, dann ging es zum **Kuban-Brückenkopf** im Kaukasus. Das Land um uns war sehr fruchtbar, es wuchsen wilde Aprikosen in der Gegend. Die Situation war dort allerdings besonders schwierig, weil wir in einem Tal lagen, vor uns auf den Höhen die Front und hinter uns das Schwarze Meer hatten. Unsere Artillerie konnte nur blind auf vermutete Stellungen schießen. Es war Bewegung in der Front, allerdings keine vorteilhafte für uns. Es ging mal einen Tag vor, dann aber zwei Tage zurück. Schlimm in Erinnerung habe ich noch die für uns verlustreichen sowjetischen Panzerangriffe, bei denen wir in Panzerdeckungslöchern saßen. Es war schrecklich zu beobachten, wie manchmal ein Panzer sich über einem solchen Loch platzierte, die Besatzung eine Kette arretierte und dann mit der anderen unsere Kameraden, die darunter im Loch saßen, regelrecht in die Erde hinein planierte. Ende September 1943 wurde ich, während ich in einem solchen Panzerdeckungsloch saß, bei einem Angriff verwundet. Granatsplitter trafen mich am linken Oberarm und am rechten Knie.

Der Kuban-Brückenkopf

Der Rückzug der deutschen Truppen aus dem Kaukasus begann im Dezember 1942, als die deutschen Armeen aufgrund einer sowjetischen Großoffensive am Don Gefahr liefen, von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten zu werden. Im März 1943 standen die Truppen etwa wieder auf der Linie, aus der sie im Sommer ein Jahr zuvor den Vorstoß in den Kaukasus eröffnet hatten. Heftige Kämpfe tobten noch um den Kuban-Brückenkopf.

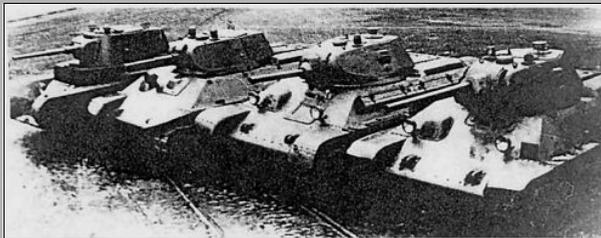
Dieses Gebiet wurde sowohl von den Deutschen als auch von den Sowjets als strategisch wichtig erachtet. Im März 1944 war der Druck der Roten Armee so stark geworden, dass die Deutschen und die verbündeten Rumänen im Rahmen der "Operation 60.000" begannen, ihre Truppen von der Krim, hauptsächlich über den Seeweg, zu evakuieren, eine Aktion, die durch Luftangriffe und Artilleriebeschuss erheblich erschwert wurde. Bei der Evakuierung kamen 11.000 Soldaten ums Leben, 10.000 blieben zurück.

Ich wurde zum 10 km entfernten Hauptverbandsplatz nach **Maikop** evakuiert. In einer JU 52 wurde ich auf die Krim in ein ehemaliges Schulhaus geflogen, von dort ins Kriegslazarett nach **Cherson am Dnjepr**, wo ich 4 Monate lang behandelt wurde. Im Spätherbst 1943 kam ich nach **Krakau** in ein Durchgangslazarett, von dort über **Erlangen** ins Reservelazarett nach **St. Wendel**. Als dieses beim Annähern der Westfront in ein Kriegslazarett umgewandelt wurde, wurde ich nach **Dinkelsbühl** verlegt. Mein Bein blieb steif, mein Kniegelenk war dauerhaft beschädigt. Deshalb wurde ich der Heeresentlassungsstelle Kaiserslautern zugeordnet, die mich am 07. März 1945, nur wenige Tage bevor die Amerikaner unsere Gegend besetzten, aus der Wehrmacht entließ. So blieb mir eine Gefangenschaft erspart. Nach einem erneuten Krankenhausaufenthalt von Mai bis Juli 1945 im Marienkrankenhaus in St. Wendel konnte ich wieder meine Arbeit bei der Bahn aufnehmen. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Dezember 2001



Deutscher Panzer



Sowjetische Panzer



Sowjetischer Panzer

Dreimal verwundet

Nahkampf bei Leningrad

Emil Schneider

* 1924, Bubach (Naudeins), wohnhaft Oberkirchen

Unser Weg war mit Gefallenen gepflastert

Meine Zeit beim Reichsarbeitsdienst (RAD) in **Dörrenbach bei Bad Bergzabern** von Juli bis Dezember 1941 verlief ohne besondere Vorkommnisse. Wir erhielten eine Ausbildung mit dem Spaten und wurden außerdem den Bauern der Umgebung als Landwirtschaftshelfer zugeteilt. Jeweils zu Dritt waren wir stets im gleichen Betrieb eingesetzt. Die Leute waren dafür sehr dankbar und behandelten uns entsprechend freundlich. Nach meiner Entlassung aus dem RAD vergingen nur 2 Tage, dann war schon der Einberufungsbefehl zum Militär da. Am 7. Dezember 1941 rückte ich in die Großdeutschland-Kaserne nach **Heidelberg** zur 132. Kampf-Infanterie-Division ein. Nach der Ausbildung dort ging es im Sommer 1942 sogleich gen Osten, in den Nordabschnitt der Front, in die Gegend des Ladogasees. Dort gelang es uns auch, Gelände zu erobern und die Rote Armee bis **Leninград** zurückzudrängen. Mehrere Monate lang waren wir in Nahkämpfe verwickelt, die sich meistens im freien Gelände abspielten. Beim ersten größeren Angriff unserer Truppen, den ich dabei mitmachte, war ich mit einem MG ausgerüstet. Bei unserem Vormarsch kamen fast alle Sowjetsoldaten, die uns gegenüber lagen, ums Leben. Unser Weg war geradezu mit Gefallenen gepflastert. Auch viele eigene Kameraden kamen um. Dann entbrannte am Heiligabend 1943 im Rahmen der sowjetischen Winteroffensive ein zäher Kampf um die schon seit 1941 belagerte Stadt. Nach 6 Tagen wurde ich durch ein Artilleriegeschoss am rechten Oberschenkel getroffen. Es war meine erste Verwundung im Krieg, noch zwei weitere sollten folgen.



Emil Schneider

Jahrhundertereignis auf dem Buberg

Nach einem Lazarettaufenthalt durfte ich noch im April 1944 einige Tage zu Hause in Bubach verbringen. Dort wurde ich Zeuge eines Jahrhundertereignisses. Ich befand mich am 24. April 1944 auf einer Spazierfahrt mit dem Rad, als am Himmel plötzlich eine amerikanische Fliegende Festung auftauchte und auf dem Buberg notlandete. Ich war einer der Ersten, die die Absturzstelle erreichten, sah noch wie sich eines der 10 Besatzungsmitglieder aus dem Staub machte und wie ein Verletzter (Seitenschütze Edward Kolber) aus der seitlichen Hauptausstiegstür herauskam und sich seinen von einem Geschoss getroffenen Arm hielt. Ich fand mit ihm zusammen die Erste-Hilfe-Ausrüstung im Bomber, verband den Arm und brachte ihn nach Bubach, wo schon 3 weitere Amerikaner festgehalten wurden. Zwei von ihnen kamen im Jahr 1996 zu einer Gedenkfeier an die Absturzstelle. Nach meiner Genesung kehrte ich wieder zu meiner Einheit in den Nordabschnitt zurück. Im Juli 1944 wurde ich zum zweiten Mal verwundet. Ein Granatsplitter traf mich im Rücken. Es war mein Glück, dass das Geschoss durch einen Metallhaken zur Befestigung des Rucksacks abgefangen wurde. Ich kam in ein Lazarett nach Gumbinnen in Ostpreußen, und von dort nach Kolberg in Pommern. Nach meiner Genesung wurde ich über Paderborn wieder zu meiner Einheit beordert, die sich inzwischen in Litauen (Kurland) befand und dort in Rückzugsgefechte verwickelt war. Bei meiner dritten Verwundung riss mir dann ein Granatsplitter westlich von **Libau** einen Teil eines Zehs ab. Zunächst landete

ich in einem Lazarett in Estland, von dort gelangte ich per Schiff nach Rügen und von da Anfang 1945 per Zug nach **Hamburg**. Ich erhielt nun das Verwundetenabzeichen in Silber.

Bei den verschiedenen Kämpfen im Nordabschnitt in den Jahren 1943 und 1944 erhielt ich verschiedene Abzeichen. Darunter war auch das Infanterie-Sturmabzeichen. Außerdem war es mir zusammen mit einem Kameraden, mit dem ich in einem Schützenloch saß, gelungen, erfolgreich sowjetische Panzer zu bekämpfen. Dabei hatten uns zwei der Panzer entdeckt, drehten um und kamen auf uns zugefahren, um uns anzugreifen. Wir mussten uns verteidigen. Jeder von uns feuerte eine Panzerfaust ab, die auch jeweils traf, und die Panzer wurden außer Gefecht gesetzt. Aus dem einen sprangen noch 2 der 4 Mann Besatzung heraus, alle anderen Panzersoldaten in diesen beiden Fahrzeugen, zusammen 6, kamen ums Leben. Für diese Abschüsse erhielt ich, ebenso wie mein Kamerad, das Panzer-Sturmabzeichen. Außerdem wurde mir das Eiserne Kreuz II. Klasse (EK II) verliehen. Bei Kriegsende im Mai 1945 übernahmen britische Besatzungstruppen das Lazarett in Hamburg, in dem ich lag, und ich wurde nach meiner Genesung in das Lager 2228 bei **Brüssel** in Belgien verlegt. Dort herrschten in den Baracken und auf dem Gelände recht gute Verhältnisse, zu arbeiten gab es nichts. Am 8. Februar 1946 wurde ich schließlich nach Hause entlassen. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Februar 2003

Die Belagerung von Leningrad (Sept. 1941 - Jan. 1944)

Mit der Einnahme von Schlüsselburg (heute: Petrokrepost) am Ladoga-See durch die Wehrmacht war Leningrad (heute: St. Petersburg) Anfang September 1941 von sämtlichen Landverbindungen abgeschnitten. Während 42 deutsche Divisionen von Süden und Osten vorrückten, stießen verbündete finnische Truppen von Norden vor. Die Erstürmung Leningrads - das ausgegebene strategische Ziel für die Heeresgruppe Nord unter Wilhelm Ritter von Leeb zu Beginn des Überfalls auf die Sowjetunion wurde jedoch von Adolf Hitler abgebrochen. Statt zäher und verlustreicher Straßenkämpfe befahl er die Belagerung der zweitgrößten sowjetischen Stadt, um die Bevölkerung auszuhungern.

Nahezu ununterbrochen war Leningrad in den folgenden Wochen dem Beschuss deutscher Artillerie und der Bombardierung der Luftwaffe ausgesetzt. Verteidigt wurde die Stadt von 30 Divisionen der Roten Armee, die unter Beteiligung von nahezu einer halben Million Einwohner stark befestigte Stellungen, Barrikaden und Panzersperren errichtet hatten. Bei der Verteidigung Leningrads setzte die Rote Armee erstmals im Zweiten Weltkrieg den gefürchteten Geschosswerfer "Stalinorgel" ein. Die 900 Tage anhaltende Belagerung wurde für die Sowjets zum Symbol ihres verbissenen Widerstandswillens.



Toter Einwohner von Leningrad

Mangelerscheinungen, Seuchen und Krankheiten bestimmten den Alltag der eingeschlossenen Leningrader. Katzen, Hunde und Ratten dienten ebenso als Nahrung wie Rinden oder essbares Sägemehl. Viele versuchten durch Überfälle und Raub von Lebensmitteln oder Kannibalismus dem qualvollen Hungertod zu entgehen, den Zehntausende monatlich starben. Die Leichen der Erfrorenen, an Hunger und Erschöpfung Gestorbenen oder an der Front Gefallenen türmten sich an den Stadträndern. Dem täglichen Überlebenskampf fielen bis Ende Januar 1944 zwischen 800.000 und eine Million Einwohner zum Opfer. Erst mit der Winteroffensive 1943/44 gelang es der Roten Armee, die Belagerung des zur "Heldenstadt" erklärten Leningrad zu beenden.

Bei der Artillerie im Osten

Ständig auf dem Rückzug

Willibald Schneider
* 1925, Hoof (Balze)

Wehrrtüchtigungslager und Reichsarbeitsdienst

Der militärische Drill begann für mich im November 1942, als ich für 4 Wochen unter Freistellung vom Schulunterricht ins Wehrrtüchtigungslager **Heihof bei Bergzabern** musste. Mit dabei waren auch andere Gleichaltrige aus dem Ostertal, zum Beispiel Walter Harth aus Osterbrücken, Werner Braun aus Osterbrücken, Karl Marian aus Hoof, Fridolin Moosmann aus Hoof, August Lensch aus Selchenbach und Karl Hinkelmann aus Selchenbach. Wir wohnten dort in Baracken des Reichsarbeitsdienstes (RAD), wurden mit Drillichanzügen ausgerüstet und erhielten zusammen mit weiteren 200 16-Jährigen aus der Pfalz eine vormilitärische Schulung. Geleitet wurde das Lagerleben von Soldaten, die sich auf Genesungsurlaub befanden. Auf dem Programm standen zum Beispiel Gelände- und Schießübungen und ein Ein-Tages-Marsch durch das Weintor bei Schweigen nach Weißenburg im Elsass. Auch mussten wir durch den Wald robben, wobei uns nach dieser Übung die Stacheln herunter gefallener Kastanien in den Knien steckten. Das Essen auf dem Heihof hatte sich auch dem Militär angepasst: es gab hauptsächlich Kartoffeln, die zu einem großen Teil schon faul waren. Ich bat deshalb meine Angehörigen zu Hause per Brief, mir etwas Ordentliches zum essen zu schicken. Am 17. Februar 1943 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst nach **Germersheim** eingezogen. Dort waren wir mit 120 Mann hinter der Stadtmauer stationiert. In der Nähe mussten sich strafgefangene Wehrmachtangehörige auf einem Sportplatz im Laufschrift einem Sonderdrill unterziehen. Außer Pfälzern gab es in Germersheim auch etwa 40 lothringische RAD-Angehörige. Auf der Fahrt ins Lager hatten einige dieser Gruppe im Zug randaliert und waren schon unterwegs kassiert worden. Es ging mit militärischen Übungen weiter, und wir erhielten eine Waffenausbildung am Karabiner, am MG, mit Handgranaten und mit der Panzerfaust. Einige hielt es nicht in Germersheim, und sie setzten sich heimlich aus dem Lager ab. Mit Fahrrädern mussten wir ausschwärmen und sie suchen, was aber erfolglos blieb. Am 10. Mai 1943 wurde ich nach 3 Monaten aus dem RAD entlassen.



*Willibald Schneider, 1943,
Reichsarbeitsdienst (RAD)*

Rückzug im Osten und Gefangennahme

Ich war noch keine Woche zu Hause, dann zog mich am 15. Mai 1943 schon die Wehrmacht ein. Über **Diedenhofen** in Lothringen erreichte ich **Verdun**, wo ich in der Fischer-Kaserne eine Artillerieausbildung absolvieren musste. Mit dabei war auch einer namens Blass aus Dennweiler-Frohnbach. Nach einem Vierteljahr sollte ich dort entlassen werden, wurde aber wegen schlechter Zähne bis Dezember 1943 zurückgestellt. Dann ging es ab in die Ukraine, nach **Dnepropetrowsk**, wo eine weitere Ausbildung an Geschützen erfolgte. Anfang April 1944 rückte die Front immer näher, und wir befanden uns schließlich in einem Kessel. Von den Kämpfen bekamen wir innen im Kessel nichts mit, sie spielten sich nur am Rande ab. Unsere Aufgabe bestand unter anderem darin, bei der armen Zivilbevölkerung Pferde und Fuhrwerke zu beschlagnahmen. Mir übertrug man 4 Ponys, mit denen ich die Küchenver-



Deutsches Artilleriegeschütz

Königrätz zurückwarf. Am 06. Mai 1945 standen wir dort auf der Rollbahn, es gab kein Vorankommen mehr. Da erschienen sowjetische Soldaten und nahmen uns unsere Wertgegenstände ab. Wir, das waren insgesamt 40.000 Mann, waren gefangen. Schließlich wurden wir in einer Wiese zusammengetrieben und mussten dann 2 Wochen lang bei geringer Verpflegung marschieren. Es gab einmal 6 Pfd. Brot für unsere 20 Mann umfassende Batterie sowie eine handvoll Sauerkraut. Zum Glück hatten wir in unseren Rucksäcken noch eigene Reserven dabei, so dass wir einigermaßen gut über die Runden kamen. Anderen ging es nicht so gut. Viele fielen vor Entkräftung um, wurden auf LKWsgeladen und weggefahren. Die 40.000 Mann erreichten schließlich **Budweis**, wo wir 6 Wochen lang im Wald lagerten. Dort bekamen wir Weizenrationen zugeteilt. Den Weizen stampften wir und kochten damit eine Suppe. Wir bauten uns auch eine primitive Hütte, die wir mit Ästen abdeckten. Dann wurden wir mit 10.000 Mann in die Stadt auf einen ehemaligen Luftwaffenstützpunkt verlegt, wo wir eine Woche lang verblieben.

Nahrhaftes Pferdefutter

Im Juli/August 1945 wurden wir in Viehwaggonen verladen. In jeden Waggon wurden 40 Mann gepfercht, die ein 100-Liter-Fass mit Wasser erhielten, das bei uns allerdings schon nach 2 Tagen leer war. Zu essen gab es während des Transports pro Tag ein Stück trockenes Brot und eine dünne Suppe. Wir hatten noch das Glück, dass unser Waggon sich in der Nähe des Küchenwaggonen, wo die Suppe zubereitet wurde, befand. Unterwegs, wenn der Zug einen Halt einlegte, mussten wir für den Küchenwagen Wasser beischleppen. Es versteht sich von selbst, dass wir diese Gelegenheit nutzten, um uns an dem kühlen Nass zu laben. Dennoch sind in unserem Waggon 4 Mann an den Strapazen gestorben. In **Jassy** in Rumänien erfolgte die Umladung in einen Zug, der in die Sowjetunion fuhr. Wir landeten schließlich mit 15.000 Mann in **Charkow** in der Ukraine in einem ehemaligen Theaterkomplex. Ich gehörte zu einem Arbeitskommando aus 15 Leuten, die in einer Elektrofabrik zum Einsatz kamen. Mittags aßen wir in der Fabrik, und es ging uns dort relativ gut. Der Grund war nicht zuletzt, dass wir einen sowjetischen Brigadier hatten, der in Deutschland bei einem Bäcker hatte Zwangsarbeit leisten müssen, und dem es dort gut gegangen war. Außerdem meldete ich mich im Lager immer für freiwillige Zusatzarbeiten, die mit der Küche zu tun hatten, also zum Beispiel zum Beischaufen von Brennholz oder zum Reinigen der Töpfe. Dabei fiel dann meistens auch etwas Essbares ab.

Im Jahr 1946 wurden wir in einen Steinbruch verlegt, wo Steine für den Straßenbau gebrochen wurden. Die Norm war, dass 4 Mann pro Tag 2 m³ abzuliefern hatten. Bald wurde ein Fahrer gesucht, der mit Pferden umgehen konnte, und ich erhielt den Posten. Das war ein Glück, denn diese Arbeit war bei weitem nicht so anstrengend wie das harte Steinebrechen. Außerdem kam ich leicht an die Hafervorräte für die Pferde heran. Aus dem Hafer konnte man eine Haferflockensuppe zubereiten. Ich verschachtete auch Hafer im Tauschhandel an Kameraden. Als ich ein Geschwür am Fuß bemerkte, wurde ich ins Lager **Slaviansk** gebracht, wo wir

pflegung transportieren musste. Dort im Kessel sah ich eines Tages, wie ein deutscher Soldat einen rohen Kohlkopf verzehrte. Damals schüttelte ich über ein so "unzivilisiertes" Verhalten noch den Kopf. Nach etwa 4 Wochen war der Kessel von außen gesprengt und die Umklammerung beseitigt. Es ging danach immer weiter zurück nach Westen, bis nach Polen, wo Ende 1944 bei **Lemberg** schwere Kämpfe tobten. Im Herbst 1944 bauten wir am Weichselbrückenkopf bei **Kielce** Bunker für die Winterstellung. Am 12. Januar 1945 begann eine sowjetische Offensive, die uns in die Tschechei bis nach

monatlich einmal medizinisch untersucht wurden. Nach einer Ruhrerkrankung nahm ich außerdem stark ab, wurde in die Verwendungskategorie 3 eingestuft und musste daher nur noch halbtags arbeiten. Nach meiner völligen Genesung ging es im Sommer 1947 ab in den Wald, wo wir Holzstämme, die beim Bunkerbau verwendet worden waren, bargen und zu Brennholz für unser Lager verarbeiteten. Wir wohnten dabei in einer Kolchose, kochten aber unser Essen selbst im Wald. In der sumpfigen Gegend bekam ich Malaria. Diese Krankheit ist von plötzlichen Fieberschüben und Schüttelfrost gekennzeichnet. Ich musste zurück ins Lager, wo ich mit Aspirintabletten behandelt wurde. Außerdem musste ich wegen eines Schleimbeutels am Knie operiert werden. Dann kam der Winter 1947. Der Dnjepr war zugefroren, und wir schnitten die am Ufer wachsenden Weiden ab. Gefangene Ungarn, die Körbe flechten konnten, verwerteten sie. Es gab übrigens im Lager auch eine Abteilung für etwa 50 kriegsgefangene Japaner, bei denen wir Suppe gegen Reis eintauschten. In unseren Baracken gab es trotz des Winters keine Heizung, beheizt war lediglich ein fester Bau, der über einen großen Backofen verfügte.



Blick auf den Dnjepr

Im November 1947 wurde ich noch einmal untersucht, und als am 16. Dezember 1947 ein Heimtransport organisiert wurde, stand ich auf der Liste der zu Entlassenden. In Polen wurden wir dem dortigen Militär übergeben, das uns filzte und uns unsere zweite Garnitur Wäsche abnahm. Eine Kontrolle durch die Polen ergab, dass noch etliche unter uns waren, die unter dem Arm ihre Blutgruppe eintätowiert hatten, was sie als ehemalige SS-Angehörige identifizierte. Sie wurden ausgesondert. An Weihnachten 1947 wurden wir in Frankfurt an der Oder in einen Personenzug gesteckt, der uns nach **Bretzenheim** bei Mainz brachte. Es war ein Samstag, als wir dort ankamen, und die französische Verwaltung wollte schon Feierabend machen und uns bis Montag warten lassen. Wir waren zusammen 16 Saarländer und protestierten vehement, so dass sie uns doch noch abfertigten. Abends erreichten wir Kaiserslautern, und ich stieg gleich in einen Zug nach Kusel um. Von Kusel aus kam ich am 03. Januar 1948 um 1 Uhr nachts in Schwarzerden an, wo ich bis zum Morgen auf den Frührschichtzug wartete. Mit ihm fuhr ich dann nach Hoof. Da meine Angehörigen nichts von meiner bevorstehenden Heimkehr wussten, war die Freude und Überraschung groß. Noch einmal brach bei mir im Jahr 1948 die Malaria aus, doch ansonsten habe ich die Gefangenschaft in der Sowjetunion einigermaßen gut überstanden. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Dezember 2001

СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА И КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА		СССР	
ПОЧТОВАЯ КАРТОЧКА ВОЕННОПЛЕННОГО		Воспитание	
Carte postale du prisonnier de guerre		Grade de part	
Кому (Destinataire)	Familie Otto Schneider		
Куда (Adresse)	Hoof 1/6 über Kusel (отряд, город, улица, № дома, корпус, село, деревня) Rheinpfalz (22b)		
Отправитель (Expéditeur)	Willi Schneider		
Фамилия и имя военнопленного	Nom du prisonnier de guerre		
	Wd. Lager № 711/2		
Почтовый адрес военнопленного	Adresse du prisonnier de guerre		
	22b		

Karte von W. Schneider an seine Familie

5. VI. 1947.
Liebe Eltern und Geschwister!
Post von Euch bekommen Winter gut überstanden. Hoffentlich gute Ernte dieses Jahr und recht baldige Heimkehr.
Es grüsst Euch
Euer Willi

Spätheimkehr aus Aserbeidschan

In zwei Monaten mit dem Zug
in den Kaukasus

Alwin Koch

* 1926, Niederkirchen (Hiwwels)
später wohnhaft Bubach (Hanarms)



Alwin Koch

Die Euphorie war schnell verfliegen

Wenn ich hier meine Erinnerungen niederschreibe, dann muss ich wohl schon bei Kriegsausbruch beginnen. Wir waren junge Buben und gingen noch zur Schule. Junge Leute sehen vieles anders als erwachsene Menschen, dazu kam die ganze Kriegspropaganda. Wir Jungen waren alle in der Hitlerjugend, und die Jugendführung verstand es prima, uns alles, was auf uns zukam, durch die "rosarote Brille" sehen zu lassen. Dazu kam auch noch, dass bereits seit dem Winter 1939/40 in den Ostertalorten Einquartierungen von Einheiten der Wehrmacht waren, in Vorbereitung auf den Feldzug in Frankreich. Wir Jungen waren monatelang unter den Soldaten. In Bubach war über Wochen eine bespannte Artillerieeinheit. Es kam öfters vor, dass sie mittags mit ihren Pferden einrückten, wenn wir von der Schule in Niederkirchen kamen. Sie nahmen uns auf ihrer Lafette von Saal bis Bubach mit; was waren wir da stolz! Auch das Essen aus der Feldküche sowie das Kommissbrot schmeckten uns

besser als unser heimisches Essen. Ich schreibe dies nur als Einleitung, um zu zeigen, wie beeinflussbar junge Menschen eben sind. Zu Beginn des Krieges gab es ja auch nur Positives zu berichten. Mit 16 Jahren wurden wir schon in ein Wehrtüchtigungslager einberufen. Ja, so nannte sich das! Alles war noch auf sportlicher Basis, aber wir mussten uns schon im Gelände bewegen können und auch mit dem Karabiner wurden wir bereits vertraut gemacht. Mit 17 ½ Jahren waren wir endlich alt genug und durften zum Reichsarbeitsdienst. Am 3. Juli 1943 wurde ich einberufen, nach **Düppenweiler**, zur 4/328. Nach 4 Wochen Ausbildung wurden wir nach **Dillingen** verlegt und bei der 2-cm Flak ausgebildet. Wir waren mit 4 Geschützen im und um das Eisenwerk verteilt. Im Januar 1944 wurden wir abgelöst und begannen die Ausbildung bei der 8,8-cm-Flak in **Frankfurt-Hoechst**. Hierfür mussten wir täglich 18 km von Bad Soden im Taunus, wo wir in einem alten Hotel untergebracht waren, nach Frankfurt-Hoechst mit dem Fahrrad zurücklegen. Nach sechswöchiger Ausbildung wurden wir schließlich nach **Nürnberg** verlegt. Hier wurde ich nicht am Geschütz, sondern am Messgerät 4-m-Basis ausgebildet. Nürnberg war eine sehr schöne Stadt, denn da gab es viele Möglichkeiten und wir hatten jede Woche Ausgang. Es kam schon hin und wieder vor, dass feindliche Flugzeuge in unseren Wirkungsbereich kamen und wir etliche Salven schießen mussten. Nach 11 Monaten Arbeitsdienst wurde ich nach Hause entlassen.

Nachdem ich etwa 14 Tage zu Hause gewesen war, wurde ich zur Wehrmacht einberufen. Ich musste nach **Heidelberg** zu einer Pioniereinheit, den Pi 104. Die Ausbildung zu qualifizierten Pionieren war sehr vielseitig. Wir verbrachten viele Stunden auf dem Wasserübungsplatz. Es war Schwerstarbeit, mit Schlauchbooten umzugehen, und wir mussten wie ein Matrose alle Knoten erlernen. Die Ausbildung mit Sprengmunition und Minen war auch sehr vielseitig, besonders bei den Minen, bei denen es viele Sorten gab. Auch mit dem Flammenwerfer umzugehen, mussten wir erlernen. Wir wurden dann mit vier Mann nach **Luckenwalde**, ein Truppenübungsplatz in Brandenburg südlich Berlin, beordert und an Flammpanzern ausgebildet. Im Herbst ging es dann an die Ostfront. Wir wurden auf dem Truppenübungsplatz

Neuhammer, östlich von Cottbus, zusammengestellt. Von dort aus ging es an die Front, die zu dieser Zeit schon im Westen von Polen war. Wir fuhren mit unseren Flammpanzern einige Einsätze; es ging täglich zurück und es war sehr viel Unruhe und Unordnung in der Truppe. Ich lernte dann doch noch ein paar Monate den Krieg kennen. Als ich die ersten Gefallenen sah, war die Euphorie, wie ich sie anfangs beschrieben habe, mit einem Mal verfliegen. Ende Januar 1945 wurden wir abgeschossen; die sowjetischen Panzer überrollten uns, und auf einmal waren wir versprengt hinter der Front. Nun galt es, das eigene Leben zu retten; keiner kannte den Nebenmann. Dann stellte sich der Hunger ein. In Schlesien, wo es viele Güter gab, war die Rote Armee, und so waren wir gezwungen, uns zu ergeben. Wir waren ein kleines Häuflein von etwa dreißig Mann. Von Hunger geplagt gingen wir den Sowjets entgegen. Es war am 10. Februar 1945, morgens um neun Uhr, auf dem **Hofgut Kaltwasser** in Schlesien.

Transport-Tortur

Die Sowjets waren keineswegs überrascht. In einer Scheune waren schon mehrere deutsche Soldaten. Als erstes wurden wir gefilzt; uns wurden Uhren und Messer abgenommen. Wir bekamen mittags aus ihrer Feldküche zu essen, sowie Brot und Zigaretten. Am nächsten Tag wurden wir in Marsch gesetzt. Täglich kamen immer mehr dazu. Nach einer Woche waren wir etwa 800 Mann. Dies war ein Problem für die Sowjets, da sie keine guten Organisatoren waren. Sie benötigten immer mehr Bewachungspersonal, auch musste immer mehr Verpflegung herbeigeschafft werden. Solange wir zu Fuß unterwegs waren, gab es kein warmes Essen. Wir übernachteten immer in Ortschaften, denn es war ja Winter. Jeder bekam für drei Tage ein Brot, Wasser durften wir unterwegs aus Brunnen trinken. Während des Marsches blieben immer wieder Leute zurück, vor allem die Älteren vom Volkssturm, die meist schon über 50 waren. Was mit denen passierte, kann ich nicht sagen. Unser erstes Lager war in **Trachenberg**, etwa 50 km nordöstlich von Breslau. In Schlesien wurde viel Lein angebaut, so waren wir in großen Flachsschuppen untergebracht. Dann stellten sich die ersten Krankheiten ein. Wir bekamen Durchfall und Fieber, einer steckte den anderen an. Es gab keine sanitären Einrichtungen und keine ärztliche Betreuung. Es wurden schon nach wenigen Tagen mit einem Leiterwagen mehrmals täglich Tote weggefahren, alles Namenlose. Nach einigen Tagen kam eine Kommission von sowjetischen Ärzten. Die gesunden Kameraden wurden nach Tschentochau in Marsch gesetzt. Dort wurden sie in die Sowjetunion verladen. Die Kranken wurden an einen anderen Ort gebracht. Ich war auf einem LKW, der nach **Oels** fuhr, eine Kreisstadt östlich Breslau. Dort war eine Krankenstation, in der meist Verwundete waren, die auch von deutschen Ärzten betreut wurden. Nach unserer Genesung kamen wir mit sechs Mann in ein sowjetisches Lazarett in Oels. Es war ein großer dreistöckiger Bau (ein ehemaliges Gymnasium), das schon von der Wehrmacht als Lazarett benutzt worden war. Wir mussten den ganzen Tag Verwundete tragen, in Breslau wurde ja noch gekämpft. Die Verwundeten kamen vom Hauptverbandsplatz und waren nur notdürftig verbunden.

Die sowjetischen Ärzte leisteten Schwerstarbeit. Wir standen in einer Ecke dabei und sahen zu, denn wir mussten die Verletzten auf ihre Zimmer bringen. Wir waren über sieben Monate in diesem Krankenhaus. Unsere Aufgabe war es, die Verwundeten ins Verbandszimmer und wöchentlich ins Bad zu bringen. Das Bad war im Keller, und wir mussten drei Stockwerke auf und ab laufen, es war ein harter Job. Wir waren in einem Haus in der Nachbarschaft untergebracht. Unsere Mahlzeiten nahmen wir im Lazarett ein; das Frühstück in einem Kellerraum, das Mittag- und Abendessen in den Sälen der ehemaligen Schule. In einem Schlafraum waren etwa dreißig Verwundete, die in Etagenbetten lagen. Bei den Offizieren waren die Zimmer besser ausgestattet. Der Küchenchef und die Verwaltung erlaubten es, dass wir das übrige Essen, es waren täglich etwa 30 Liter, vor das Tor bringen durften. Dort waren viele alte Leute, die nicht mit einem Treck nach Westen gegangen waren. Sie hatten Hunger und waren uns sehr dankbar; das Essen wäre sonst weggeschüttet worden. Es hatten sich auch schon viele Polen angesiedelt, die auf die alten Leute nicht gut zu sprechen waren. Im Sommer (Juli bis

September 1945) waren dann schon viele genesen. Auch für uns war es etwas leichter, wir waren viel auf den Offizierszimmern. Die Offiziere wollten täglich hinaus zum Bräunen auf eine Liegewiese getragen werden. Einige konnten schon laufen, die anderen waren jedoch immer noch schwer verletzt. Dann mussten wir schon bei ihnen unser Mittagessen einnehmen (Offizierskost), damit wir gleich nach dem Essen beginnen konnten. Ich könnte über diese Zeit eine Menge Episoden erzählen.

Das Lazarett wurde am 1. November 1945 aufgelöst. Die Letzten waren dann transportfähig und wurden in die Heimat gebracht. Am 31. Oktober 1945 verließen wir mit etwa 30 Mann das Lazarett. Unser Sanitätsoffizier begleitete uns. Er kannte uns alle gut, da wir ja über Monate zusammen gewesen waren. Wir bekamen noch einmal gute Kleidung, Mäntel und gute Reiseverpflegung für zwei Tage, denn wir übernachteten kurz vor Breslau. Der Offizier sagte, er hätte unsere Entlassungspapiere dabei, es solle keiner türmen. Es wäre nur eine Formsache, und wir könnten in den nächsten Tagen nach Hause fahren. Ich weiß nicht, ob er es wusste oder nicht. Anstatt nach Hause zu fahren, lieferte uns unser Begleiter am nächsten Morgen in einem Lager ab. Unsere Enttäuschung war riesengroß. Man schnitt uns gleich eine Glatze und rasierte uns die Schamhaare ab. Das Borsig-Lager war sehr groß, dort hatten vorher sowjetische Gefangene arbeiten müssen. Borsig war eine Weltfirma für Maschinenbau und Lokomotiven. Gegenüber in den Gleisanschlüssen wurde in den vielen geschlossenen Güterwagen den ganzen Tag gewerkelt. Schon fünf Tage später, am 6. November 1945, wurden wir dort mit 1300 Mann verladen. Nach vier Tagen wurden wir dann in **Kowel** umgeladen. Die Sowjetunion hat ja eine andere Spurweite als die westlichen Bahnen. Es waren große Pullmannwagen. In einem Waggon waren wir in drei Etagen mit 106 Mann untergebracht. In der Mitte stand ein Kanonofen, denn es war ja wieder Winter. Die Fahrt dauerte volle zwei Monate, sie war eine Tortur für jeden Teilnehmer. Wir mussten immer wieder um Holz betteln, und zu trinken hatten wir auch zu wenig. Wer krank wurde, dem war kaum zu helfen. An jedem Morgen, wenn die Tür zum Frühstück geöffnet wurde, klopfte der Transportoffizier mit einem Stock an die Tür und fragte: "Wieviel kaputt?". An einer Tür war ein Loch ausgesägt, etwa 20 x 20 cm, für die Notdurft. Man stelle sich vor, mit über 100 Mann im Waggon. Während der Fahrt starben etwa 380 Mann. Ich weiß es in etwa, denn neben unserem Waggon waren zwei Lazarettwagen. Wir mussten morgens immer die Toten wegbringen. Im letzten Waggon wurden sie gestapelt, ich war auch etliche Male dabei. In **Krasnodar** wurde dieser Waggon abgehängt. Die Fahrt ging dann quer durch den Kaukasus nach **Baku**, dann wieder 200 km westlich nach **Yerlakh**.

Am 7. Januar 1946, meinem 20. Geburtstag, wurden wir ausgeladen. Viele konnten nicht mehr auf den Beinen stehen und mussten liegend transportiert werden. Das Lager war etwa 15 km entfernt. Es hieß **Mingechaur** und hatte die Lagernummer 744. Es waren schon einige tausend Gefangene dort, die das Lager schon fast fertig aufgebaut hatten. Unser Transport kam erst einmal vierzehn Tage in Quarantäne. Wir wurden langsam wieder aufgepäppelt, denn ein Kranker war ja keine Arbeitskraft. In den ersten Wochen starben wieder viele von uns. Nach uns kamen noch einige Transporte, denen es gesundheitlich besser ging als uns, weil sie nicht solange unterwegs gewesen waren. Wir waren schließlich etwa 12.000 Mann, auf drei Lager verteilt. Aufgrund der Hitze – wir waren am 40. Breitengrad Höhe Süditalien – standen die Baracken in der Erde. Nur das Dach schaute heraus. Wir hatten eine ganz niedrige Luftfeuchtigkeit, dadurch war die Hitze erträglich. Im Lager selbst waren etwa 500 Mann beschäftigt: Küchenpersonal, Holzschnitzer, Ärzte, Schauspieler, Frisöre, Schneider, Schuster und Badepersonal. Täglich gingen, wenn wir von der Arbeit kamen, etwa 400 Mann durch die Badebaracke. Dies geschah unter Aufsicht, denn freiwillig hätte nur die Hälfte gebadet. Wir bekamen frische Unterwäsche, auch kaputtes Schuhwerk wurde umgetauscht. Morgens hatten wir Gelegenheit, uns zu waschen, aber da ging nicht einmal die Hälfte hin, weil ihnen der Weg zu weit war. Viele waren auch apathisch und legten keinen Wert auf Hygiene. Das hat während der Jahre auch einigen Hundert das Leben gekostet; an Hunger ist bei uns keiner gestorben. Dann war da noch die deutsche WK-Lagerpolizei. Das waren größtenteils Dreckskerle. Sie waren überall, wo sie keiner vermutete. Wir hatten für die vielen Leute nur eine Latrine,

deshalb mussten einige weit laufen. Wenn jemand unterwegs pinkelte und dabei gesehen wurde, wurde er von der WK bestraft (z. B. fünf Stunden Holz hacken für die Küche). Sie hatten Schlagstöcke und schlugen beim geringsten Anlass auf uns ein. Einige von ihnen sind keines natürlichen Todes gestorben. Einer wurde später bei der Heimfahrt halbtot geschlagen und während der Fahrt aus dem fahrenden Zug geworfen.

Großbaustelle und archäologische Grabung

Es stand ein großes Projekt an: weil sich das Gelände der Umgebung dazu anbot, sollte eine große Talsperre gebaut werden. Es musste erst eine Eisenbahnlinie von Yerlakh her fertig gestellt werden. Dazu gingen täglich 3000 bis 4000 Mann auf diese Baustelle. Der Bahndamm wurde 1 Meter hoch aufgetragen, in Holzkästen (Nasylke), etwa die Größe einer Schubkarre. Es war Schwerarbeit. Wir waren immer der Sonne ausgesetzt; es war eine Hochebene, soweit das Auge reichte, kein Baum, kein Strauch. Ein Mann jeder Brigade musste Trinkwasser abkochen, das in großen Tanks beigefahren wurde. Vegetation gab es nur an der Kura, ein Fluss vergleichbar mit der Mosel. Ein weiterer Teil von uns baute eine Arbeitersiedlung auf. Dazu mussten erst Steine hergestellt werden, die aus Lehm und gehacktem Stroh geformt wurden. Auf dieser Baustelle war ich auch einige Monate. Kilometerweit wurden Kanäle angelegt. In der Nähe war eine große Baumwollplantage, die in etwa die Größe des Ostertals hatte. Ebenso mussten Straßen gebaut werden, denn außerhalb des Lagers entstand ein großer Fuhrpark. Täglich mussten Tausende von uns zur Baustelle befördert werden.

Das Jahr 1947 war für mich das beste, denn es wurden bei den vielen Erdarbeiten archäologische Funde gemacht. Unsere Brigade hatte gerade Sonntagsdienst, der wegen der Sauberkeit notwendig war, als an einem Nachmittag ein Dozent aus dem Landesmuseum in Baku kam, und wir mussten ausrücken. Er schritt Quadrate von sechs bis sieben Schritten ab. Wir markierten sie mit Pflöcken, dann verteilte er Zigaretten und hielt ein Referat. Er konnte etwas Deutsch sprechen, aber wir hatten in der Brigade einen Grubensteiger aus Oberschlesien, der russisch sprach. So war die Verständigung kein Problem. Er berichtete uns, dass am nächsten Tag die Arbeiten beginnen würden, und dass er für uns bürgte. Wir gingen dann ohne Bewachung zur Baustelle, die sich in Sichtweite des Lagers befand. Er entpuppte sich dann doch als Antreiber, denn die Fundstücke lagen in 50 cm bis 1 m Tiefe. Als dann die ersten Scherben sichtbar wurden, mussten wir ganz vorsichtig sein. Wir saßen oder knieten stundenlang und kratzten mit kleinen Geräten und Bürsten die Funde frei. Es dauerte meist eine Woche, bis ein Quadrat ausgebeutet war. Das meiste, was wir entdeckten, war aus der Bronzezeit, auch aus der Eisenzeit wurde viel gefunden. Die Bronze war noch gut erhalten. Das Eisen wurde genau freigekratzt und in Wachs gegossen, bevor es abgehoben wurde. Wir gruben zweimal ein germanisches Sonnenrad aus, aus dem ja das Hakenkreuz nachgebildet wurde. Die Aufsicht hatten ein Professor aus Baku und zwei Dozenten aus Moskau. Die Ausbeute wurde dann in Watte verpackt und nach Baku und Moskau transportiert. Wir fanden auch Goldschmuck und ein Meter hohe Urnen, in denen Skelette waren. Die Herren hatten ein unheimliches Gespür; sie sahen schon am Grabschmuck, dass da Gold dabei sein konnte. In diesem Fall wichen sie uns nicht von der Seite. Wenn der Professor oder der Dozent die Transporte selbst begleiteten, brachten sie immer für jeden eine Dose Kaviar mit. Wir hatten auch die meisten Prozente im Lager und waren deshalb nicht beliebt.

Bohrtürme, Waldarbeiten und Gleisbau

Ende Oktober 1947 wurden die Arbeiten eingestellt. Am 4. Dezember kamen wir mit 400 Mann nach **Baku**, wo wir in einer alten Marinekaserne lagen. Wir mussten Fundamente für Bohrtürme ausheben. Es wehte ein orkanartiger Wind von Kasachstan über das Kaspische Meer, so dass wir unsere Norm nicht schafften. Die meisten waren im Januar 1948 schon arbeitsunfähig und wurden dann gegen andere aus dem Hauptlager ausgetauscht. Zu denen

gehörte auch ich; wir waren nach zwei Monaten wieder okay. Wir wurden jeden Monat kommissioniert und in Arbeitsgruppen eingeteilt. Die Arbeitsgruppe 1 musste 101 % Leistung bringen, die Arbeitsgruppe 2 71 % und die Arbeitsgruppe 3 nur 51 %, die Arbeitsgruppe 4 war nicht mehr arbeitsfähig und nur für Arbeiten im Lager verwendbar. Im April 1948 arbeitete ich in der Arbeitersiedlung, die schon langsam eine Stadt wurde. Dort traf ich die Dozentinnen, bei denen ich im Jahr zuvor gearbeitet hatte. Sie wollten wissen, warum ich so schlecht aussähe und ob ich krank sei. Nachdem ich ihnen alles erklärt hatte, sagten sie, ich solle bei jeder Gelegenheit vorbeikommen. Sie gaben mir öfters Brot und Früchte. Ich wurde dann wieder in die Arbeitsgruppe 2 eingeteilt und kam in eine Brigade, die im Wald arbeitete. Westlich von uns Richtung Tiflis war ein großes Waldgebiet, das abgeholzt werden musste, weil durch den Stausee die Kura auf 50 km angestaut wurde. Im Lager war in einem Raum ein Modell ausgestellt. Der See sollte eine Wasserfläche von 300 qkm haben. Er ist heute auf jeder Karte von Aserbaidschan zu sehen. Die Waldarbeit war sehr hart. Im Wald gab es aber immer etwas nebenbei, z. B. Pilze, Beeren, Wildhonig. Von den Beeren kochten wir uns Kompott, denn wir hatten morgens nur trockenes Brot und Tee. Bei den Waldarbeiten trugen wir Handschuhe und Moskitonetze wegen der vielen Malaria-Mücken. Wir bekamen täglich drei Adeprin-Tabletten gegen diese Krankheit, aber es starben dennoch viele an Malaria.

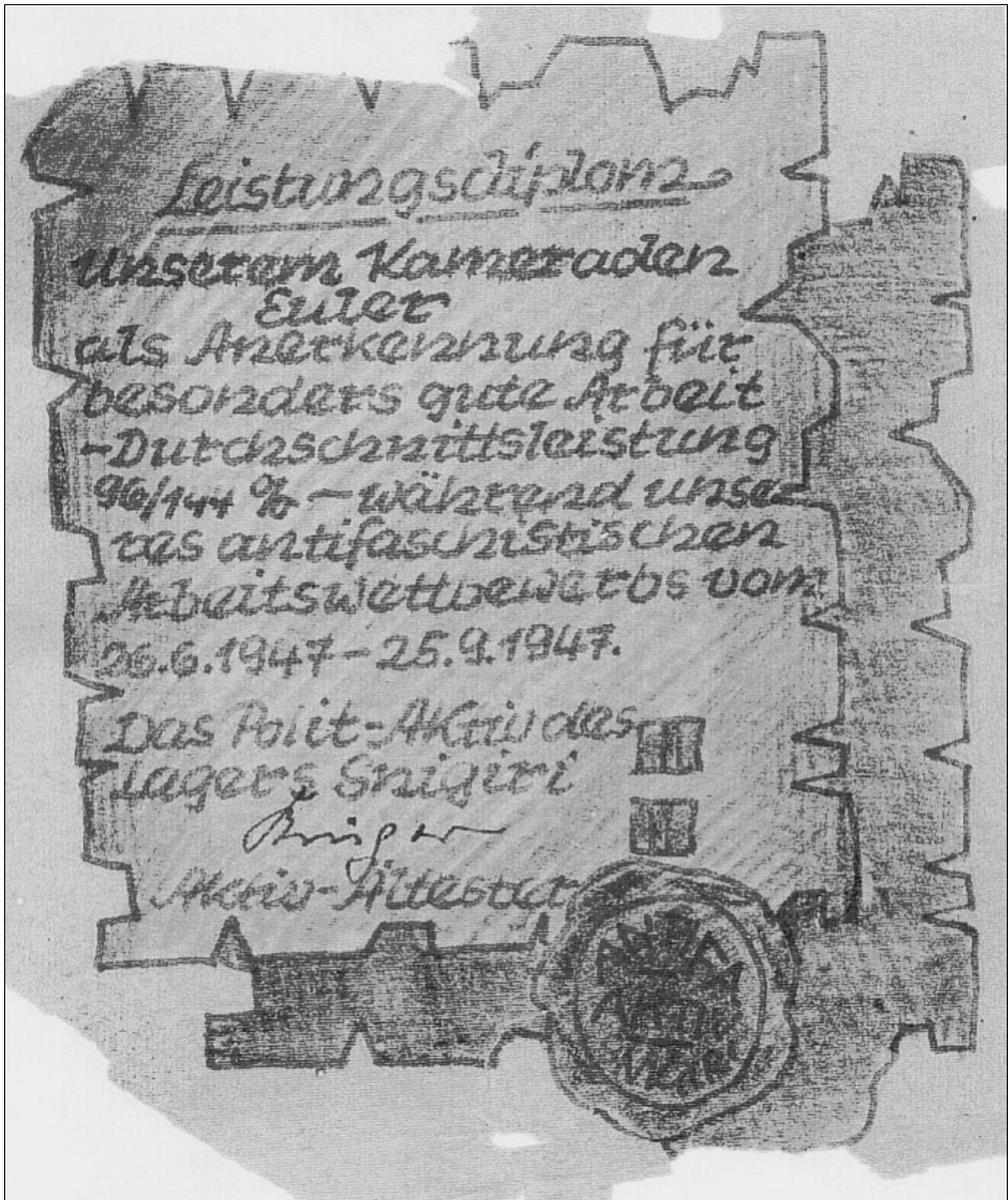
Im Herbst kam ich in eine Brigade, die auf der schon fertig gestellten Bahnlinie tätig war. Wir bekamen einen Ausweis und gingen ohne Bewachung morgens zur Arbeit; wir waren eine Rotte im Gleisbau. In dieser Zeit kamen wir viel mit der Bevölkerung zusammen, und wir lernten ihre Sitten und Bräuche kennen. Sie waren Moslems. Ich kam in einige Häuser und sah dort eine Singer-Nähmaschine. Diese Leute waren immer auf Tauschgeschäfte aus, so hatten wir auch immer etwas zum Umsetzen dabei. Dadurch dass wir einen weiten Weg zu Fuß hatten, mussten wir nicht pünktlich im Lager sein. Wir sahen den Einheimischen beim Brotbacken zu. Ihre Backöfen waren aus Lehm und zwei bis drei Meter tief wie Brunnen. Sie wurden mit Hecken erhitzt; die Maisfladen wurden an die Seite geklebt und, nachdem sie abgefallen waren, mit einem Spieß herausgeholt. Bei einer Schlachtung blieben wir immer stehen. Die Moslems essen nur Lamm, aber kein Blut und keine Innereien, die wir dann bekamen. In dieser Zeit ging ich nachts öfters für ein paar Stunden in die Küche arbeiten. Unser Küchenchef kam aus Wadern. Ich kannte ihn gut und er gab mir dann Salz, das war sehr wichtig. Ich war 7 Monate bei diesem Kommando, und es war eine schöne Zeit.

Erholungslager und Heimkehr

Anschließend war ich auf der größten Baustelle an der Kura. Man sah schon, was es werden sollte. Große Bagger hatten das Bett ausgehoben, das Wasser war schon reduziert. Es wurde einige Kilometer weiter oberhalb in die schon erwähnten Kanäle abgeleitet, der Rest floss durch drei große Röhren. Einige Hundert von uns arbeiteten als Eisenflechter und Einschaler. Zwei große Betonwerke waren Tag und Nacht in Betrieb, und es wurde in drei Schichten gearbeitet. Über dem Eisengeflecht wurden mit Bohlen richtige Rennbahnen verlegt, denn der Beton musste getragen werden. Es war eine sehr harte Arbeit, und ich wurde nach 4 Monaten wieder arbeitsunfähig. Ich kam dann Mitte April 1949 für vier Wochen in unser Erholungslager nach **Nucha**, 70 km nördlich von uns in einem schönen Kaukasus-Tal. Ich war früher schon einmal dort gewesen, aber diesmal wurde ich nicht mehr arbeitsfähig. Eine Woche nach meiner Rückkehr wurden 500 Mann aussortiert und nach **Baku** gebracht, wo ein Lager aufgelöst wurde. Als ich wegfuhr, war nur noch knapp die Hälfte von uns dort. Immer wieder gingen Transporte weg. So waren schon zwei Kameraden, einer aus Oberkirchen und einer aus Niederlinxweiler, im Frühjahr 1947 entlassen worden, die dann meine Angehörigen aufgesucht hatten. Die Heimfahrt war dann angenehm; wir waren nicht mehr so zusammengepfercht wie bei der Hinfahrt. Die Türen an den Waggons waren offen, und es gab öfters einmal einen Halt, so dass wir uns die Füße vertreten konnten. An Pfingstsonntag 1949 kamen wir in Frankfurt an der Oder an. Nach zwei Tagen ging es dann weiter nach Eisenach. Meine

Kameraden besuchten die Wartburg. Ich konnte nicht mit, weil ich etwas Fieber und Malaria (Terziana) hatte. Ich meldete mich aber nicht. Am nächsten Tag ging es weiter nach Bebra, von dort aus nach Ulm. Zwei Tage später kamen wir dann in Tuttlingen an. Das waren zu der Zeit die Entlassungsstationen, denn wir mussten von allen Besatzungsmächten den Entlassungsstempel haben. Dieser lautete auf den 14. Juni 1949. Aber wir kamen dann mit dem Zug nur bis Karlsruhe, so dass für mich der nächste Tag, der 15. Juni 1949, der Tag meiner Rückkehr war. ■

Alwin Koch, August 2002



Leistungsdiplom für Erhard Euler aus Niederkirchen,
ausgestellt im sowjetischen Kriegsgefangenenlager Snigiri im Jahr 1947

Gefangenschaft an Wolga, Schwarzem Meer und im Kaukasus

Kurze Begegnung mit Stalin und Molotow

Willi Zimmer

* 1927, Bubach (Goodsche)



Willi Zimmer (4. v. l.) bei einer Weihnachtsfeier 1944 in Svendborg (Dänemark)

Nächtliche Scharmützel

Anfang Januar 1944 kam ich für 5 Wochen in ein Wehrrtütigungslager nach **Dörrenbach bei Bergzabern**. Das Lager war ein SS-Lager, also ausschließlich mit SS-Ausbildern. Ich war damals aus dem Ostertal der Einzige, der in dieses Lager kam. Meine anderen Kameraden kamen nach Hagenbach, ein in der Nähe liegendes Lager, das aber ein Heereslager war, mit Ausbildern vom Heer der Wehrmacht. Die Ausbildung war in beiden Lagern eine rein militärische mit

Kriegsspielen, Schussübungen, Exerzieren, Sport usw. Eine der Hauptaufgabe der Ausbilder in unserem Lager war es, uns für die Waffen-SS anzuwerben. Es gab Gespräche zwischen Ausbildern und Wehrrtütigten bis spät in die Nacht. Ich war einer der Letzten, die sich noch nicht zur Waffen-SS gemeldet hatten. Am vorletzten Abend versuchten es der Lagerkommandant persönlich und der Spieß, mich zu überreden. Ich hatte aber schon den Annahmeschein zur Kriegsmarine. Der Spieß erzählte mir, dass auch die Waffen-SS Marineeinheiten hätte. Ich zählte ihm dann alle Einheiten der Kriegsmarine auf, beschrieb die Zerstörer, Kreuzer, schweren Kreuzer, Schlachtschiffe, ihren Tonnagen, Bestückungen und Mannschaftsstände, so dass er schließlich einsah, dass es keinen Zweck hatte, weiter zu versuchen, mich umzustimmen.

Am 12. Mai 1944 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst eingezogen. Ich kam in ein RAD-Lager nach **Bachem-Brotdorf bei Merzig**. Meine Eltern wollten mich einige Tage später an Pfingsten in Bachem besuchen. Kurz vor Pfingsten wurden wir jedoch in ein Lager nach Oberschlesien verlegt. Der Ort des Lagers hieß **Kleinkunstschütz**, die Kreisstadt Seibersdorf, ca. 30 bis 40 km hinter Kattowitz und Gleiwitz. Die Bevölkerung sprach die polnische Sprache und war nicht deutschfreundlich. Das Kino im Ort durfte von uns besucht werden, jedoch nur mit einer Gruppe von mindestens 10 Mann. Bei Ankunft im Lager bekamen wir außer Spaten und Arbeitsgeräten auch Waffen. Eine zusätzliche Arbeit im Lager war die Partisanenbekämpfung. In den ersten Wochen im Lager war Waffenausbildung die Hauptaufgabe zum Schutze gegen die Partisanen. Zum Glück war ja im Wehrrtütigungslager in Dörrenbach Waffenkunde auch eine der wichtigsten Aufgaben gewesen. Außer ein paar kleineren nächtlichen Scharmützeln hatten wir aber keine Berührungen mit den Partisanen. Wir übten Spatengriffe, machten viel Sport und vormilitärische Ausbildung. Da wir die einzige RAD-Einheit in Oberschlesien waren, die den Spatengriff beherrschte, mussten wir an einem Sonntag nach Kattowitz zu einer Wehrmachtsveranstaltung, um den Spatengriff vorzuführen. Alle 8 Tage kamen wir 4 Stunden zu den Hausarbeiten des RAD. Wir rissen ein Stück Lagerstraße auf, das wir 8 Tage später wieder einebneten. Nach 3 Monaten, ca. Mitte August, wurden wir vom Arbeitsdienst entlassen. Zuvor bekam ich aber schon den Stellungsbefehl zur Wehrmacht nach Thorn im damals von der deutschen Wehrmacht besetzten Polen.

Der Untergang der "Wilhelm Gustloff"

In den Häfen der Danziger Bucht befanden sich im Jan. 1945 Zehntausende von Flüchtlingen. Als die "Wilhelm Gustloff", früher ein Urlaubsdampfer der Organisation "Kraft durch Freude", in Gotenhafen anlegte, kam es zu einem wahren Sturm auf die freien Plätze an Bord, um vor der anrückenden Roten Armee zu fliehen. Am Nachmittag des 30. Januar 1945 verließ das Schiff den relativ sicheren Hafen in Richtung Westen mit über 6000 Personen an Bord. Um 21.08 Uhr am Abend jenes Tages wurde es vor Stolpmünde auf Höhe der Stolper Bank von drei Torpedos eines sowjetischen U-Bootes getroffen.

Nach weniger als 50 Minuten war die "Wilhelm Gustloff" in den Fluten versunken und hatte mit sich über 9.000 Menschen in den Tod gerissen. Von heraneilenden Schiffen konnten insgesamt noch 1.239 Personen gerettet werden.



Die "Wilhelm Gustloff"

Bergung der Toten der "Wilhelm Gustloff"

Als ich vom RAD zurück nach Bubach kam, wurde der Stellungsbefehl nach Thorn wenige Tage vor der Einberufung widerrufen. Es kam ein neuer Befehl zur Einberufung nach Bitsch in Frankreich. Drei Tage vor diesem Einberufungsbefehl bekam ich Lungenentzündung. Ich war mehrere Wochen nicht wehrtauglich. Erst Ausgang Oktober bekam ich einen neuen Stellungsbefehl für den 15. November 1944 nach **Waren-Müritz**, Sitz der damals zweiten Admiralität der Ostsee. Ich war 5 Tage dort, wir hatten von morgens bis abends ärztliche Untersuchungen und Aufnahmeprüfungen für die einzelnen Laufbahnen der Marine. Viele mussten ihren Traum von der Kriegsmarine aufgeben. Ich glaubte damals, dass ich Glück hatte, weil ich U-Boot-tauglich war und in die Torpedomechaniker-Laufbahn für U-Boote 7b zur Ausbildung aufgenommen wurde. Zuerst ging es für 2 Monate nach **Svendborg, Dänemark**, zur allgemeinen Rekrutenausbildung. Es war der 25. November 1944. Die Ausbildung in Svendborg war hart, zumal die Ausbilder von der 31. Schiffsstammabteilung, einer Strafabteilung der Marine, stammten. Wir lagen fast mehr auf der Nase als wir auf den Füßen standen. Trotz der harten Ausbildung war es in Dänemark eine schöne Zeit. Wir hatten gutes Essen, es gab alles zu kaufen, egal ob Lebensmittel oder Gebrauchsgegenstände. Die Bevölkerung war wie in Polen nicht gerade deutschfreundlich. In den 2 Monaten in Dänemark hatten wir Rekruten keinen Ausgang. Wir feierten aber ein schönes Weihnachtsfest, wir wussten ja noch nicht, dass es für einige Kameraden das letzte für die nächsten Jahre sein sollte. Nach meiner Rekrutenausbildung in Svendborg verließ ich am 16. Januar 1945 mit 5 weiteren Kameraden Dänemark mit dem Ziel Torpedo-Schule in **Kolberg in Pommern** an der Ostsee. Vor der Abfahrt bekamen wir zum ersten Mal eine Marineuniform. Alle Kameraden verließen in diesen Tagen die Rekrutenkompanie in Svendborg, fast jeder in eine andere Richtung Deutschlands. Ich habe bis heute von keinem der damaligen Kameraden mehr etwas gehört.

Wir kamen am 19. Januar 1945 in Kolberg an. Die Schule wurde aber in diesen Tagen wegen Feindnähe geschlossen. Wir hatten noch die Aufgabe, Teile der Schule abzubauen und auf Schiffe zu verladen. Eine große Seekatastrophe passierte, als das KdF-Schiff "Wilhelm Gustloff" am 30. Januar 1945 vor der pommerschen Küste von einem sowjetischen U-Boot torpediert wurde und unterging. Das Schiff war mit über 6000 Flüchtlingen beladen, von denen nur ca. 1000 die Katastrophe überlebten. Wir mussten jeden Morgen mit leichten Seefahrzeugen die in den Hafen gespülten Toten bergen und an Land bringen.

Stalinorgeln, Panzer und Schlachtfieger

Am 20. Februar 1945 verließen wir Kolberg. Wir kamen nach **Swinemünde** in eine Flakkaserne. Wir mussten unsere Marineuniform abgeben, bekamen dafür wieder die Heeresuniform und zusätzlich 8-cm-Granatwerfer. Unsere Einheit bekam den Namen "Kampfbrigade Riedel", nach dem Namen des Kapitäns der Torpedoschule Kolberg. Nach 2 Tagen Werferausbildung marschierten wir mit vollem Gepäck, aber ohne Granatwerfer, an die 45 km entfernte **Divenow**, am Ende der Insel Wollin. Die Straße auf der Insel war eine Betonstraße, auf der stellenweise Flugzeuge landen konnten. Es war mein erster Fußmarsch in dieser Länge, entsprechend sahen wir auch bei Ankunft an der Divenow aus. Am anderen Tag bezogen wir mit unseren nachgelieferten Granatwerfern in einem parallel zur Front laufenden Schießstand unsere erste Stellung, ungefähr 500 m von der Roten Armee entfernt. Es war auch meine erste Frontberührung mit sowjetischen Soldaten. Sie hatten uns gegenüber ebenfalls Granatwerfer. Ein Glück für uns und auch für sie war es, dass man mit Granatwerfern das Ziel nicht so genau fixieren konnte.

Wir waren 3 Wochen vorne in Stellung, dann 8 Tage zurück in einem kleinen ehemaligen Urlaubsort namens **Heidebrück**. Hier hörte ich auch über Radio vom Einmarsch der Amerikaner ins Ostertal, ich glaube, es war der 19. März 1945. Meine Eltern erhielten am 1. März von mir den letzten Brief als Soldat von der Divenow. Ausgang März 1945 kamen wir wieder zurück nach Swinemünde, aber nur für einige Stunden. Wir wurden auf ein Schiff verladen, fuhren ins Große Haff, kamen dort auf eine Insel. Ich hatte dort große Angst. Zum Glück wurden wir um Mitternacht wieder vom selben Schiff abgeholt. Wir fuhren weiter durchs Große Haff bis oberhalb **Stettin**, in einem Villenviertel in Pölitz wurden wir am Morgen an Land gelassen. Wir kamen schon am selben Tag zum Einsatz gegen die Sowjets. Unsere Einheit wurde einem Infanterieregiment zugeteilt, das den Vorstoß der Roten Armee von Norden in Richtung Berlin aufhalten sollte.

Das Einsatzgebiet war die **Uckermark**, ca. 80 km nördlich von Berlin. Wir waren ca. 6 Wochen im Erdsatz gegen die Sowjets. In dieser Zeit erlebte ich den Beschuss durch T-34 Panzer, Stalinorgeln, sowie das Abschussfeuer von den Schlachtfliegern LS 1 und LS 2, Maschinenpistolen und Maschinengewehre. Ich hatte aber das Glück, diese 6 Wochen gesund und ohne Verwundung zu überstehen. Am meisten in Erinnerung blieb mir die Stalinorgel und die "Nähmaschine oder der UVD". Dies war ein Name, den die deutschen Soldaten einem sowjetischen Flugzeug gegeben hatten, das ähnlich wie der deutsche "Fieseler Storch" den Motor für einige Minuten abstellen konnte und in dieser Zeit segelte. Der "UVD" flog meistens in der Nacht entlang der Front und versuchte mit Bomben und Bordwaffen, feindliche Ziele anzugreifen. Unsere Granatwerfer hatten wir nur in den ersten 3 Wochen der Kampfhandlungen, als wir unsere Munition verschossen hatten, wurde uns keine mehr nachgeliefert. Zum Stellungskrieg waren die Werfer gut, aber zum Bewegungskrieg waren sie zu schwerfällig und ungeeignet. Wir bekamen dafür Gewehre, Maschinengewehre und Panzerfäuste. Die Granatwerfer mussten wir, wie man heute sagen würde, entsorgen.

Eines Abends, die Sowjets hatten ihr Tagespensum erreicht und sich in einem Dorf einquartiert, hörten wir sie feiern und singen. Wir waren ca. 1500 m von ihnen entfernt. Wir waren noch eine geschlossene Einheit von etwa 60 Mann. Plötzlich kamen 2 Offiziere und nahmen uns mit in eine von Zivilisten ausgehobene Stellung. Wir sollten am nächsten Morgen den Vormarsch der Sowjets aufhalten. Es war etwa 22.00 Uhr, von den deutschen Truppen war nichts mehr zu hören, auch die beiden Offiziere waren verschwunden. Da glaubte unser Feldwebel, und auch wir waren dieser Meinung, dass es jetzt auch für uns Zeit werde zum Rückzug. Wir nahmen unsere Waffen und unser Hab und Gut, gingen auf die nahe gelegene Straße und versuchten, die Entfernung zwischen uns und den Sowjets so weit wie möglich zu vergrößern. Das Einzige, was uns daran hinderte, waren die Kapriolen des sowjetischen "UVD". Immer wieder mussten wir Deckung im Straßengraben nehmen. In der Ferne sahen wir plötzlich ein Aufblitzen und dann einen großen Brandausbruch. Entweder war der "UVD" abge-

stürzt, oder er hatte eine Bombe abgeworfen. Jedenfalls hatten wir in dieser Nacht Ruhe vor ihm. Gegen Morgen sahen wir die Bescherung. Neben der Straße lag ein Bauernhof, so wie etwa der Königreicher Hof, viele müde Soldaten hatten ihn als Nachtquartier ausgesucht. Durch Zufall hatte der "UVD" eine Bombe mitten in den Hof geworfen. So einen schrecklichen Anblick hatte ich noch nicht erlebt. Tote, verbrannte Leichen, Schwer- und Leichtverletzte, überall Blut. Zwei Feldärzte sowie mehrere Sanitäter halfen den Verletzten, auch unser Sanitäter blieb für mehrere Stunden an diesem Ort, um zu helfen. Wochenlang konnte ich den Anblick der Toten und Verletzten nicht vergessen. Wir aber mussten weiter bis zum nächsten Ort. Dort wurden wir wieder für weitere Kriegshandlungen zusammengestellt.

"Feiglinge" an Bäumen aufgehängt

Durch das rücksichtslose Gebaren des Feldmarschalls Schörner, Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte und späterer Oberbefehlshaber des Heeres, waren Hinrichtungen an der Tagesordnung. Aus unserer Einheit wurden auch Leute ausgesucht, um daran teilzunehmen. Ich hatte Glück, dass ich davon verschont blieb. Überall sah man Soldaten, die von den Kommandos dieses Schörner an Bäumen aufgehängt waren. Sie trugen ein Schild um den Hals, auf dem stand "Ich bin ein Vaterlandsverräter" oder "Wegen Feigheit vor dem Feind". Trotz allem sah man, dass die deutsche Wehrmacht in Auflösung war. Wir gingen mit unserem Zug über eine Stahlbrücke. Wir waren noch keine 150 m von der Brücke entfernt, da wurde die Stahlkonstruktion, ohne Vorwarnung für uns, gesprengt.

Irgendwann und irgendwo wurde ich in diesen Wochen zum Obergrenadier befördert, meine erste und auch letzte Beförderung in der deutschen Wehrmacht. Ob ich den weißen Stern am linken Oberarm noch anbringen konnte, ist mir heute unbekannt. Am Morgen des 1. Mai 1945 kam ich in der Nähe von **Neuruppin in Brandenburg** erstmals in sowjetische Gefangenschaft. Wir mussten unsere Waffen abgeben, aber sonst kümmerte sich niemand mehr um uns. Die Sowjets feierten schon den Sieg. Am Nachmittag konnten wir mit 8 Mann abhauen. Wir waren jetzt hinter der Front. Erst wollten wir durchbrechen nach Berlin aber dann entschieden wir uns für die Amerikaner. Also ab nach Wittenberg an der Elbe. Landkarte und Kompass hatten wir noch. Wir marschierten nur bei Nacht, von Anbruch bis Ende der Dunkelheit. Wir umgingen die Orte, wo man die Sowjets schon von Weitem feiern hörte. Im Morgenrauen schlugen wir im dichten Wald unsere 2 Zelte auf und schliefen.

Nach 3 Tagen verließ uns ein Kamerad, er war aus Neubrandenburg, ganz in der Nähe. Leider nahm er unseren Kompass mit. Die Himmelsrichtung markierte uns jetzt die Sonne, bei Regenwetter das Moos an den Bäumen. Das hatten wir in der Rekrutenzeit als Soldaten gelernt. Trotzdem liefen wir bei Regenwetter eine ganze Nacht im Kreise. Lebensmittel suchten wir auf abgelegenen Bauernhöfen. Einmal fanden wir auf einem verlassenen Hof einen eingenähten Schinken und einen 5 Liter Eimer mit Honig. Die Lebensmittel passten zwar nicht zusammen aber sie stillten den Hunger. Einmal war der Hunger so groß, dass wir den Bauern die Saatkartoffeln ausmachten und sie abends noch vor der Dunkelheit in unserem Kochgeschirr kochten. Wir machten zu diesem Zweck in einer Mulde im Wald ein Feuer, aber immer auf dem Sprung abzuweichen. Aber all das nahm ein Ende. Als wir in **Wittenberg** ankamen, war die Brücke über die Elbe von Sowjets besetzt. Die Einheimischen sagten uns, wir sollten es stromaufwärts versuchen, dort gäbe es auch noch Fischerboote, um uns über die Elbe zu bringen. Wir versuchten den Marsch stromaufwärts in der kommenden Nacht. Hier verließ uns unser Glück, wir liefen in dieser Nacht in einem Waldstück in die sowjetische Stellung und kamen in Gefangenschaft. Es war der 12. oder 14. Mai 1945.

Mit den nackten Füßen im Wasser

Die Behandlung durch die Sowjets war gut. Nach 2 Tagen ging es, anfangs mit LKW, dann zu Fuß, in langen Märschen Richtung Osten. Endziel war das 330 km entfernte **Posen in Westpreußen**. Der Gefangenenzug, der klein angefangen hatte, vergrößerte sich von Ort zu Ort und war bei Ankunft in Posen in Fünferreihen mehr als ein Kilometer lang. Posen war ein gut organisiertes Lager, man sprach von 70.000 bis 80.000 Mann. Täglich gingen von Posen aus ein bis zwei Transporte Richtung Osten. Mitte Juli war auch ich an der Reihe. Die Fahrt ging durch Polen, Russland durch Moskau Richtung Ural. Unser Waggon war ein Viehwagen mit festem Dach, einem zwei Lagen hohen Holzgestell zum Schlafen und Liegen. In der Mitte des Waggons stand ein Blechbehälter als Klo. Der Waggon bot Aufenthalt für ca. 70 bis 80 Gefangene. Nach ca. 8 bis 10 Tagen erreichte unser Transport **Gorki an der Wolga**, ca. 390 km südöstlich hinter Moskau. Morgens um ca. 6.00 Uhr wurden wir auf freier Strecke im Gelände vor Gorki ausgeladen, wir bekamen Tee und Brot. Die Zugbegleitung übergab unseren Transport, ca. 1000 bis 1200 Mann, der neuen Lagerleitung.

Um ca. 8.00 Uhr ging es nun unter Bewachung der neuen "Freunde" im Fußmarsch in Richtung des ersten Gefangenenlagers in Russland. Es war das Lager 165 mit mehreren Nebenlagern. Der Marsch ging über Feld- und Waldwege, stellenweise über Pfade unserer neuen "Heimat" entgegen. Am Abend gab es an einem kleinen See zwei Stunden Pause mit Tee- und Brotausgabe. Am anderen Morgen erreichten wir nach einem Marsch von 52 km unser neues Lager. Der Empfang kam von einer unfreundlichen Frauenstimme. "Kriegsverlängerer" war noch das Harmloseste. Aber für uns war am wichtigsten, wir bekamen eine warme Suppe, Brei und Brot so viel wir wollten. Nach dem Essen waren wir so erschöpft, dass wir uns auf den Boden legten und den ganzen Tag schliefen. Abends gab es wieder Abendessen, und wir wurden eingeteilt in die jeweiligen Nebenlager. Der Abmarsch erfolgte aber erst am anderen Morgen. Erwähnenswert ist noch, dass die unfreundliche Frauenstimme, die uns bei der Ankunft im Lager begrüßt hatte, die einer deutschen Emigrantin gewesen war, die im Spanienkrieg 1937 über Spanien nach Moskau gekommen war und jetzt in der Kriegsgefangenenbetreuung eingesetzt wurde. Diese Frau war die Küchenchefin in diesem Lager. Dass wir in ihre Hände geraten waren, hatte schließlich unübersehbare Vorteile. Durch das jahrelange Leben in Russland hatte sie eine gewisse Macht, die uns Gefangenen jetzt bei der Verpflegung zu Gute kam.

Ich kam später wieder in dieses Lager zurück. Am nächsten Tag marschierten wir mit ca. 500 Mann in ein Nebenlager zur Arbeit. Es war ein Torflager. Der Ort hieß **Talicin**, es war schon im Ersten Weltkrieg ein Gefangenenlager gewesen. Ein Gefangener dieses Lagers schrieb in den 1920-er Jahren das Buch "Die grüne Hölle von Talicin". Trotz großer Bemühungen von mir und dem alten Buchhändler Schubert in Neunkirchen konnte ich das Buch nach dem Krieg leider nicht mehr bekommen. Das Lager Talicin war mit Abstand eines der schlechtesten Lager meiner 50 Monate langen Kriegsgefangenschaft. Es bestand aus mehreren Wohnblocks, je 8 m breit und ca. 20 m lang. Die Blocks waren hintereinander mit Zwischenabstand von 4 m aufgestellt. Der unterste Block diente als Kloanlage (Donnerbalken) mit Waschanlage. Die Wohnblocks waren in dieser Gegend, der Kälte wegen, bis zum Dach im Boden eingegraben. Das Dach war ein Satteldach mit beidseitiger geringer Neigung. Die Außenwände bestanden aus verzahnten Baumstämmen. Der Boden war aus Holzbrettern. Im Inneren der Blocks waren auf beiden Seiten längsseitig zweistufige Holzgestelle zum Schlafen aufgestellt. Die Schlafstelle verfügte über Holzbretter ohne Unterbelag. Als Schlafdecke dienten unsere Kleider, im Winter gab es zusätzlich noch eine Wolldecke. In der Mitte des 2 m breiten Durchgangs stand ein gemauerter Steinofen mit dicken Außenwänden.

Die Arbeitszeit in diesem Lager begann um 6.00 Uhr mit Wecken und Waschen. In den ersten 6 Wochen gab es im Lager keine Waschgelegenheit, waschen musste man sich im Torfgebiet. Danach war Essenempfang mit dreiviertel Liter Suppe aus ungeschälten Kartoffeln, Rote Beete, Weißkohl, Gerste, Soja usw., 300 g. Brei und 500 g Brot (Brotmenge richtete sich

nach der Arbeitsleistung). Um 7.00 Uhr war Abmarsch zur Arbeitsstelle ins Torf. Der Weg war ca. 2 km lang, er führte über einen stillgelegten Schienenstrang. Unsere Brigade umfasste ca. 40 Mann. Das Torfgebiet umfasste eine ebene Fläche von etwa 2 bis 3 Quadratkilometer. Es wurde vorher in Felder von 16 m Breite und 250 m Länge vermessen und eingeteilt. Wir Gefangenen hatten die Aufgabe, diese Felder mit Gräben zu umgeben. Unsere Gruppe von 4 Mann arbeitete an den Quergräben, die eine Tiefe von 2 Metern und eine Breite von 1 Meter hatten.

Der Boden war moosartig, voller Wasser und schwer. An den Füßen hatten wir am Anfang Gummistrümpfe und Bastschuhe. Die Hosen wurden hochgewickelt. Als die Strümpfe und Schuhe kaputt waren, gab es keinen Ersatz mehr. Im Herbst arbeiteten wir also mit nackten Füßen im Wasser. Zum Glück hatten wir eine junge Ukrainerin als Ingenieurin, die beim Verlassen unserer Kräfte viel Mitgefühl zeigte und uns weiterhin die Arbeitsnorm für Bestleistung schrieb, was für uns im Lager eine erhöhte Brotzugabe zur Folge hatte. Wir dankten es ihr durch kleine Preiselbeersträußchen, die wir ihr schenkten. Abends nach Arbeitsende musste sich die ganze Brigade am Schienenstrang zum Heimmarsch sammeln. Im Herbst mussten oft ein bis zwei Gefangene wegen Erschöpfung ins Lager getragen werden. Eine Schwarzwälder Uhr in einem Russenhaus vor dem Lager zeigte fast immer die Urzeit zwischen 20.30 und 21.15 Uhr bei unserer Heimkehr an. Im Lager gab es vor dem Schlafengehen noch eine Suppe und ein Stück Brot. Zwischen Morgen- und Abendessen gab es im Torfgebiet nur warmen Tee. Es sollte die Morgeneration Brot auf die Arbeitsstelle mitgenommen werden.

Da ich in der Brigade der Jüngste und auch von Anfang an im Torfgebiet mit dabei war, durfte ich eines Tages nachts um 1.00 Uhr noch einen Brief nach Hause schreiben. Dieser Brief kam erfreulicher Weise am 09. Januar 1946 bei meinen Eltern an. Mitte Oktober 1945 wurde durch eine sowjetische Kommission die Arbeit unserer Brigade in den Wassergräben eingestellt. Ich ging noch zwei Tage auf eine andere Baustelle zur Arbeit, dann musste auch ich wegen Erschöpfung ins Lager getragen werden. Ich war nur noch ein Knochengerüst, selbst der sowjetische Arzt machte der Arbeitsverwaltung Vorwürfe, er schrieb mich OKO, die unterste Stufe der Krankheitsbetreuung. Eine Baracke war als Notkrankenhaus eingerichtet. Mit ca. 30 Kriegsgefangenen im ähnlichen Zustand zogen wir in die Baracke ein. Wir bekamen Krankenverpflegung und ärztliche Betreuung. Im Frühjahr 1946 hatte sich mein Körper wieder so erholt, dass ich am 15. April, an meinem 19. Geburtstag, erstmals wieder zur Arbeit gehen konnte.

Ende April 1946 wurde ich mit ca. 50 anderen Gefangenen vom Torflager in ein Nebenlager direkt am Hauptlager verlegt, es war ein Ungarnlager. Ich hatte Glück, kam zu einer Brigade mit 28 Ungarn und 2 deutschen Gefangenen. Der ungarische Brigadier war unser Chef und unser Posten zugleich. Unsere Arbeit war hauptsächlich außerhalb des Lagers. Wir waren also Bindeglied zwischen Lager und Außenwelt, was zur Folge hatte, dass nebenbei hergestellte Teile (Schnitzereien aus Holz usw.) der Lagergefangenen durch uns an die Leute außerhalb des Lagers verkauft oder gegen Lebensmittel, Tabak, Salz usw. getauscht wurden. Wie bei dem heutigen Geschäftsgebaren blieb auch damals für uns etwas hängen. Die Arbeiten im Ungarnlager waren Holzstämme aus dem gestauten Fluss in ein Sägewerk zu transportieren, Holzfällerarbeiten, Holztransport mit Holzwagen über ein Schmalspurgleis vom Wald in Küche und Baracke zu fahren, Pilze zu suchen für die Lagerküche usw. Für mehrere Wochen kam ich mit 9 ungarischen Gefangenen in ein 10 km entferntes Waldstück zu einem Köhler. Wir erledigten alle Arbeiten, die in einer Köhlerei anfallen. Der Russe war ein guter Mensch, er sagte uns gleich zu Anfang, dass wir in einer bestimmten Zeit eine gewisse Anzahl von Holzkohle herstellen mussten. Die Arbeitszeit war ihm egal. Wir arbeiteten manchmal bei Tag, bei Nacht, an Sonn- und Feiertagen jeweils 10 bis 16 Stunden. Bei Schlechtwetter oder Hitze blieben wir in unseren Zelten und spielten Karten oder Schach. Ein Ungar war für das leibliche Wohl zuständig. Er kochte für uns und auch für den Köhler. Alle 10 Tage mussten der Koch und ein Gefangener mit einem Schubkarren ins Lager, um Lebensmittel und Brot einzukarren. Wir waren außer unserer Arbeitszeit frei wie die Vögel, die auch unsere einzigen Begleiter im Wald waren.

Im Laufschrift bei minus 70 Grad

Im Herbst 1946 kamen wir deutsche Gefangene wieder zurück ins Torflager, wo wir in den Feldern Torf zum Trocknen und auch auf Lagerplätzen zum Abtransport stapeln mussten. Bei Winteranfang wurde ich mit anderen ca. 1000 deutschen Gefangenen vom Hauptlager 165 nach dem ca. 100 km entfernten Hauptlager 175 oder 185 in der Nähe von **Iwanowa** verlegt. Unser Lager war in einem kleinen Ort mit Schule und Kraftwerk. Das Kraftwerk wurde angetrieben von einer alten Lokomotive, die mit Holz befeuert wurde. Wir wurden neu eingekleidet mit Pelzmänteln, Wollstrümpfen und Gummigaloshen. Unsere Aufgabe dort war es, das Holz mit Schlitten aus dem Wald auf einen in der Nähe des Kraftwerkes gelegenen Holzplatz zu transportieren. Wir fuhren jeden Morgen mit ca. 80 bis 90 Holzschlitten über eine schneebedeckte Straße, die über eine Anhöhe führte, in ein 8 km entferntes Waldstück. Hier musste jeder Schlitten 3 Fuhren mit je 1,5 Raummeter Holz zur Straße fahren, den Schlitten neu beladen und ins Lager bringen.

Die Schlittenbesatzung bestand aus 10 Gefangenen, vorne zogen an 2 Hanfstricken je 2 x 4 angeseilte Gefangene, hinten zum Bremsen der Schlitten 2 weitere Gefangene. Da Gesichtserfrierungen bei der Fahrt über die Anhöhe oft vorkamen, musste immer einer der 2 gegenüber ziehenden bzw. drückenden Gefangenen das Gesicht des anderen gegen Erfrierungen kontrollieren. Ich wurde auch einmal von 2 Lehrerinnen, die über die Anhöhe zur Schule ins Dorf gingen, auf Erfrierungen in meinem Gesicht aufmerksam gemacht. Bei Temperaturen unter $-19,5^{\circ}\text{C}$ wurden die langen Holzfahrten mit Schlitten eingestellt. Bei Temperaturwechsel von $-19,5^{\circ}\text{C}$ auf -19°C mussten wir eine kleinere Strecke mit dem Schlitten fahren. Bei einer solchen Fahrt bekamen wir plötzlich einen Temperaturwechsel von über -30°C . 15 % der Gefangenen bekamen Erfrierungen. Der Lagerkommandant sprach von Sabotage, wir hätten uns absichtlich erfrieren lassen, um schneller aus der Gefangenschaft entlassen zu werden. Als er aber hörte, dass bei 2 Gefangenen Teile der Geschlechtsorgane erfroren waren, glaubte auch er nicht mehr an Selbstverstümmelung.

Von dem Tag an mussten immer 2 Krankenschwestern den Holztransport begleiten, um bei Temperatureinbruch die Fahrt abubrechen oder erste Hilfe zu leisten. Ich erlebte in diesem Lager erstmals in Kriegsgefangenschaft eine Temperatur von -70°C . Trotz Temperaturen von -19°C und auch bei -70°C musste eine gewisse Menge Holz vom 500 m entfernten Holzplatz mit Schlitten zum Kraftwerk gefahren werden. Diese Fahrten erfolgten aber in voller Kälteausrüstung, mit vermummtem Gesicht, bei geöffneten Lagertoren und im Laufschrift. Das Lager hier war nicht für harte Winter geeignet, es war im Gegensatz zu anderen Lagern dieser Gegend über die Erde gebaut im Stile der deutschen ARD-Lager. Innen waren zwar 2 gemauerte große Steinöfen, aber bei Kälteeinbruch auf unter -20°C waren im Barackenninneren immer Minustemperaturen. Ein Schlafen war nur für kurze Zeit möglich. Meistens standen wir Mann an Mann mit dem Rücken an den Öfen. Im Frühjahr wurden wir mit mehreren LKW in eine kleine Stadt zwischen Gorki und Iwanowa an der Wolga gebracht. Die Wolga war noch zugefroren. Per Eisenbahn sollten wir Richtung Süden transportiert werden.

3000 km in 3 Wochen

Am Ostermontag 1947 wurden wir in einen Eisenbahnzug mit Güterwagen für Gefangenentransport verladen, wir waren etwa 1200 Gefangene. Die Fahrt ging Wolga abwärts Richtung Süden, sie sollte mehrere Wochen dauern und umfasste eine Fahrtstrecke von über 3000 km. Die Fahrt ging teilweise der Wolga entlang. Nach ca. 10 Tagen erreichten wir Stalingrad. Bei Tag durchfahren wir das kriegsentscheidende Schlachtfeld des letzten Krieges. Als ob der Krieg erst einige Tage zu Ende sei, so lagen zerstörte Panzer, Autos, Geschütze, Handfeuerwaffen, sogar Flugzeugreste neben der Eisenbahnlinie. Der Boden war von den Bomben und Granateinschüssen wie umgepflügt, die Bahnlinie nur notdürftig ausgebessert. Am Abend fuhr unser Zug direkt vor der Stadt auf ein Nebengleis und wurde mit Kohle und Wasser versorgt.

Wir sahen von der Stadt nur mehr die in den Himmel ragenden Ruinen. Bei Einbruch der Dunkelheit schlief einer nach dem anderen von uns ein. Um Mitternacht wurden wir durch das Rattern des Zuges aufgeweckt, wir sahen jetzt die zerstörte Stadt von der anderen Seite. Die Fahrt durch die Stadtmitte hatten wir leider verschlafen. Im Schein des Mondes erkannten wir auf der anderen Seite der Stadt dieselbe zerstörte Gegend wie am Tag zuvor vor der Stadt. Nach 3 Tagen Fahrt erreichten wir das ca. 500 km entfernte Kaspische Meer, nach weiteren etwa 600 km das Ölgebiet und die Ölstadt **Baku**, wir waren etwa 500 km vor der Grenze zum Iran.

Die Ankunft in Baku geschah bei Regenwetter, soweit man sehen konnte, sah man nur Bohrtürme. Die vom Regen mit Wasser gefüllten Löcher im Boden waren mit einem Ölschleier überzogen, überall nur Öl. Unser Aufenthalt in der Stadt dauerte nur einen Tag. Die Lok wurde von Kohle auf Öl gewechselt. Mit einer zusätzlichen zweiten Lok ging es nun auf Fahrt durch den Kaukasus. Zuerst ging es durch die Kaukasusrepublik Aserbeidschan nach Grusinien mit der Hauptstadt **Tiflis**. In Tiflis hatten wir kurzen Aufenthalt mit Verpflegungsübernahme und Wartung der Loks. Nach weiteren 350 km erreichten wir das Schwarze Meer, die Stadt **Suchum** und Endstation unserer über 3000 km langen Reise. Während der ca. dreiwöchigen Reise bekamen wir täglich, wenn möglich, eine warme Suppe, manchmal auch 300 g Brei, ca. 600 g Brot und zweimal am Tag warmen Tee, wenn nötig auf Haltestellen auch Trinkwasser. Beim Verlassen der Wolga bei Gorki hatten wir noch 1 m hohen Schnee. Bei Ankunft im Suchum hatten wir +60 °C in der Sonne. Hier blühten die Bäume, die Wiesen standen voller Blumen. Es war wie im Frühling zu Hause. Durch die übliche Zählung des Transportes sowie die Übergabeverhandlungen zwischen Transportbegleitpersonal und neuer Lagerverwaltung vergingen mehrere Stunden. Wir standen in der Sonne, nacheinander fielen Gefangene um. Selbst die sowjetische Ärztin, die den Transport begleitete, musste in eine Baracke getragen werden. Die Klimaveränderung machte uns tagelang zu schaffen.

Das Lager war im Aufbau, wie die Lager an der Wolga, hatte aber Holzbaracken, die über der Erde gebaut waren. Wanzen und Flöhe in den Baracken gab es hier wie an der Wolga. Im Winter 1945 musste im Torflager wegen starker Verlausung und Fleckfiebergefahr der Gefangenen eine Entlausungsanlage gebaut werden. Nach Fertigstellung der Anlage wurde das gesamte Lager mehrmals entlaust. Jeder musste nun selber auf Läuse achten. Wurden bei einem Gefangenen Läuse gefunden, wurde er bestraft. Unsere Arbeit in Suchum war der Bau eines Trinkwasserbehälters über der Stadt. Der Behälter hatte einen Durchmesser von ca. 20 m und eine Höhe von 10 m. Die Bauart war Stahlbeton mit vorgefertigter Verschalung, die nach oben verschoben wurde. Das Betonieren des Behälters erfolgte ununterbrochen bei Tag und Nacht und auch an Sonn- und Feiertagen. Ich hatte auf unserer Schicht die Aufgabe, mit einem Betonvibrator den frischen Beton zu verdichten. Eine kleine Abwechslung auf der Baustelle brachte das Vermessungsgerät unseres Bauleiters. Das Gerät konnte auf weite Entfernungen eingestellt werden. Bei Abwesenheit des Bauleiters stellten wir das Gerät auf den Nacktbadestrand am Rande der Stadt ein. Nach seiner Rückkehr musste er es neu einstellen, was mit allen Schimpfworten in seiner Sprache begleitet wurde. Eines Tages hatte er Verständnis für uns und brachte ein altes Gerät mit für unseren besonderen Bedarf.

Der lange Transport, das Klima und die schwere Betonarbeit am Behälter hatten meinen Körper stark geschwächt. Ich kam mit 2 anderen Gefangenen zu georgischen Elektrikern, um den Kurpark zu elektrifizieren. Wir verlegten das Kabel, setzten die Masten und machten alle Hilfsarbeiten. Wenn wir mit der Arbeit fertig waren, konnten wir im Schwarzen Meer baden, was ja auf anderen Baustellen nicht möglich war. Nach der nächsten monatlichen Untersuchung hatte sich meine körperliche Verfassung nicht viel gebessert, ich wurde OK 4, durfte also nur mehr 4 Stunden am Tag arbeiten. Ich kam als Spüler in die Küche. Es war das erste Mal in der Gefangenschaft, dass ich in einem geschlossenen Raum arbeitete. Die Arbeit machte mit Spaß, wir arbeiteten 24 Stunden, dann hatten wir 24 Stunden frei. In der Freizeit musste aber Brot aus der Lagerbäckerei und Lebensmittel aus einem entfernten Magazin geholt werden. Verschönert wurde meine Arbeit durch die zwei Kinder unserer Lagerärztin, die 5 und 6 Jahre alt waren. Da ich der Jüngste in der Küche war, kamen mich die Kinder jeden Tag

besuchen, um mit mir zu spielen, was ich, wenn ich Zeit hatte, auch tat. Der Koch auf unserer Schicht bekam eines Tages die Nachricht von zu Hause, dass seine Ehe am Ende und seine Frau aus der Wohnung ausgezogen sei. Daraufhin bekam er einen Zusammenbruch und musste in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Am anderen Morgen wurde ich von der sowjetischen Ärztin zum Koch bestimmt. Ursache war bestimmt nicht meine Kochkunst, sondern die Freundschaft zu ihren Kindern. Die Ölkesselheizung in der Küche wurde vom Nebenraum aus von einem Gefangenen bedient. Die angelieferten Lebensmittel, Gemüse usw. wurden abends vor Schichtbeginn vorbereitet. Das Fleisch wurde von einem Metzger aus dem Lager ausgebeint. Da ich als Spüler beim Kochen schon helfen müssen, gab es jetzt als Koch keine Probleme. Als Gewürze hatten wir nur Salz, Paprika, Lorbeerblätter und manchmal Zwiebeln. Die Ärztin, die das Essen vor jeder Ausgabe überprüfte, und auch die Gefangenen, die es essen mussten, waren mit mir als Lagerkoch zufrieden. In der Gefangenschaft zählte mehr die Quantität als die Qualität.

Antifaschistischer Schulungskurs und Hungerstreik

Meine Küchenzeit dauerte nur 3,5 Monate. Das Lager wurde aufgelöst und in die 70 km entfernte Schwarzmeerstadt **Gagra** verlegt. Ich kam mit ca. 50 Gefangenen zum Straßenbau nach **Sochi**. Sochi war für 3 Monate die Sommerresidenz der sowjetischen Regierung. Es war im Mai 1948. Da es entlang des Schwarzen Meeres oftmals nur eine Hauptstraße gab, sahen wir mehrmals den sowjetischen Regierungschef Stalin und den damaligen Außenminister Molotow vorbeifahren. Nach 6 Wochen Straßenbau in Sochi kamen wir wieder zurück zu unserem alten Lagerhaufen, jetzt in Gagra. Das Lager in Gagra lag auf einer Erhöhung in einer Kaukasusschlucht. Die Schlucht reichte 70 km in den Kaukasus hinein. Bei Schneeschmelze und starkem Regen wurde die Schlucht zu einem reißenden Fluss. 1941 waren Teile der Stadt verwüstet worden, und 41 Menschen waren dabei ums Leben gekommen. Wir sollten in der Nähe der Stadt an einer auf 100 Meter verengten Stelle einen Staudamm bauen mit beruhigtem Abfluss des Wassers ins Schwarze Meer. Die Fundamente mussten von Hand ausgegraben und das Erdreich auf Autos verladen werden. So wurde es dann zum Meer transportiert und abgekippt.

Beim Verladen des Erdreiches bekam ich zum einzigen Mal in Gefangenschaft "Bau". Ich hatte einen LKW an Stelle mit Erdreich mit Schalbrettern beladen. Dafür hatte mir der sowjetische Fahrer ein paar Rubel versprochen. Der Bauführer bemerkte das zu schnelle Abfahren des LKW, kontrollierte und bemerkte die Falschladung. Er ließ mich von einem Posten ins Lager abführen. Ich kam 2 Tage in ein Steinverlies, das als Gefängnis diente. Da zufällig der Chef des NKWD (Staatssicherheitsdienst) ein ehemaliger Offizier aus unserem Lager war, kam es schon nach wenigen Tagen zu einer Verhandlung. Unser Küchenchef, ein ehemaliger Offizier der deutschen Wehrmacht, fungierte als Dolmetscher. Beide Offiziere hatten im Kriege am selben Frontabschnitt gekämpft, sich mehrmals als Kompanieführer und Feinde gegenüber gelegen. Durch Schicksal hatten sie im Frieden wieder oft miteinander zu tun. Ich glaube, sie waren Freunde geworden. Der Dolmetscher sagte dem NKWD-Führer, dass das auf dem LKW geladenen Holz nicht zum Verkauf bestimmt gewesen sei, sondern zum Aufwärmen meiner Kameraden am Schwarzen Meer, die bei Nacht die Erdmassen der abgekippten LKW einebnen mussten. Der Führer lächelte und sagte: "Ich weiß, dass die Gefangenen sich zusätzlich ein paar Rubel verdienen wollen, aber ich will es glauben." Er nahm die vom wachhabenden Offizier ausgestellte Anzeige und zerriss sie.

Durch einen Verbesserungsvorschlag bei der Arbeit, vielleicht auch durch meine Holzaffäre, wurde ich 4 Wochen nach Suchum zu einem Lehrgang auf die ANTIFA-Schule geschickt. Auf der Schule brauchten wir nicht körperlich zu arbeiten, wir bekamen Offiziersverpflegung, und interessant war es dazu. Die Schulzeit war von morgens 8.00 Uhr bis nachmittags 5.00 Uhr, einschließlich einer Stunde Mittagspause. Stündlich wechselte der Lehrer sowie

auch der Lehrstoff. Aufbau der UdSSR und Namen seiner Republiken, sowjetische Kultur und Bevölkerung sowie der Kommunismus, als Leitthemen durch alle Stunden, waren die Hauptthemen.

Nach 4 Wochen ging es wieder zurück zum Dammbau nach Gagra. Hier hatten die Betonarbeiten begonnen. Ich kam an eine Betonmaschine als Maschinist. Einige Wochen später, an einem Sonntagmorgen, war nach den Lagerarbeiten Appell. Ich stand in der ersten Reihe. Der sowjetische und der deutsche Lagerkommandant gingen an den Reihen vorbei. Bei mir blieb der Sowjetkommandant stehen und zeigte auf mich. Unser Kommandant sagte darauf zu mir, ich solle mich bei der Wäschekammer melden. Ein katholischer Kaplan, der die Kammer leitete, sagte mir, dass ich nun täglich saubere Unterwäsche und saubere Oberbekleidung bekäme. Er sagte dann: Du gehst zum "Alten", er hat Arbeit für dich. Als Kleidung bekam ich einen gut erhaltenen deutschen Wehrmachtsdrillich, leichtes Schuhwerk und einen Ausweis, dass ich mich auf dem Weg vom Lager zu der 1 km entfernten Siedlung frei bewegen konnte. Auf den Arm bekam ich das Symbol für die deutschen Kriegsgefangenen. Am anderen Morgen ging ich mit gemischten Gefühlen der Siedlung entgegen. Die Wohnung kannte ich, ich klopfte an die Haustür. Es öffnete eine Frau zwischen 35 und 40 Jahren, die mich von Kopf bis Fuß musterte, sie hatte mich wohl erwartet. In halb russischer, halb deutscher Sprache erklärte ich ihr, dass ich vom Lager komme und hier arbeiten solle. Sie ging mit mir ums Haus, erklärte mir freundlich in gebrochenem Deutsch meine künftigen Arbeiten. Unkraut entfernen, Gelände einebnen, einen kleinen Garten anlegen und mit einem Zaun umranden sowie einige Kleinarbeiten. Das Haus stand schon seit einigen Jahren, aber seit seinem Bau war wohl nichts mehr daran gemacht worden.

Zuerst ging ich zu meiner alten Arbeitsstelle, dem Dammbau, die nur ca. 500 Meter entfernt war. Ich kannte ja den Bauführer im Bösen wie im Guten, er gab mir das erforderliche Werkzeug und später auch das Holz. Beim Holz hatte ich ja schon früher meine Erfahrungen mit ihm gemacht, aber jetzt arbeitete ich ja nicht für mich, sondern für eine Firma. In den folgenden Tagen und Wochen erfüllte ich am Haus einen Auftrag nach dem anderen zur Zufriedenheit meiner Chefin. Zum Mittagessen fuhr ich meistens mit einem vorbeifahrenden LKW zur Baustelle Dammbau, den Rest zum Lager ging ich zu Fuß. Vor und nach der Arbeit aß ich sowieso im Lager. Ich hatte eine relativ schöne Arbeit. Ich wurde von niemandem angetrieben. Die Frau ging mittags mit den zwei Kindern zum Baden ans Meer. Mit den Kindern hatte ich kaum Kontakt, sie sprachen grusinisch, eine kaukasische Landesprache. Den Kommandanten grüßte ich, wenn er mir begegnete, manchmal dankte er, manchmal kam nur Grummeln. Er war nicht direkt freundlich, aber er tat mir auch nichts.

Plötzlich geschah das, was ich in Gefangenschaft schon oft erlebt hatte. Das Lager Gagra wurde aufgelöst. Das Lager und der Staudammbau übernahmen sowjetische Strafgefangene. Mit ca. 30 LKW wurde unser Lager von Gagra nach **Suchum** gebracht. Bei diesem Transport begegnete uns noch mal der sowjetische Regierungskonvoi mit Stalin und Molotow. Unser Transport musste am Straßenrand halten. Trotz Dirigieren der Moskauer Miliz, die in dieser Zeit die Schwarzmeerstraße kontrollierte, kam auch der sowjetische Konvoi zum Stehen.

Die Antifaschistische Bewegung

Die Antifaschistische Bewegung (Antifa) war ab November 1945 nach Auflösung des Nationalkomitees Freies Deutschland und des Bundes Deutscher Offiziere verantwortlich für die politische Schulung der deutschen Kriegsgefangenen und des Lagerpersonals, für die Kriegsgefangenzeitschriften und für die Antifa-Schulen. Letztere dienten der Ausbildung von Kadern für die "antifaschistischen Ausschüsse" in den Kriegsgefangenenlagern. Im Jahr 1947 war die Organisation soweit ausgebaut, dass sie 3 Zentralschulen für die gesamte Sowjetunion, etwa 50 Gebietsschulen und 120 Lagerschulen umfasste. Die Antifa-Ausschüsse besaßen insbesondere in kulturellen und politischen Angelegenheiten weitreichenden Einfluss und hatten die Möglichkeit, attraktive Posten in der Lagerverwaltung zu besetzen.

Josef Stalin



Stalin wurde als Josef Wissaronowitsch Dschugaschwili im Jahr 1879 in der Nähe von Tiflis in Georgien geboren. Er war Sohn eines Schuhmachers und Fabrikarbeiters und besuchte das Priesterseminar in Tiflis, von dem er wegen revolutionärer Betätigung ausgeschlossen wurde. Zwischen 1907 und 1913 mehrfach verhaftet, nach Sibirien verbannt und wieder geflüchtet, gehörte Stalin seit November 1917 als Mitglied des Politbüros der Kommunistischen Partei und als Volkskommissar für die Nationalitäten (bis 1923) zur obersten Parteiführung. Nach Lenins Tod sicherte er sich die unumschränkte Autorität, und errichtete ab 1930 Zug um Zug eine Diktatur. Stalins Herrschaft nahm immer mehr die Züge einer Terrorherrschaft an. Seine möglichen Gegner ließ er 1936 - 38 nach großen Schauprozessen hinrichten. Millionen von Menschen verschwanden in einem der "Straflager", mit denen er das ganze Land überzog. Der 2. Weltkrieg machte Stalin nach vielen Krisen zum siegreichen Führer im "großen vaterländischen Krieg". Nach dem deutschen Zusammenbruch baute er außenpolitisch die gewonnenen Positionen zielstrebig aus. Auf den Konferenzen in Teheran, Jalta, und Potsdam kam er durch harte und geschickte Verhandlungstaktiken zu großen Erfolgen. Nach Stalins Tod wurde im Mai 1953 von der bolschewistischen Partei die Ablehnung des Personenkultes proklamiert. Der 20. Parteikongress (Februar 1956) brachte die öffentliche Absage seiner langjährigen Mitarbeiter Mikojan und Chruschtschow an den Stalinismus. und die Rehabilitierung zahlreicher Gefangener..

Ich saß mit mehreren Gefangenen auf der Bordwand unseres LKW, zum Straßenrand hin. Das Fahrzeug von Stalin und Molotow hielt ca. 3 bis 4 Minuten lang nur 3 Meter von uns entfernt. Stalin sprach mit Molotow und deutete dabei auf uns.

Am Bahnhof in Suchum hielten die LKW, und wir mussten umsteigen in zwei bereitgestellte Personenzüge. Nach 18 Monaten seit Ankunft hier in Suchum verließen wir wieder die Stadt und auch das Schwarze Meer in Richtung Kaukasus. Es war Ausgang Oktober 1948 und 30° C warm in der Sonne. Außer wärmerem Klima und etwas zusätzlichem Obst war es auch hier die nie endende Kriegsgefangenschaft. Die Abfahrt der Züge erfolgte am Nachmittag. Die Temperatur im Zuge wurde bei längerer Fahrt immer kälter. Am kommenden Morgen war Endstation in einem kleinen Gebirgsdorf, es lagen 2 cm Neuschnee. Die Gegend lag in einem Tal, umrandet von hohen Bergen. Für uns war es bitterkalt. In 18 Stunden hatten wir einen Temperaturunterschied von + 30° C auf 0 °C, und das in Hochsommerbekleidung. Nach einem kurzen Marsch ca. 200 Meter bergaufwärts erreichten wir unser neues Lager. Der Eingang war vom Schnee freigeschaufelt. Die alte Lagerbesatzung erzählte uns, dass hier ein Wasserkraftwerk gebaut werden sollte, womit sie schon angefangen hätten. Weiter sollte, da Kohle und Eisenerz vorhanden waren, ein Eisenwerk entstehen. Zum Glück waren durch den Bau der Fundamente des Kraftwerkes leerer Zement und Kalksäcke vorhanden, so wie wir die Papiersäcke aus Deutschland kannten. Sie dienten uns jetzt als warme Unterwäsche. Die Russen sagten uns "Skorro", was so viel heißt wie "Bald bekommt ihr warme Winterbekleidung". Aber dieses Wort hatten wir schon oft gehört und wussten, wie lange es dauern kann. Unsere Aufgabe hier im Lager war es, Unterkünfte für die zukünftigen Beschäftigten zu bauen. Es sollten Finnhäuser sein, das Erdgeschoss aus Stein und das Obergeschoss aus Holz. Ich kam zu einer Brigade mit ca. 40 Mann. Wir mussten im Kurabett Kies auf LKW laden, der dann zu unserer Lagerbaustelle gebracht wurde. Es war die schlechteste Brigade in diesem Lager. Morgens gab es zum Essen Suppe, Brei und Brot, mittags gab es auf der Baustelle Tee und am Abend den Rest der Verpflegung, Suppe und Brot. Morgens um 7.00 Uhr wurden wir von

einem LKW der Transportzentrale abgeholt. Die Fahrt bis zur Kiesaufladestelle dauerte eine Stunde. Anfangs ging die Fahrt über eine Gebirgsstraße, in Nähe der Kura, nach 30 Minuten fiel die Straße ab zur Kura, hier war das Flussbett breiter. Die nächsten 30 Minuten ging es entlang der Kura weiter bis zur Kiesaufladestation, ca. 2 km von der türkischen Grenze entfernt. Die Straße in der gesamten Länge war schmal, teilweise in den Fels geschlagen, in schlechtem Zustand und kurvenreich.

An dem Kiesladeplatz war das Flussbett ca. 150 Meter breit, durchzogen von einem Rinnsal, das sich den tiefsten Punkt im Tal suchte. Die Kura hatte in dieser Zeit des Jahres kaum Wasser. Bei Urlaub im Allgäu fuhr ich mehrmals in Österreich durch die Lechtaler Alpen. Hinter Reute erinnerte mich immer das Lechtal an das Tal der Kura im Kaukasus. An unserem Kiesladeplatz war der Kies schon teilweise auf Haufen oder Reihen zusammengerafft. Wir mussten mit Kiesgabeln oder Schaufeln den Kies auf die LKW laden. Die tägliche Arbeitszeit betrug 10 Stunden ohne An- und Abfahrt. In den ersten 2 Monaten hatten wir einen älteren ängstlichen Brigadier, der ließ die LKW bis 18.00 Uhr beladen, in der Hoffnung, es käme noch ein LKW, der uns nach Hause fahren konnte, es kam aber oft keiner. Der Brigadier musste dann mit einem Gefangenen ca. 2 Kilometer zu einem sowjetischen Grenzposten gehen, um der Transportzentrale telefonisch mitzuteilen, dass wir noch zur Heimfahrt abgeholt werden müssen. Mehrmals in der Woche kamen wir erst um 21.00 Uhr ins Lager.

Nach den ersten zwei Monaten bekamen wir einen neuen jungen Brigadier, der von unserer Lage wusste und schon um 15.00 Uhr einen LKW zur Seite fahren ließ. Er schrieb dem Fahrer eine Fahrt gut und um Punkt 18.00 Uhr fuhren wir zurück ins Lager. Eine meiner größten Ängste in der Gefangenschaft waren die Hin- und Rückfahrten zwischen Lager und Kiesverladeplatz. Die LKW-Fahrer fuhren auf der gefahrenreichen Straße wie die Henker, meistens wollten sie Zeit für Schwarzfahrten herauschlagen, oder sie standen unter Alkoholeinfluss. Ein Fahrfehler, und das Fahrzeug wäre mit uns 80 bis 100 Meter tief hinunter in die Kura gestürzt. Mehrmals sahen wir Autos in der Kura liegen, denen dieses Schicksal beschert war. An das Klima hatten wir uns inzwischen gewöhnt. Es lag bei 0° C, eher etwas über 0° C. Seit unserer Ankunft bekamen wir keinen Schnee mehr. Die Winterbekleidung war auch angekommen. Beim Kiesschaufeln wurde es mir sowieso nicht kalt, außerdem hatten wir dort eine Schutzhütte mit Feuerstelle zum Aufwärmen und Teekochen. Lediglich bei den Fahrten von und zu den Kiesbeeten wurde uns kalt, aber dafür hatten wir ja unsere Zusatzbekleidung, die Zementsäcke.

Inzwischen war es Weihnachten 1948 geworden, und wir hatten im Speisesaal eine Weihnachtsfeier mit Ansprache des sowjetischen Kommandanten. Die erste Frage an ihn war: "Wann kommen wir nach Hause?" Der sowjetische Außenminister hatte im Herbst im Radio erklärt, dass bis 31. Dezember 1948 alle deutschen Kriegsgefangenen in ihre Heimat entlassen würden. Der Kommandant lachte und sagte: "Es ist ja noch nicht der 1. Januar". Darauf gab es eine große Aufregung, alle Gefangenen verließen den Saal. Wie aus heiterem Himmel kam die Antwort "Wir streiken!" Am 2. Weihnachtstag, als die Arbeit wieder beginnen sollte, verweigerten wir die Arbeit, wir streikten tatsächlich. Trotz allerlei Kapriolen der sowjetischen Posten – Schüsse in die Luft usw. – konnten sie uns nicht zur Arbeit bewegen. Als der Druck der Posten noch größer wurde, verweigerten wir auch noch das Essen. Essensverweigerung war für die Sowjets das Schlimmste, was im Lager passieren konnte, es musste nach Moskau gemeldet werden, was eine Überprüfung des Lagers zur Folge hatte. Wir kannten nach fast 4-jähriger Gefangenschaft unsere Rechte, den Molotow-Erlass vom Radio, wir wussten, dass unsere Existenz durch unsere Post zur Heimat nicht mehr geleugnet werden konnte, und wir glaubten auch, dass durch die langjährige Gefangenschaft eine Heimkehr nach Deutschland gerechtfertigt wäre. Man versuchte alles, um uns zum Essen zu bewegen. Auch bei uns nahm der Hunger nach 3 Tagen Abstinenz zu. Wir fingen am vierten Tage an, zu essen und zwei Tage später, auch wieder an zu arbeiten. Der alte Trott ging also wieder weiter. Bis Ende Februar fuhren wir wieder täglich in die Kiesbeete und schaufelten. In dieser Zeit war auch die dreimonatliche Untersuchung des Lagers. Ich wurde mit ca. 40 weiteren Männern, viele aus unserer Brigade,

ausgesucht und nach Tiflis, der Hauptstadt von Georgien, gebracht. Wir sollten endlich die Heimreise antreten.

Gipsen gelernt

Alle Heimfahrer kamen in **Tiflis** in ein besonderes Lager in der Nähe der Altstadt. Das Lager war in zwei Hälften geteilt. Die Bewacher verlasen einzeln die Namen der zu Entlassenen. Unter Kontrolle eines zweiten Bewachers musste der Vorgelesene durch eine Tür in die andere Hälfte des Lagers gehen. Am Schluss standen noch etwa 7 – 8 Gefangene da, die nicht vorgelesen wurden, darunter auch ich. Wir wurden ohne Angabe eines Grundes auf ein Auto verladen, in das nahe gelegene Altstadtlager gebracht und am nächsten Tag wieder zur Arbeit eingeteilt. Die Enttäuschung hielt sich in Grenzen. Ich war noch jung, erst 22 Jahre alt und hatte das Leben noch vor mir. Sorgen machte mir die Frage, warum wir von dem Heimtransport gestrichen worden waren. Doch dieser Transport hatte Pech. Bei der 10-tägigen Quarantäne, die bei jedem Transport vorgeschrieben war, trat die Halskrankheit Ziegenpeter auf, und der Transport wurde gestrichen. Da aber der Transportzug schon auf dem Bahnsteig stand und auf die Heimkehrer wartete, durften nun andere Gefangene aus den Nebenlagern und ohne Quarantäne nach Hause. Der Pechtransport musste zusammenbleiben, durfte aber 4 Wochen später auch nach Hause.

Mein jetziges Lager lag in der Altstadt von Tiflis und war von zwei Seiten von Straßen umgeben. Abends hatten wir immer Besucher, die mit uns sprechen wollten. Es war inzwischen Frühling 1949 geworden. Da auch hier in den Baracken Wanzen waren, schliefen wir außerhalb der Baracken im Freien, aber hier waren die Erdflöhe, die uns bis Mitternacht quälten. Sowjetische Wachposten sahen wir nur noch ganz selten. Unsere Arbeitsstelle lag 1500 Meter vom Lager entfernt. Ein mehrstöckiges Gebäude an der Nahtstelle zwischen Alt- und Neustadt, gegenüber dem alten Stadion von Tiflis. Von der Altstadt bis zum Stadion führte eine schmale Straße. An unserem Haus war eine Bushaltestelle. Von hier aus führte eine 16 Meter breite Straße in die Neustadt von Tiflis. Im Fünf-Minuten-Takt verkehrten die Busse zwischen Alt- und Neustadt. Ich kam zu einer Gipserkolonne, ein Ehepaar, ihr Sohn und ein deutscher Gefangener als Gipser und ich als Handlanger. Der Gips wurde unten im Hof mit Verzögerungsmittel maschinell vorbereitet. Er war rosa und in Stufen grob, mittelfein und fein. Für Arbeiten wie Gipstransport, Abklopfen der Wände, Reinigungsarbeiten, Gerüstbau war ich zuständig. Die Frau des Gipfers lehrte mich auch den groben Gips an die Wände, ja sogar an die Decken zu bringen. Es war das Einzige, was ich in der Gefangenschaft gelernt hatte. Ich war später zu Hause sogar in der Lage, ein Nebengebäude unseres Wohnhauses selbst zu verputzen. Wir hatten in der Kolonne ein sehr gutes Verhältnis untereinander. Oft fanden an Samstagen Fußballspiele im gegenüber liegenden Stadion statt. Wir stellten uns auf das Außenwandgerüst und schauten zu. Erst nach Spielende gingen wir ins Lager zum Essen. Tiflis war eine sehr deutschfreundliche Stadt. Sogar die Mädchen waren freundlich zu uns, vor allem zu uns jungen Gefangenen. Da in den Altstadthäusern im ersten Stock Büro-, Verkaufs- und Arbeitsräume waren, in denen überwiegend Mädchen arbeiteten, konnten diese gut sehen, wann wir am Abend von unserer Arbeit zurückkamen. Sie standen dann an den Fenstern und warteten schon auf uns. Wir gingen zu ihnen, schäkerten mit ihnen, gaben Handküsse und winkten, so lange wir einander sehen konnten. Als Begleiter hatten wir einen alten Georgier.

Die Russen sowie auch die Georgier waren leicht zu beeinflussen. Uns wurde im Lager ein tendenziöser sowjetischer Kriegsfilm vorgeführt. Man sah deutsche Soldaten, die mit aufgesteckten Seitengewehren Kinder vor sich hertrieben, im Kampf gegen sowjetische Einheiten. Die Sowjets im Film gingen natürlich zurück, um die Kinder zu schützen. Wir verließen unter Protest den Saal. Aber in den Filmhäusern der Stadt wurde der Film auch gezeigt. An solchen Tagen mussten wir der Bevölkerung aus dem Wege gehen. Eine Woche später liefen in den Kinos die deutschen Filme "Die steinerne Blume" und "Der weiße Traum". Dann waren wir wieder die guten Deutschen. Ausgang Mai 1949, ich war gerade im Waschraum und wollte

meine Unterwäsche waschen, kam ein Bekannter, suchte mich und rief: "Willi, du musst zur deutschen Lagerleitung, ich glaube, du fährst heim." Ich entgegnete ihm, dass ja kein Transport gehe. Ich ließ aber alles liegen und ging zur Lagerleitung. Die bestätigte mir, dass ich sofort auf die Kommandantur kommen sollte. Dort warteten schon mehrere Personen. Zuerst erfolgte Armkontrolle wegen der SS-Zugehörigkeit. Dann musste ich zum NKWD-Offizier, ein Oberst, und sein Adjutant, ein junger Leutnant. Der Oberst hatte meine Gefangenenakten vor sich liegen, er fragte aber nur Belangloses, dann kam das ersehnte Wort "CARACHO" – in Ordnung. Der Leutnant machte ihn darauf aufmerksam, dass er nicht nach meiner letzten Einheit gefragt hätte. Davor hatte ich Angst, ich wusste nicht, ob ich die U-Boot-Schule in Kolberg oder die Brigade Riedel angegeben hatte. Riedel war ein Kapitän der U-Boot-Schule. Der Oberst antwortete auf die Frage des Leutnants, dass es ihm egal sei, ich wäre im Krieg noch zu jung gewesen, um in der UdSSR Straftaten zu begehen. Als wir vor der Kommandantur standen, stellt sich heraus, dass wir die Gefangenen waren, die vor 3 Monaten vom Transport gestrichen worden waren. Unsere Nachnamen fingen alle mit Z an. Auch im russischen ABC ist Z der letzte Buchstabe.

Reibereien auf der Heimfahrt

Wir kamen am anderen Morgen in das Quarantänelager, dort trafen wir Bekannte aus dem Lager am Schwarzen Meer und dem Kaukasus. Für die Heimfahrt bekamen wir neue Kleider. Da wir als die Letzten zum Transport kamen, wurde unsere Quarantänezeit nicht mehr eingehalten. Nach 4 Tagen ging es zum Bahnhof, zur lang ersehnten Heimfahrt. Der Transportzug war wieder ein umgebauter Güterzug, was uns aber nicht störte. Gestört haben uns aber die Holzaufbauten am Zugang und am Zugende für 3 Personen. Das Begleitpersonal, seit 3 Monaten erstmals wieder sowjetische Posten, sagte uns, dass die Aufbauten zu unserem Schutz seien, da oftmals bei der Fahrt durch Polen unter Brücken mit Steinen, ja sogar mit Handgranaten geworfen würde. Die Posten versicherten uns, sie hätten den Auftrag, den Transport gefahrlos nach Deutschland, nach Frankfurt an der Oder, zu bringen. Frühmorgens verließen wir Tiflis, die Stadt, die wir "Stadt der Gefangenen" nannten. Die Fahrt ging von Tiflis nach Suchum am Schwarzen Meer, am Meer entlang bis Tuapse. Von Tuapse über Krasnodar nach Kertsch am Asowschen Meer in Richtung Ukraine über Kiew nach Brest-Litowsk. Auf sowjetischem Gebiet saßen die Posten neben uns in den großen geöffneten Schiebetüren der Waggons. Einmal am Tag gab es eine warme Suppe, eine erhöhte Brotration und Konserven meistens aus amerikanischem Bestand. In jedem Waggon standen Behälter mit Tee oder Kaffee. Morgens hielt der Zug auf bestimmten Bahnhöfen zum Waschen. Bei Brest-Litowsk verließen wir die Sowjetunion. Die Türen im Zug wurden geschlossen. Die Posten besetzten ihre "Schwalbennester". Beim Anhalten des Zuges in Polen zur Kohlen- und Wasseraufnahme für die Loks wurde der gesamte Zug von Posten umstellt und bewacht. Kein Pole durfte in die Nähe des Zuges kommen.

In **Frankfurt an der Oder** hatten wir endlich deutschen Boden unter unseren Füßen. Das russische Begleitkommando verabschiedete sich freundlich von uns und fuhr mit dem Transportzug wieder zurück in seine Heimat. Die Landsleute aus der sowjetischen Zone verabschiedeten sich ebenfalls von uns, um die letzte Fahrt zu ihrem Zuhause anzutreten. Im Lager Frankfurt ab der Oder gab es wie in allen Auffanglagern große Räume mit Bildern von Vermissten und Vermisstenanzeigen, die wir natürlich studierten, um vielleicht ihren Angehörigen helfen zu können. Am anderen Tag fuhren wir mit dem Zug nach Eisenach, hier wurden wir nach den verschiedenen Westzonen getrennt. Wir blieben 3 Tage in **Eisenach**. Am ersten Tag war abends eine Tanzveranstaltung. Am zweiten Tag gingen wir mit etwa 10 Mann zur Wartburg. Der Bergaufstieg zur Burg machte uns sehr viel Mühe, wir waren alle geschwächt und kehrten kurz vor der Burg um und gingen ins Lager zurück. Dass ich die Burg damals nicht sehen konnte, tat mir später sehr leid, ich bin bis heute nicht mehr hingekommen. Am dritten Tag brachte uns der Zug nach **Bebra** zu den Amerikanern. Als erstes wurde uns mit einem

Gerät Pulver in unsere Kleider gesprüht, um die Läuse zu bekämpfen, die wir schon seit Jahren nicht mehr hatten. Auch hier im Lager war ein Raum mit Bildern von Vermissten. Wir konnten jedoch die Hoffnung der Angehörigen, jemanden zu erkennen, nicht erfüllen. Danach kamen wir nach **Tuttlingen** in das Auffanglager der französischen Zone. Auch hier die üblichen Registrierungen, die Untersuchungen und die Vermisstenbefragungen. Eines der Auffanglager gab am 07. Juli 1949 unsere Heimkehr im Radio bekannt.

Nach kurzer Zeit verließen wir Tuttlingen mit einem fahrplanmäßigen Personenzug. Wir fuhren über Mannheim und kamen am späten Abend in **Kaiserslautern** an. Nach Homburg gab es keine Verbindung mehr. Der Fahrdienstleiter öffnete uns den Warteraum zum Schlafen. Laut Fahrdienstleiter durften wir den ersten Zug am Morgen nicht benutzen, da er für die Bergarbeiter bestimmt war. Doch das war uns egal, wir fuhren mit dem ersten Zug. Kurz nach Fahrtbeginn gab es schon Reibereien mit den jungen Bergleuten. Nur das Schlichten der Älteren gegenüber ihren jungen Kollegen verhinderte eine Schlägerei. Wie eine Schlägerei ausgegangen wäre, wussten wir nicht. Wir waren auch jung, gesund und mit schwerer Arbeit vertraut, und Muttersöhnchen waren wir schon lange nicht mehr. Ohne Schlägerei kamen wir über Homburg in **Neunkirchen** an. Neunkirchen war mir eine bekannte Stadt. Bis zu meiner Einberufung zur Wehrmacht war ich hier schon 2 Jahre in der Lehre gewesen. Plötzlich traf ich auf dem Bahnhof den ersten Bubacher seit langer Zeit. Nach kurzer Begrüßung ging er zum Telefon, rief die Post in Bubach an, sie sollten meine Eltern verständigen, ich käme mit dem Nachtschichtzug nach Niederkirchen. Im Zug gesellten sich noch mehrere Ostertäler in unser Abteil. Es gab Fragen auf Fragen von beiden Seiten. In **Ottweiler** mussten wir umsteigen. Hier traf ich nach 1699 Tagen zum ersten Mal wieder meine Eltern. Auf dem Bahnsteig gab es eine große Begrüßung. Dann kam die letzte Fahrstrecke von Tiflis im Kaukasus nach Niederkirchen im Ostertal. Nach 25 Minuten waren wir in Niederkirchen, nach weiteren 30 Minuten in Bubach. In der Waschküche zog ich all meine Kleider aus, steckte sie in den Waschkessel zum Kochen, denn ich hatte große Angst vor den Wanzen, die mich schon jahrelang in der Gefangenschaft gepeinigt hatten. Am Wochenende besuchte ich meinen Kameraden Willi Gebhardt aus Fürth; wir waren mehrere Monate in Gefangenschaft im Lager Suchum am Schwarzen Meer zusammen gewesen. Wir trafen uns später noch oft auf unserer Arbeitsstelle auf dem Neunkircher Eisenwerk. Auch mit unseren Familien besuchten wir uns gegenseitig noch viele Jahre. Im Jahre 1995 ist Willi leider verstorben.

Ich habe in meinem Bericht über die Kriegsgefangenschaft bewusst nicht von Kamerad oder Freund geschrieben. Außer der Freundschaft zu einem Kameraden aus einem heimatlichen Nachbarort, habe ich Freundschaften in den Lagern nur selten erlebt. Vielleicht lag es daran, dass wir oft das Lager sowie die Arbeitsbrigaden wechseln mussten und ich fast immer einer der Jüngsten im Lager war. Obwohl einer dem anderen bei Krankheit und anderen Notsituationen helfen musste, blieb es fast immer bei einem gegenseitigen Zweckverhältnis oder Zweckbündnis auf Zeit. Heute, nach über 50 Jahren, möchte ich im Rückblick auf diese Zeit noch erwähnen, dass ich außer einem Fußtritt in den Hintern bei der Gefangennahme keine Schläge in der Kriegsgefangenschaft erhalten habe. Ich wurde in der Sowjetunion immer menschlich wie ein Kriegsgefangener in Feindesland behandelt, nicht besser und auch nicht schlechter wie andere Kriegsgefangene in anderen Ländern dieser Zeit. Ich hatte in den Nachkriegsjahren bis heute niemals einen Hass gegen das damalige sowjetische System, gegen das russische Volk oder gegen die Bewohner der heutigen Kaukasusrepubliken, in deren Ländern ich mehrere Jahre als deutscher Kriegsgefangener verbracht habe. Ich habe schon mehrmals zu Hause an die schöne Gegend am Schwarzen Meer und der Kaukasusregion gedacht. ■

Willi Zimmer, November 2002

Post von Willi Zimmer an seine Angehörigen in Bubach

Freitag, 5. Okt. 1945

Liebe Eltern!

Endlich nach langer Zeit habe ich nun die Gelegenheit, Euch ein kleines Lebenszeichen von mir zu geben. Eure Freude darüber kann ich mir ja selber vorstellen, endlich einen schweren Stein vom Herzen zu reißen. Ich bin seit dem 12. Mai in russischer Kriegsgefangenschaft. Die Hauptsache ist, ich bin noch gesund und munter. Mutter soll sich keine Gedanken machen, es geht mir gut. Wenn ich auch nicht zu Hause sein kann, aber einmal wird die Zeit kommen und dann wird alles noch schöner, wie einst werden. Hoffentlich kann Vater in dieser schweren Zeit zu Hause sein. Ich will nun schließen in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen.

Euer Sohn Willi

Weihnachten 1948

Liebe Eltern!

Weihnachten 1948 – Fest des Friedens, der Liebe und der Familie eines jeden Deutschen. Schon fünf Mal feiern wir diese schöne Zeit, getrennt unter schweren Verhältnissen voneinander. Ich weiß, liebe Eltern, liebe Mutter, daß diese Tage für Euch doppelt und dreifach so schwer sind als hier bei uns. Wir hier haben alle das gleiche Schicksal, das gleiche Los. Dagegen bei Euch sind es nur mehr Einzelne, die von dem Schicksal des Getrenntseins und Alleinseins befallen sind. Ich sehe Euch, liebe Eltern, beisammen sitzen und schweren Herzens, Tränen in den Augen, auf meine Karten und Fotografien blickend. Aber, liebe Eltern, das nützt ja alles nichts, man kann das Schicksal und den Willen eines Höheren nicht erzwingen oder aus dem Wege gehen, man muß eben alles das ertragen, was einem auferlegt wird. Darum laßt den Mut nicht sinken, denkt, daß auch für uns wieder eine bessere und schönere Zeit kommen wird, wo wir wieder zusammen sein können und die jetzige vergessen sein wird. Laßt Euch nun zum Abschluss bei bester Gesundheit von mir grüßen und ein frohes neues Jahr wünschen.

Euer Willi

1. Mai 1949 [Lager Tiflis]

Liebe Eltern!

Heute am 1. Mai will ich auch Euch Lieben in der Heimat gedenken. Wie ich Euch ja in der letzten Karte geschrieben habe, hatte ich die Hoffnung, mit dem nächsten Transport in die Heimat zu fahren. Leider hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Das Glück, das der Kriegsgefangene eben haben muß, hat es diesmal nicht allzugut mit mir gemeint, denn 3/4 unseres Lagers haben die große lang ersehnte Reise in die Heimat angetreten. Daß ich diesmal nicht dabei sein kann, war wohl eine Enttäuschung, aber man muß ja auch verstehen, daß mit einem Transport eben nur ein bestimmter Teil mitfahren kann und darum auch welche hier bleiben müssen. Wann jetzt uns diese glückliche Stunde kommen wird, wissen wir noch nicht, man muß eben weiter hoffen, denke aber nach den vielen Transporten, die jetzt gehen, daß wir auch einmal dran kommen müssen. Zum Schluß noch nachträglich viele Glückwünsche zu Mutters Ehrentag.

Euer Willi

Gute Behandlung

Drei Jahre hinter dem Ural

Albert Müller

* 1927, Hoof (Grere)

Dreimal eingekesselt

Von April 1944 bis Juni 1944 befand ich mich beim Reichsarbeitsdienst (RAD) in **Hüttersdorf bei Lebach**, ein Lager, das damals auch andere Ostertäler durchlaufen mussten. Während meiner Dienstzeit war aus dem Ostertal noch Toni Schmidt aus Hoof dort anwesend. Die Ausbildung umfasste einerseits Schießen mit dem Karabiner, andererseits Übungen mit Spaten und Kreuzhaue. Insbesondere die Städter unter uns mussten zuerst einmal angelernt werden, wie man diese Werkzeuge handhabte. Ich selbst war darin schon geübt, weswegen mir, wie anderen vom Lande auch, die grundlegende Einführung erspart blieb. An Pfingsten 1944 ging es dann für 3 Wochen nach **Metz**, wo wir mit Aufräumarbeiten auf dem durch Bomben beschädigten Bahnhof beschäftigt waren. Ich selbst wurde dort als Gerätewart eingesetzt. Etwa eine Woche nach meiner Entlassung aus dem RAD flatterte schon der Einberufungsbefehl zur Wehrmacht ins Haus. Ich war damals erst 17 Jahre alt. Zwei Wochen lang verbrachte ich zunächst beim



Albert Müller

Luftwaffen-Ausbildungs-Regiment 152 in Trier-Euren. Dort wurden wir eingekleidet und dann zur Infanterie nach **Mechelen in Belgien** verlegt. Die Gegend dort wurde durch Widerstandskämpfer unsicher gemacht, weswegen besondere Vorsichtsmaßnahmen nötig waren. Unser Gelände wurde rund um die Uhr bewacht, tagsüber waren Einzelposten dafür zuständig, nachts erfolgte die Bewachung durch Doppelposten. Als wir einmal das Kino in der Stadt besuchten, mussten wir unseren Marsch dorthin und von dort zurück durch Posten sichern. Vor uns marschierten 3 Kameraden mit entscherten Karabinern, hinter uns auch 3 und links und rechts neben uns jeweils 2. Sie richteten ihre Waffen auf die Häuser, um dort eventuelle Heckenschützen auszuschalten. Während meiner Zeit in Mechelen gab es keine Zwischenfälle, auch keine Luftangriffe. Von Weihnachten 1944 bis zum Januar 1945 lagen wir als Granatwerferzug der 68. Infanterie-Division in Holland, wo wir den Fluss Leck sichern mussten.

Ein neuer und ereignisreicher Abschnitt begann am 13. Januar 1945. Die Artillerie unserer Division wurde nach Aachen verlegt, wir selbst per Zug nach **Warthenau in Oberschlesien**. Dort kamen wir sofort zum Einsatz und mussten uns in den Wäldern an der Suche nach Partisanen beteiligen. Bei den Aktionen, bei denen ich mitmachen musste, wurden keine aufgespürt. Dann war Rückzug angesagt. Wir mussten 8 Tage lang ohne Unterbrechung durch die Räume Beuthen, Kattowitz, Gleiwitz und Liegnitz marschieren. Es war dem Geschick eines Majors, der uns führte, zu verdanken, dass wir dabei nicht durch die Rote Armee gefangen genommen wurden. Dreimal waren wir eingekesselt. Zweimal gelang es unserem Major, uns auf Schleichpfaden aus dem Kessel hinaus zu lotsen. Beim dritten Mal ging das nicht so einfach. Zusammen mit einem Kameraden saß ich in einem Winkel-Schützengraben. Da schlug nur 2 Meter vor uns ein Geschoss einer sowjetischen Panzerabwehrkanone (Pak) ein. Unsere Karabiner wurden mehrere Meter weit nach hinten geschleudert, und wir selbst wurden bis zur Hüfte mit Erdreich bedeckt. Zum Glück wurden wir dabei nicht verletzt. An einem anderen Tag lagen wir in Beobachtungsbunkern auf einer Anhöhe. Da drangen Geräusche von einer Straße aus zu uns herauf. Es stellte sich heraus, dass es sich um T-34-Panzer handelte. Ich sah noch, wie einer der Panzer sein Rohr Richtung Bunker, in dem ich saß, schwenkte und sprang schnell hinaus ins Freie. Da schlug auch schon das Geschoss im Bunker ein. Wir machten uns danach schnell aus dem Staub. Schließlich mussten wir versuchen, den Kessel zu sprengen.

Die Ausbruchsstelle war etwa 60 Meter breit und lag unter ständigem Beschuss durch sowjetische Panzerabwehrkanonen (Pak). Zusammen mit einem Kameraden begab ich mich an eine Stelle, die wir als toten Winkel identifiziert hatten, und wir kamen so ohne Schaden aus dem Kessel heraus. Anderen erging es nicht so gut. Unsere Toten und Verwundeten lagen an der Ausbruchsstelle teilweise einen halben Meter hoch aufeinander. Damals herrschten eisige Minustemperaturen von -25° C. Bei unserem anschließenden 20 km langen Marsch trat ich in ein Wasserloch und zog mir Erfrierungen an den Füßen zu. Ich musste danach im Februar 1945 vier Wochen lang im Lazarett in **Wien-Stammersdorf** behandelt werden.

6000 Kilometer von zu Hause weg

Im März 1945 kam ich zurück nach Niederschlesien. Es war unsere Aufgabe, als Nachhut die Evakuierung der Bevölkerung zu sichern, wobei ich als Kompaniemelder eingesetzt war. Bei Kriegsende befanden wir uns in der Nähe von **Königgrätz** in der Tschechei. In einer Hohlschlucht wurden wir am 9. Mai 1945 durch die Rote Armee entwaffnet. Dabei lagen links und rechts von uns tschechische Hilfskräfte mit MGs auf der Lauer. Am 10. Mai 1945 zogen wir dann in die Kaserne in Königgrätz ein, wo wir 1 Brot für 8 Mann erhielten und mit kleineren Hilfsarbeiten beschäftigt waren. Nach 14 Tagen wurden wir auf ein Bauerngehöft bei **Clumetz** verlegt. Dort gab es pro Tag eine Suppe mit Fleischeinlage. Die Verpflegung sowie die Behandlung durch die Rote Armee waren recht gut, und ich hatte das Glück, dass ich diese positive Erfahrung auch während des Restes meiner dreijährigen Gefangenschaft machen durfte. Wir wurden dann per Zug nach **Auschwitz** verfrachtet, wo wir in einer Halle an der Verladestelle des ehemaligen Konzentrationslagers untergebracht waren. Von dem KZ-Gelände selbst sahen wir nichts. Nach 11 Tagen begann dann mit dem Zug die große Reise gen Osten. Ich wurde dem Küchenwagen zugeteilt, wo ich für die Beschaffung von Holz und das Feuern der Öfen zuständig war. Außerdem war es zusammen mit anderen meine Aufgabe, an den Haltepunkten das Essen in die Waggons zu tragen und auszuteilen. Das brachte mir auch den Vorteil, regelmäßig an die frische Luft zu kommen und mir die Beine vertreten zu können, was den Kameraden in den anderen Waggons nicht vergönnt war. Die Versorgung auf unserem Transport war gut, es gab regelmäßig Rauchfleisch zu essen. Das erklärt auch, dass es kaum Todesfälle gab. Unsere Reise dauerte 26 Tage und führte uns bis hinter den Ural, in die Gegend von Chelyabinsk, 6000 km Luftlinie vom Ostertal entfernt. Auf diesem Transport hatte sich auch Emil Sonntag aus Breitenbach befunden.

Ich wurde in das Lager Nr. 702/7 in **Gorgina bei Chelyabinsk** eingewiesen. Dieses war ab 1944, also noch während des Krieges, mit 1000 Gefangenen aufgefüllt worden, von denen bei unserer Ankunft nur noch 500 da waren. Die andere Hälfte war gestorben, insbesondere an der Ruhr, die durch verunreinigtes Wasser hervorgerufen worden war. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse stark gebessert, und ich kann nur sagen, dass es uns im Lager in Gorgina recht erträglich ging. Wir bekamen sogar Kaffee zum Trinken, der mit vorher abgekochtem Wasser zubereitet wurde. Etwas schlechter wurde die Versorgung, als der kalte Krieg einsetzte und die Lebensmittellieferungen aus den USA, an denen wir uns vorher hatten erfreuen dürfen, ausblieben. Sie war aber immer noch als gut zu bezeichnen. Es gab drei Mal pro Tag ein Dreiviertelliter warme Suppe, morgens und abends zusätzlich noch 200 g Brot, mittags zur Suppe 250 g Brot sowie ein Viertelliter Hirse- oder Haferflockenbrei. Damit ließ es sich recht gut leben. Auch die medizinische Versorgung war erfreulich gut, was nicht zuletzt dem Engagement der sowjetischen Ärzte zu verdanken war. Als einmal ein Kamerad an Lungenentzündung erkrankt war, brachte ein Arzt jeden Tag aus seinem Privatbestand von zu Hause drei Eier mit, die er für ihn in der Küche zubereiten ließ. Er blieb dann so lange am Krankenbett sitzen, bis sie der Patient gegessen hatte. Innerhalb von 8 Tagen war der Mann wieder bei Kräften. Ich selbst war in Gorgina nie erkrankt. Auch die Verhältnisse bei den Arbeitseinsätzen waren trotz der bisweilen harten körperlichen Anstrengung recht erträglich. Manchmal arbeiteten wir zusammen mit einheimischen Kräften, und das Arbeitsklima war gut. Ich selbst

war zunächst 4 Tage lang in der Lagerküche eingesetzt. Dann gehörte ich zu einem Kommando, das Flößholz von Eisenbahnwagen abladen musste, das dann zum Häuserbau verwendet wurde. Danach arbeitete ich in meinem gelernten Beruf als Schreiner. Wir setzten in den Holzhäusern Türen und Fenster ein. Außerdem arbeitete ich beim Bau von Steinhäusern. Diese wurden im Sommer begonnen, und die ersten Leute zogen danach schon in die unteren Stockwerke ein. Die oberen Steinreihen wurden dann im Winter aufgesetzt, teilweise bei -30° C. Hierzu wurden Zement und Sand in einer großen Halle aufgewärmt und mit heißem Wasser angemacht. Dann musste es schnell gehen, der Mörtel musste verarbeitet werden, bevor er einfro. Zeitweise mussten wir auch in der Grube oder auf dem Bahngelände arbeiten.

Wir kamen nicht nur auf der Arbeit in Kontakt mit der Zivilbevölkerung. Auf dem Weg zu den Arbeitsstellen und zurück durften wir manchmal über den Markt schlendern und dort einkaufen. Zu Geld kamen wir immer dann, wenn wir die gesetzte Norm überschritten hatten. Auch ich verdiente bei einem dieser Einsätze nicht schlecht und bekam nach Abschluss der Arbeiten 80 Rubel ausbezahlt. Eines Tages, im Jahr 1947, wurden wir durch einen in die Region Chelyabinsk verbannten Zivilisten zur Arbeit abgeholt. Er konnte etwas Deutsch, und ich kam mit ihm ins Gespräch. Als ich ihm sagte: "Ich bin aus Hoob em Oschderdal" hellte sich sein Gesicht auf, und er sagte: "Aah, Hoob, Marth, Saal, Oschderdal – kenn ich! War en Sand Wennel en Bahnwerkstatt." Es handelte sich um einen ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen, der in St. Wendel hatte arbeiten müssen! Er fuhr fort: "Sonndaachs ens Oschderdaal, dorch Diefebachdal. Gebeddelt en Hoob un Leiderschweller. Leid gudd em Oschderdal. Brod genn." 6000 Kilometer von zu Hause, hinter dem Ural, traf ich jemanden, der Hoof und das Ostertal kannte!

Verschlüsselte Nachricht

Bereits ab 1946 gingen immer wieder Transporte in die Heimat. In jenem Jahr kam auch Emil Sonntag aus Breitenbach nach Hause. Bei mir dauerte es länger. Von zu Hause hörte ich nichts während meiner ganzen Gefangenschaft. Und auch meine Angehörigen wussten zunächst nicht, wo ich war. Wir durften nur einmal einige Zeilen nach Hause schreiben. Ich hielt dies zwar für einen leeren Propagandatricks, schrieb aber dennoch die Karte, in Druckschrift. Dabei verwendete ich einzelne Großbuchstaben in den Wörtern, die sich zu GORGINA zusammensetzen ließen. Die Karte ist auch tatsächlich angekommen, und meine Angehörigen verstanden die verschlüsselte Nachricht und wussten nun, wo genau ich mich befand. Im Juli 1948, nach drei Jahren und im Alter von 21, war auch ich an der Reihe. Es ging endlich zurück in die Heimat, ohne Bewachung, über Frankfurt an der Oder und Eisenach. In Eisenach waren wir 3 Tage lang auf der Wartburg untergebracht. Weiter gings dann über Bebra und Bretzenheim, wo ich noch einen Stempel in meine Papiere erhielt, nach Neunkirchen. Dort kam ich abends um 21 Uhr an. Ein Eisenbahner half mir, den Bahnhof Hoof anzurufen. Dort erreichte ich Gustav Fell aus Hoof, der gerade auf dem Bahnhof Dienst tat und bat ihn, meine Angehörigen von meiner bevorstehenden Ankunft zu unterrichten. Der nächste Zug ging um 0.30 Uhr. Mitten in der Nacht holten mich meine Schwester und Schwägerin dann am Bahnhof in Hoof ab. Nach meiner Rückkehr erfuhr ich von anderen Ostertälern, wie schlecht sie im Lager Bretzenheim und sonstwo von den Amerikanern und Franzosen behandelt worden waren. Ich konnte es kaum glauben, dass sie ausgerechnet bei den Westmächten hatten Schlimmes durchmachen müssen. Ich selbst kann mich über meine Zeit in der Sowjetunion nicht beschweren, mir ist es im Vergleich dazu hervorragend gegangen. Irritiert haben mich damals auch Berichte von amerikanischen Jagdbombern, die noch einzelne Leute in den Feldern angriffen, als Deutschland schon längst am Boden lag. Der Krieg hat uns unsere Jugendzeit geraubt. Es ist gut, dass die Generationen nach uns so etwas nicht durchmachen mussten. ■

Der letzte Spätheimkehrer

Zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt

Erich Closter

* 1925, Selchenbach (Harthnickels)

Leichen in den Panzergraben gekippt

Erich Closter wurde am 16. April 1925 in Selchenbach geboren. Nach der Volksschule erlernte er das Bäckerhandwerk; die Gesellenprüfung absolvierte er im Februar 1943, kurz nach dem Fall von Stalingrad. Den erlernten Beruf auch auszuüben, erhielt er gar keine Gelegenheit, denn nach einem halben Jahr Arbeitsdienst wurde er Ende Oktober 1943 zur Wehrmacht einberufen. Der Ausbildung bei einer Einheit in Trier folgte die Zuteilung zum Kampfбатаillon 1020 in Mutzig bei Straßburg. Von dort aus ging es auf die Halbinsel Krim, wo die Einheit der 73. Infanterie-Division unterstellt war. Als die Krim 1944 nach heftigen Gefechten geräumt werden musste, kam Erich Closter gerade noch mit dem letzten Geleitzug über das Schwarze Meer in den rumänischen Hafen Konstanza. Er wurde nun an die Ostfront verlegt und kam dort beim Rückzug am 3. Februar 1945 in Schwedt an der Oder, nordöstlich von Berlin, in sowjetische Gefangenschaft.

In dem Auffanglager Zichenau (Ciechanow) nördlich von Warschau herrschten katastrophale Verhältnisse. Die Gefangenen lagen bei großer Kälte in offenen Rohbauten, deren Räume total überbelegt waren. Die Verpflegung war unzureichend, so dass viele Gefangene an Ruhr erkrankten. Richtige Toiletten gab es keine. Man hatte vielmehr große Gruben ausgehoben und darüber "Donnerbalken" errichtet. Einige Gefangene, die meist schon sehr schwach waren, fielen von diesen Balken und erstickten in der Brühe. Täglich starben etwa 50 bis 60 Landser in dem Lager. Mit einem amerikanischen Transporter wurden die Leichen in einen nahen Panzergraben gefahren, der dann von einer Raupe zugeschoben wurde. Ende April 1945 suchte die Lagerverwaltung etwa 300 Gefangene aus, die noch einigermaßen arbeitsfähig erschienen. Zu ihnen gehörte auch Erich Closter. Sie wurden nach Litauen transportiert und kamen ins Lager Wilna I. Wegen ansteckender Krankheiten mussten sie dort zunächst vier Wochen in Quarantäne verbleiben. In dieser Zeit erfuhren sie, dass Deutschland kapituliert hatte.

Geschlagen und getreten

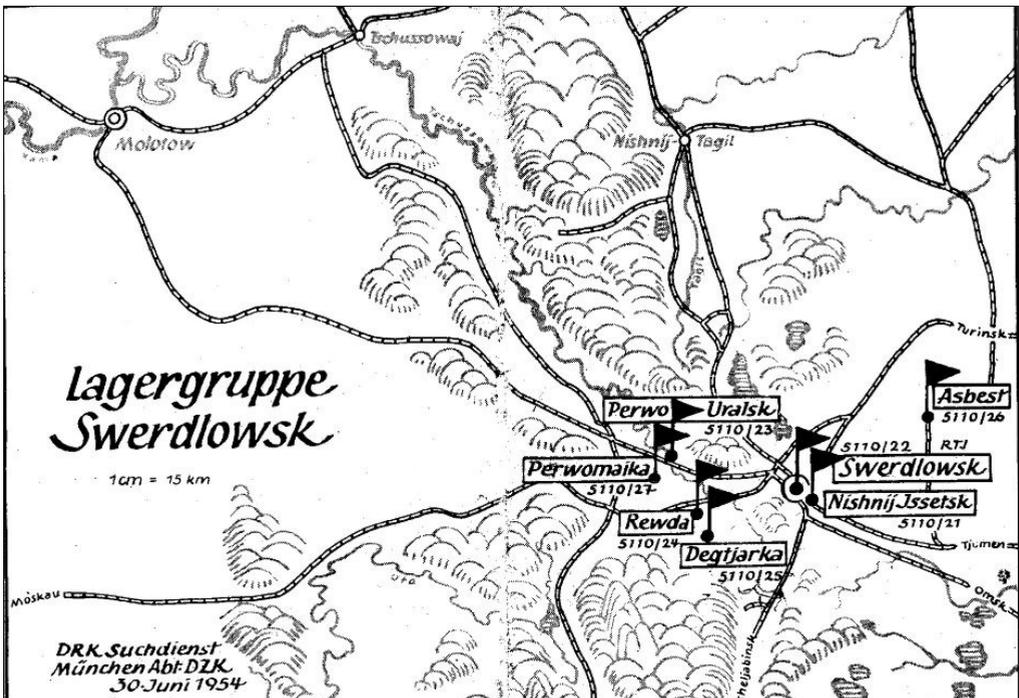
Nach etwa drei Monaten zogen 200 Mann ins Gefangenenlager Wilna III um. Dieses Lager war früher einmal ein Gutshof gewesen, die Männer lagen in den ehemaligen Stallungen. Dort schliefen sie auf Holzpritschen in drei Etagen; Decken oder Strohsäcke gab es nicht. Das Essen bestand aus Wassersuppe und Brot. In einer Entfernung von drei Kilometern hatten die Gefangenen die Erdbewegungen für den Bau eines Flugplatzes auszuführen. Nach einem Jahr bekam Erich Closter plötzlich Lagersperre, das hieß, er durfte nicht mehr draußen arbeiten. Es stellte sich heraus, dass er von seinem Gruppenführer, einem Mann aus Aachen, bei der russischen Miliz "angeschwärzt" worden war. Um was es sich gehandelt haben soll, ist nicht bekannt. Der NKWD, die politische Polizei, verhörte ihn und wollte ein Geständnis erpressen. Er wurde geschlagen und getreten, dass ihm das Blut aus Mund und Nase lief. Doch Closter blieb hart. So wurde er schließlich in einen Erdbunker mit einer Grundfläche von 80 mal 80 cm gesperrt. Es war kalt und dunkel, hinlegen konnte er sich nicht. Die Verpflegung bestand aus einer Wasserbrühe und etwas Brot. Doch die Kameraden vergaßen ihn nicht. Durch einen Rost in der Decke warfen sie ihm nachts, wenn die Kontrollen nicht mehr so streng waren, kleine Pellkartoffeln herein, die ihm zu überleben halfen. Jeden dritten Tag fanden weitere Vernehmungen statt, die aber auch nicht zu dem gewünschten Geständnis führten. Nach 37 Tagen konnte Closter den Bunker endlich verlassen, doch es dauerte gut drei Monate, bis er sich von den Strapazen wieder etwas erholt hatte. Im Herbst 1947 wurde Erich Closter zusammen mit etwa 300 Mitgefangenen in Viehwaggons von Wilna nach Nowoscherkassk bei Rostow am Don

transportiert. In dem dortigen Bunkerlager gab es noch weniger Verpflegung als bisher, dafür wimmelte es aber von Läusen, Flöhen und Wanzen. Dazu mussten die Gefangenen in einem Steinbruch Schwerarbeit leisten. Im Sommer 1948 wurde Erich Closter auch noch an einer Fistel im After operiert. Vier Wochen lang konnte er nicht laufen, sondern musste auf Händen und Knien kriechen. Das war die schlimmste Zeit in seinem langjährigen Lagerleben.

25 Jahre Zwangsarbeit

Als das Bunkerlager aufgelöst wurde, kam Erich Closter Ende 1948 in ein Lager bei Taganrog am Asowschen Meer. Hier waren die Verhältnisse erträglicher. Die Gefangenen durften ohne Bewachung in das Mannesmann-Werk gehen, in dem sie arbeiteten. Und sie erhielten erstmals sogar einige Rubel für ihre Arbeit. Im September 1949 gab es einen erneuten Ortswechsel, wieder nach Rostow am Don, diesmal in ein sogenanntes Seimasch-Lager. Die Arbeit in einem großen Mähdrescherwerk war zu bewältigen. Im Dezember 1949 kam dann die Nachricht, dass alle Lagerinsassen in die Heimat entlassen werden sollten. Sie löste natürlich große Freude aus. Nach der Einkleidung und der Ausgabe der Waggonkarten erschien aber plötzlich ein Angehöriger der Lagerleitung und teilte mit, dass Erich Closter und 17 weitere Männer von der Entlassungsliste gestrichen seien. Und es kam noch schlimmer. Zwei Tage später wurden die 18 ins Gefängnis gesperrt, wegen angeblicher Kriegsverbrechen.

An dieser Stelle ist ein kurzer historischer Rückblick notwendig, um die damalige politische Situation zu beleuchten. Nach dem Überfall Hitler-Deutschlands auf die Sowjetunion im Juni 1941 kam es hinter der deutschen Front zu schwersten völkerrechtswidrigen Aktionen. Einheiten von SS, SD, Polizei und zum Teil auch der Wehrmacht ermordeten Hunderttausende sowjetischer Menschen, hauptsächlich kommunistische Funktionäre und Juden. Das hatten die Sowjets, nachdem sich die deutschen Truppen ab 1943 zurückziehen mussten, nicht vergessen.



Lagergruppe Swerdlowsk in der Sowjetunion. Im Lager Degtjarka war zeitweise auch der letzte Ostertaler Heimkehrer, Erich Closter aus Selchenbach, gefangen.

Bis zum Kriegsende kamen mehr als drei Millionen deutsche Soldaten in sowjetische Kriegsgefangenschaft, dabei auch viele, die an Kriegsverbrechen beteiligt gewesen waren. Nach diesen suchten die Sowjets nun entsprechend eines Ukas (Erlasses) Stalins vom 19. April 1943. Im Jahr 1945/46 fanden 200, im Jahr 1947 717 Prozesse statt. Bis April 1948 wurden 1112 Deutsche als "Kriegsverbrecher" verurteilt. 1949 war dann eine rapide Steigerung der Verurteilungszahlen festzustellen. Diese ungewöhnliche Entwicklung ließ vermuten, dass es mittlerweile nicht mehr darum ging, einen Rückstand an Straftaten abzarbeiten, sondern darum, Sollzahlen zu erfüllen und Faustpfänder in die Hand zu bekommen für mögliche, sich abzeichnende politische Verhandlungen. Denn mittlerweile war in Westdeutschland die Bundesrepublik gegründet worden, und da benötigte man sowjetischerseits wirkungsvolle Verhandlungsobjekte. So kam es ab 1949 in den Kriegsgefangenenlagern zu großen Verhaftungswellen. Seit Öffnung der Moskauer Archive in der Gorbatschow-Zeit ist bekannt, dass es seit Frühjahr 1948 Weisung aus Moskau gab, die Verfahren gegen deutsche Kriegsgefangene mit Urteilen wegen "Kriegsverbrechen" abzuschließen. Die bis 1948 verurteilten 1112 Deutschen reichten nicht mehr aus, Außenminister Molotow verlangte mehr. Sein Stellvertreter Wyschinski forderte die pauschale Verurteilung "unabhängig vom Dienstrang und unabhängig davon, ob der einzelne Verbrechen verübt habe oder nicht". Der Sowjethistoriker Lew Besymenski, einer der besten Kenner der Materie, schreibt: "Schließlich existierte ein Automatismus des damaligen Systems, und wenn befohlen wurde, Kriegsverbrecher zu finden, so wurden sie gefunden. Das Strafmaß '25 Jahre' wurde wie eine Schablone gehandhabt." Auch Erich Closter und seine 17 Mitgefangenen wurden im Januar 1950 wegen angeblicher Kriegsverbrechen zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt. Die "Verhandlung" dauerte 15 Minuten, es gab weder eine Anklage noch eine Verteidigung. Die Gefangenen rätselten anschließend über den Grund ihrer Verurteilung und kamen schließlich übereinstimmend zu der Auffassung, es könne sich nur um eine "politische Sache" handeln.



Erich Closter in Friedland 1956

Vor Freude die Erde geküsst

Die Verurteilten kamen Mitte Januar 1950 ins Lager Schachty, etwa 35 Kilometer von Rostow entfernt. Bei ihrer Arbeit, dem Bau eines Kohlenschachtes, wurden sie scharf bewacht. Nach Auflösung dieses Lagers kamen sie ins Lager Degtjarka bei Swerdlowsk im Ural, wo sie in einem Kupferbergwerk arbeiteten. Als Bundeskanzler Adenauer 1955 nach Moskau fuhr, um über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur Sowjetunion zu verhandeln, erfuhren das auch die deutschen Kriegsgefangenen in Degtjarka. Die Aufseher sagten zu ihnen: "Skorro damoy", was soviel bedeutete wie "bald nach Hause". Anfang Januar 1956 war es dann soweit, mit der Eisenbahn ging es über Moskau Richtung Deutschland. Erst nach der Grenze bei Herleshausen fiel von den Männern die Angst ab, vielleicht doch noch aus dem Zug herausgeholt zu werden. Einige, auch Erich Closter, haben nach dem Aussteigen vor Freude die Erde geküsst. Es war Montag, der 16. Januar 1956. Mit einem Omnibus ging es von Herleshausen weiter bis zum Aufnahmefeld Friedland, wo gewisse Formalitäten zu erledigen waren. Am nächsten Tag kam Erich Closter bei seiner Familie in Selchenbach an. Er war der letzte Kriegsheimkehrer des mittleren Ostertals. Zu seinen Ehren veranstaltete die Gemeinde Selchenbach eine Feier, an der neben der Familie und den Dorfbewohnern auch Vertreter des Landratsamts

Kusel sowie der Bürgermeisterämter Konken und Niederkirchen teilnahmen.

Nach einer Übergangszeit fand Erich Closter Arbeit als Hüttenwächter beim Neunkircher Eisenwerk. 1961 heiratete er Erika Schmidt aus Dörbach im Donnersbergkreis, mit der er zwei Töchter bekam. Dem Verband der Heimkehrer trat er schon bald nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft bei. Regelmäßig nahm er auch an Kameradschaftstreffen von Spätheimkehrern teil. In seinem Nachlass befinden sich mehrere Mitgliederverzeichnisse der "Lagergemeinschaft Schachty", das letzte aus dem Jahr 1995.

Kein Rehabilitierungsbescheid

Seit den 1970er Jahren stand der Heimkehrerverband mit der Bundesregierung in Kontakt wegen der Bewertung der in der Sowjetunion verhängten Strafen gegen die Kriegsgefangenen und deren Rechtsstellung. In der Bundesrepublik wurden die Urteile nicht in das Strafregister eingetragen und galten deshalb auch nicht als Vorstrafen. Jedoch war es der Bundesregierung nicht möglich, mit der Sowjetunion eine vertragliche Regelung zu vereinbaren. Das Klima änderte sich erst, als Michael Gorbatschow Generalsekretär der KPdSU wurde. Auch dessen Nachfolger, Präsident Boris Jelzin, stand der Problematik aufgeschlossen gegenüber. Mit ihm konnte schließlich Bundeskanzler Helmut Kohl am 16. Dezember 1992 in Moskau eine "Gemeinsame Erklärung ... über die Rehabilitierung unschuldig Verfolgter" vereinbaren. Sowjetischen Einwänden gegen eine pauschale Rehabilitierung waren darin Rechnung getragen, aber Einzelrehabilitierungen nach Prüfung der Aktenlage waren jetzt möglich. Im Sommer 1993 reichte Erich Closter bei der deutschen Botschaft in Moskau einen Antrag auf Rehabilitierung ein. Die Botschaft gab das Schreiben an das russische Außenministerium weiter und teilte Closter mit, dort werde jeder Fall anhand der archivierten Aktenbestände geprüft. Allerdings sei das sehr zeitaufwändig, weshalb mit einer längeren Bearbeitungsdauer gerechnet werden müsse. Am 23. November 1996 ist Erich Closter verstorben. Ein Bescheid über seinen Antrag findet sich in seinem Nachlass nicht. ■

Hans Kirsch; Quellen: Nachlass Erich Closter; Wagenlehner, Günther Stalins Willkürjustiz gegen die deutschen Kriegsgefangenen Bonn, 1993

Das Durchgangslager Friedland

Das Grenzdurchgangslager Friedland wurde am 20.9.1945 auf Anordnung der damaligen britischen Militärregierung zur Durchschleusung und ersten Betreuung von Evakuierten und Flüchtlingen eingerichtet. In den ersten Nachkriegsmonaten und -jahren wurden vor allem Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemals deutschen Ostgebieten aufgenommen. Nach einer Vereinbarung der britischen und der sowjetischen Militärregierung über den Austausch von Kriegsgefangenen kamen am 13.8.1946 mit dem ersten großen "Heimkehrertransport" die ersten 1.200 Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion im Lager an. Ab Ende 1948 begann die Kinderrückführung. Kinder, die durch die britisch-sowjetische Grenze von ihren Angehörigen getrennt worden waren, wurden ausgetauscht. Ab 1950 begann die Familienzusammenführung der Deutschen aus Polen und somit die erste große Aussiedlerwelle.



Heimkehrerfigur Friedland

Ostertaler Frauen im Reichsarbeitsdienst und Kriegshilfsdienst

Lazarettdienst an der Ostfront

Gertrud Fuhr geb. Dick

Das Inferno von Dresden überlebt

* 1921, Königreicher Hof, aufgewachsen Hoof

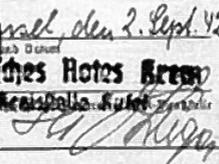
Unerwartete Begegnung zweier Ostertäler

Weil ich in unserer Gegend keine Arbeitsstelle finden konnte, meldete ich mich im Jahr 1940 im Alter von 18 Jahren freiwillig zum weiblichen Reichsarbeitsdienst (RAD), bei dem ich ein halbes Jahr lang in **Zell im Wiesental** im Schwarzwald zum Einsatz kam. Wir waren dort etwa 40 "Arbeitsmädchen", wie es damals hieß, aus ganz Deutschland und Österreich, darunter auch einige aus dem Kreis Kusel und aus der Gegend von Kaiserslautern. Untergebracht waren wir in einem Haus, das heute – so konnte ich bei Urlaubsreisen in den Schwarzwald feststellen – abgerissen ist. Wir halfen während dieser Zeit Bauern in ihrem Betrieb und Haushalt, wobei alle 4 Wochen der Wechsel zu einem anderen Bauern erfolgte.

Nach meiner Entlassung nach Hause vertrat ich zunächst einmal meine erkrankte Schwester im Fliegerkrankenhause in Neunkirchen, die dort bei der Essensausgabe gearbeitet hatte. Nach dem Tod meiner Schwester meldete ich mich beim Roten Kreuz in Kusel und bewarb mich als Schwesternhelferin. Als man mich fragte, wo ich später einmal eingesetzt werden wollte, antwortete ich in jugendlicher Unbekümmertheit: "Je weiter weg, desto besser.", ohne zu ahnen, welche Konsequenzen das noch für mich haben würde. In der Augenklinik in **Heidelberg** erhielt ich die theoretische Unterweisung und wurde danach noch in Neustadt an der Weinstraße, im Mutterhaus in Mainz und in Saarbürg bei Trier praktisch geschult. Nach etwa einem halben Jahr schickte man mich 1942 tatsächlich so weit weg wie möglich: Ich wurde der Kriegslazaretteinheit 1/533 (R) zugeteilt und erhielt den Marschbefehl in die Sowjetunion.

In einem Zug voller Soldaten erreichte ich schließlich das Feldlazarett in **Jassy-owataja** im Südabschnitt der Ostfront, nordöstlich der Krim-Halbinsel. Dort waren mehrere hundert schwer und leicht verwundete Soldaten untergebracht. Bei ihrer Einlieferung wurden sie zuerst von uns einmal gründlich gebadet, um Dreck, Läuse, Flöhe und anderes Ungeziefer zu beseitigen. Manchmal gab es Fliegeralarm, und dann mussten wir alle Patienten in den Keller evakuieren. Bei den Luftangriffen erlitt unser Lazarett zum Glück aber keinen Schaden. So zog sich ein Jahr dahin. An Weihnachten 1943 sollte jeder vom Personal und jeder Patient noch eine Weihnachtsgans erhalten. Doch da hieß es plötzlich, das Lazarett müsse vollständig geräumt und nach Westen verlegt werden. Wir wurden in Eisenbahnwaggons gesteckt, wo pro Wagen 32 Patienten plus 1 Schwester und 1 Sanitäter untergebracht waren. Der Boden war mit Stroh bedeckt, und dort lagen die Verwundeten während des Transports.

Nach mehreren Tagen Fahrt, die uns über **Schitomir** in der Ukraine führte, erreichten wir schließlich **Winniza**. In einem großen Komplex, der früher der russischen Kaiserin Katharina als Residenz gedient hatte, mussten wir erst einmal einen Lazarettbetrieb aus dem Boden stampfen. Das Gelände war so weitläufig, dass wir anfangs unsere Wege mit Kreidezeichen markieren mussten, um wieder zurück zu finden. Eines schönen Tages sagte ein Sanitäter zu mir: "Schwester Trude, du bist doch aus Hoof im Ostertal. Eben ist jemand aus Marth im Ostertal eingeliefert worden." Ich rätselte noch, wer das denn sein könnte, da stand plötzlich ein Landser vor mir und sprach mich mit den Worten an: "Dich kenn ich." Es war Ernst Gerharth, geboren in Marth und aufgewachsen in Bubach und Niederkirchen. Allerdings konnte er mein Gesicht noch nicht richtig zuordnen und fuhr fort: "Wer bischd du dann aus

	Name: <u>Dick</u> Vorname: <u>Gertrud</u> DRK-Dienstgrad: <u>Schwesterhelferin</u> Geburtstag und -ort: <u>9.9.21 Königsdorf Hof</u> Anschrift: <u>Hof i. O.</u> Diensth.:
	Alle Behörden, Partei- und Wehrmacht-Dienststellen werden gebeten, den Inhaber, die Inhaberin dieses Ausweises in Ausübung des Wehrdienstes zu unterstützen und jede Förderung angedehnt zu lassen. 
Eigenhändige Unterschrift des Inhabers / der Inhaberin <u>Gertrud Dick</u> 	Nur gültig mit Dienstjahresbeglaubigungsmarkte 
Für Berechtigten (m): Dieser Ausweis gilt als Sanitätszeichen des DRK.	Datum: <u>den 2. Sept. 42</u> Ort nach Datum: Deutsches Rotes Kreuz Kreisverband Berlin <u>Kreisstelle Berlin</u> 

Rot-Kreuz-Ausweis von Gertrud Dick

Hoob? Ich war dort emool beim Dick Alwin. Saa nur, du bischd sei Schweschder?!" Und die war ich tatsächlich. Nach diesem unerwarteten Zusammentreffen kümmerte ich mich zunächst einmal persönlich um Ernst und riet ihm, sich in die Station AB verlegen zu lassen, wo ich Dienst tat. Das hat dann auch geklappt. So kam es zu einer erfreulichen Begegnung zweier Ostertäler mitten im Kriegsgetümmel im Osten. Auch der Dienst in Winniza war nicht von Dauer. Es ging bald ständig zurück, gen Westen, wo ich in verschiedenen Lazaretten Dienst tat, deren Namen ich heute vergessen habe. Wir kamen dabei auch durch **Siebenbürgen**, wo wir auf einem Bahnhof mit rohem Pferdefleisch versorgt wurden. Wir gingen in den Ort, und dort waren freundliche Menschen deutscher Abstammung, die uns aus dem Fleisch Gulasch zubereiteten. Auf diesem Transport sind uns die Patienten in so großer Zahl weggestorben, dass wir einen Friedhof hätten eröffnen können.

Wir landeten schließlich 1944 auch für einige Zeit in der oberschlesischen Stadt **Hindenburg**. Dort lag bei uns ein junger 18-jähriger Soldat mit einer Beinverletzung, dessen Schicksal mir besonders zu Herzen ging. Er hatte sich eine Wundinfektion zugezogen, und die Ärzte bezweifelten, ob er diese überleben würde. Wir benachrichtigten die Eltern in Hof bei Frankfurt an der Oder und kümmerten uns besonders um ihn, um ihm wenigstens noch einmal eine Begegnung mit seinen Eltern zu ermöglichen. Als diese eintrafen, wollte ich das Zimmer verlassen. Doch er hielt mich an meiner Schürze fest. Nur etwa eine halbe Stunde später ist er dann gestorben. Die Eltern meinten zu mir: "Er muss sehr an Ihnen gehangen haben." Ich selbst war Anfang 1945 erkrankt, mit Verdacht auf Lungenentzündung, und lag für einige Zeit in einem Lazarett bei **Berlin**. Es war erschütternd für mich, die zerstörte deutsche Hauptstadt sehen zu müssen, mit all ihrem schlimmen Kriegs- und Flüchtlingselend.

Schreckliche Bombennacht in Dresden

Nach meinem Lazarettaufenthalt, es war inzwischen Mitte Februar 1945, erhielt ich zwei Wochen Genesungsurlaub zu Hause. Die Eisenbahnfahrt ging von Berlin zunächst einmal nach **Dresden**. Dort kamen wir nachts auf dem Bahnhof an und gerieten in den schlimmen britischen Bomberangriff vom 14./15. Februar 1945 hinein. Die Situation traf mich, das Mäd-

Die Zerstörung von Dresden

In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar 1945 erfolgte auf Dresden der schwerste Luftangriff auf eine Stadt im Zweiten Weltkrieg. 773 britische Bomber warfen in zwei Angriffswellen zunächst gewaltige Mengen an Sprengbomben ab. Durch die Zerstörung der Dächer und Fenster konnten die anschließend abgeworfenen etwa 650.000 Brandbomben eine größere Wirkung entfalten. Ihr Feuersturm zerstörte rund 80.000 Wohnungen, und ihre Hitzeeinwirkung deformierte sämtliches Glas in der Innenstadt. Dem britischen Nachtangriff auf die ungeschützte Stadt, die über keinerlei Luftabwehr verfügte, folgte am Tag die Flächenbombardierung durch 311 amerikanische Bomber. Am 15. Februar musste das bereits vollständig zerstörte und mit schlesischen Flüchtlingen überfüllte Dresden einen weiteren Angriff der US-Luftwaffe überstehen.

Weit über 35.000 Zivilisten verloren ihr Leben. Die bis zur Unkenntlichkeit verkohlten Toten lagen noch Tage auf der Straße oder in den Trümmern, ehe die Leichenberge zur Verhinderung von Seuchen verbrannt werden konnten. Die Zerstörung Dresdens war der Höhepunkt gezielter Flächenbombardements der Alliierten gegen die deutsche Zivilbevölkerung.



chen vom Lande, völlig unvorbereitet. Als die Bomber anflogen, rannten die Leute wie wild weg, hinein in die Luftschutzbunker und Keller. Im Nu war niemand mehr da. Das Ganze geschah in einer solchen Hektik, dass selbst Kinderwagen mit Kindern in dem Durcheinander einfach stehengelassen wurden. Wir Schwestern waren ziemlich hilflos und wussten nicht, was wir tun sollten. Da sahen wir deutsche Landser, die sich hinter der Bahnsteigkante auf die Gleise warfen, um dort Schutz zu suchen. Schnell taten wir dies auch. Schon ging das Spektakel los. Die Bomber warfen "Christbäume" ab, Leuchtmarkierungen, mit denen sie ihr Zielgebiet absteckten. Es war das erste und das letzte Mal, dass ich so etwas gesehen habe. Als die Bomben fielen, krachte es um uns herum fürchterlich, die Erde dröhnte und bebte. Es schien Stunden zu dauern und kein Ende mehr zu nehmen. Als die Bomber endlich ihr zerstörerisches Werk vollendet hatten, war Dresden ein flammendes Inferno. Menschen schrieten die ganze Nacht von überall her in Panik. Zum Glück war das Bahnhofsgelände nicht sonderlich in Mitleidenschaft gezogen worden, weil es wohl außerhalb der eigentlichen Angriffszone lag, und wir blieben unversehrt. Nach dieser schrecklichen Bombennacht ging es am nächsten Tag mit dem Zug weg aus der rauchenden Stadt gen Westen, nach **Eisenach**. Dort gerieten wir in einen Jagdbomberangriff, bei dem wir den Zug verlassen und unter einer Bahnstättunterführung Schutz suchen mussten. Der Rest der Heimreise verlief ohne weitere Zwischenfälle.

Ich war also Mitte Februar 1945 zu Hause, für zwei Wochen. Im Ostertal standen die Amerikaner bereits vor der Tür. Ich erlebte hautnah die ständigen Tieffliegerangriffe mit. Dass es so schlimm zu Hause sein würde, hatte ich mir nicht vorgestellt. In den Lazaretten hatten wir wenigstens noch die Möglichkeit, uns in Luftschutzkeller zu begeben. Doch hier wusste ich nicht, was ich tun sollte, wenn die Jagdbomber die Gegend unsicher machten und fühlte mich ihnen hilflos ausgeliefert. Ja, es war so schlimm für mich, dass ich sogar sagte: "Ich will lieber wieder weg aus dem Ostertal, zurück in den Osten!" Nach Ende meines Genesungsurlaubs, Anfang März 1945, nur 2 Wochen vor der Besetzung des Ostertals durch die Amerikaner, machte ich mich zusammen mit Karoline Geis aus Hoof, die zur Luftwaffe eingezogen war, auf den Weg nach Kaiserslautern zum Bahnhof. Züge fuhren damals kaum noch welche, wir mussten die Strecke per LKW zurücklegen. In Bamberg trennten sich schließlich unsere Wege. Ich

fuhr über Wien nach Prag. In **Prag** wollte mich die Feldpolizei verhaften, weil ich meine Urlaubsfrist überzogen hatte. Doch ich machte den Männern klar, dass im Westen kaum noch voran zu kommen war und ich deshalb so verspätet dran war. Meine Einheit fand ich in den Wirren aber nicht mehr und wurde deshalb einfach einem anderen Lazarett zugeteilt.

Bange Minuten im Lazarettzug

Anfang Mai 1945 befanden wir uns in der Tschechei, wieder einmal mit unseren Patienten in einem Lazarettzug auf dem Rückzug. In einem Bahnhof sahen wir einen zusammengeschnittenen Gepäckzug. Einige von uns entdeckten in den überall herumliegenden Gepäckstücken ihre eigenen Utensilien. Unterwegs fiel uns dann auf, dass deutsche Bahnhofschilder mit Farbe übermalt waren. Was sollte das schon wieder bedeuten? Uns schwante nichts Gutes. Als wir dann überall auf Bahnhöfen tschechische Zivilisten sahen, die durch Gesten uns gegenüber andeuteten, man würde uns den Hals umdrehen, bekamen wir große Angst. Wir sahen auch deutsche Landser, die offenbar von Zivilisten schwer misshandelt worden waren. "Wäre ich doch einfach nur in Hoof geblieben und nicht mehr aus meinem Genesungsurlaub zurückgekehrt!", machte ich mir selbst Vorwürfe. Kurz vor **Saatz im Sudetenland** blieb unser Zug plötzlich stehen. Es ging nicht mehr weiter, weil die Lokomotive, sei es durch Beschuss oder durch eine Sprengladung, beschädigt worden war. Schon bald wurde uns klar, dass der Krieg für uns zu Ende war: In der Gegend konnten wir sowjetische, amerikanische und französische Truppen beobachten. Ich weinte in dieser Situation angesichts der ungewissen Zukunft. Mehrere Tage standen wir dort mit unseren Waggons, waren uns selbst überlassen und wussten nicht, was mit uns geschehen würde. Während dieser Zeit erfuhr ich anschaulich, dass es überall gute Menschen gibt und leider auch andere. Manche Rotarmisten waren sehr freundlich und kamen zu uns, um uns Brot, Butter und andere Lebensmittel zuzustecken. Für diese Zeichen der Mitmenschlichkeit waren wir sehr dankbar. Wir durften uns auch im Bahnhof mit Wasser versorgen. Einmal wollte mir ein tschechischer Zivilist die zwei schweren Eimer abnehmen und für mich tragen. Doch ich war zu stolz und wies ihn ab. Ich wurde während dieser ungewissen Zeit auch einmal von einem Landser zu einem anderen Waggon gerufen. Dort waren schon ein Arzt und mehrere Sanitäter und Krankenschwestern versammelt. Sie schmiedeten Pläne zum Abhauen. Doch ich weigerte mich kategorisch, mich an dieser Fluchtaktion zu beteiligen und sagte zu den anderen: "Ich lasse die Verwundeten hier nicht im Stich! Ich bleibe hier!" Wer weiß, was aus diesem Plan und den anderen schließlich geworden ist.

Schwierig wurde es für uns immer abends, wenn sowjetische Soldaten, teilweise im Wodka-Rausch, zu uns an die Waggons kamen. Unser Arzt hatte uns Schwestern empfohlen, uns nicht mehr zu waschen, uns, wenn möglich, als Männer zu verkleiden und die Waggon Türen so gut es ging zu verrammeln. Öfter kamen die Sowjets und zerrten an den Türen, angeblich, um Schwestern abzuholen, die Kranke betreuen sollten. Doch die, die mitgehen mussten, kamen vergewaltigt zurück. Eines Abends kamen sie auch an unsere Tür und schriegen: "Aufmachen!" Es blieb uns nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten. Vier standen draußen, einer kam in unseren Waggon herein. Er zeigte auf mich und sagte: "Du, mitkommen!" Ich war innerlich vor Angst aufgewühlt, ließ mir das aber nicht anmerken und bedeutete ihm mit ruhiger Stimme – um Zeit zu gewinnen –, ich müsse mir zuerst noch meine Stiefel anziehen. Ich setzte mich also in eine Ecke, hinter die Verwundeten, und wartete. Dem Sanitäter in unserem Wagen gelang es, während dieser Zeit wegzulaufen, um unseren Chefarzt zu Hilfe zu rufen. Dem sowjetischen Soldaten dauerte es doch zu lange, und er trat drohend auf mich zu. Ich hob die Arme und flehte ihn leise mit zitternder Stimme an: "Bitte erschießen!" Damit war es mir durchaus ernst, ich wollte auf keinen Fall mit den Soldaten gehen. In dieser gespannten Situation fingen die verwundeten Landser in unserem Waggon alle an, laut um Hilfe zu rufen. Der Sowjetsoldat überlegte es sich daraufhin plötzlich wieder anders, verpasste mir wütend mit aller Kraft eine Ohrfeige und machte sich dann mit seinen Kumpanen aus dem

Staub. Ich stand nach meiner Rettung unter Schock, sprang aus dem Waggon hinaus, eilte in den benachbarten und schrie dort die Verwundeten hysterisch an: "Warum habt ihr mir nicht geholfen? Warum habt ihr mir nicht geholfen?" Aber die hatten mir ja unmöglich helfen können, einer mit einem Bauchschuss war sogar von den Sowjets getreten worden.

Endlich, nach mehreren Tagen, waren zu unserer Erleichterung plötzlich Amerikaner da, die die Sanitäter, Ärzte und Schwestern mit LKWs abholten und in den **Raum Marienbad - Karlsbad** fuhren. Was mit den vielen Verwundeten geschah, erfuhren wir nicht. Dort wurden wir auf freiem Feld in einem Lager gefangen gehalten. Es ging uns bei den Amerikanern noch relativ gut. Wir hatten zwar ständig Hunger, doch es reichte zum Überleben, und die Witterung war recht mild. Nachts schliefen wir in den Kornfeldern. Nach 4 Wochen wurden wir dann endlich aus der Gefangenschaft entlassen. Ich gab als Heimatort Darmstadt an, weil das in der amerikanischen Zone lag und ich den Franzosen nicht so recht traute. In Darmstadt kam ich per Zug mitten in der Nacht an. Da stand ich nun, alleine in einer fremden zerbombten Stadt, und wusste nicht wohin. "Wäre ich doch nur gestorben", dachte ich bei mir selbst und weinte. Da sah ich einen amerikanischen Militärlaster, der mit entlassenen Gefangenen und Zivilisten beladen war und, wie ich erfuhr, nach Neustadt an der Weinstraße fahren sollte. "Alles voll!", hieß es jedoch. Doch der Fahrer erkannte mich als Krankenschwester, kam auf mich zu und sagte: "Eine Krankenschwester lasse ich nicht stehen." So durfte ich doch mitfahren. Ich hatte auch weiterhin Glück. Von Neustadt aus fuhr der Laster nach Kaiserslautern, und der Fahrer – er war dort stationiert –, nahm mich auch diesmal wieder mit. In Kaiserslautern übernachtete ich zunächst einmal, und am nächsten Tag brachte mich der freundliche Mann mit dem LKW extra noch nach Neunkirchen. Von dort lief ich zu Fuß nach Hause nach Hoof. "Je weiter weg, desto besser", hatte ich 1941 noch gesagt. Nun war ich froh, dass meine Kriegsodyssee endlich zu Ende war. In einer Näherei in St. Wendel fand ich danach wieder eine Anstellung. Öfter habe ich mich nach dem Krieg mit ehemaligen Kameraden und Kameradinnen aus unserer Einheit, die aus dem Saarland oder der Pfalz stammen, wieder privat getroffen. Es haben auch mehrere organisierte Treffen in größerem Stil stattgefunden, wo wir uns aus ganz Deutschland wieder zusammenfanden, das letzte Mal 1986 in Graacht an der Mosel. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Februar 2002

Vom Reichsarbeitsdienst zur Luftwaffe

Karolina Schreier geb. Geis

Mit der Eierkarte durch die Kontrollen

* 1926, Hoof (Matze)

Bei Familien und in der Rüstung

Eigentlich wollte ich Kindergärtnerin werden und absolvierte deshalb 1943 in Hoof im NSV-Kindergarten im alten Zollhaus bei Irma Trautmann aus Saal (heute Irma Kauf) ein Praktikum. Aus einer Ausbildung auf diesem Gebiet wurde dann aber nichts, denn am 09. November 1943 wurde ich 17-jährig nach einer vorangegangenen Musterung zum Reichsarbeitsdienst (RAD) eingezogen. Damals mussten alle Mädchen unseres Jahrgangs dorthin einrücken, die nicht zurückgestellt waren (z. B. wegen der Notwendigkeit der Mithilfe zu Hause). Da ich eine jüngere Schwester hatte, die im elterlichen Haushalt helfen konnte, traf die Ausnahmeregelung für mich nicht zu. Auch andere Mädchen aus dem Ostertal, z. B. Elfriede Stuber aus Hoof, mussten zum RAD. Ich landete in einem Barackenlager bei **Böhl-Iggelheim** in der Nähe von Ludwigshafen. Dort waren etwa 45 "Arbeitsmädchen" untergebracht, einige davon auch aus der Gegend von Neunkirchen und Saarbrücken. Wir erhielten eine RAD-Uniform, wurden vereidigt und trugen danach auch die RAD-Brosche. Ich war zunächst 13 Wochen im Außendienst bei einer Familie mit 13 Kindern eingesetzt, deren Mutter erkrankt war. Es war eine streng katho-

liche Familie, und sie durften nicht wissen, dass ich evangelisch war, sonst hätten sie mich vermutlich nicht akzeptiert. Ich kam mit diesen Leuten aber sehr gut aus, sie waren immer nett und freundlich zu mir. Meine Aufgabe bestand z. B. darin, auf die Kinder aufzupassen und sie bei Luftalarm in einen Luftschutzbunker zu begleiten. Danach kam ich für 8 Wochen zu einer Weinbauernfamilie in Böhl. Ein neuer Abschnitt begann schließlich mit unserer Verlegung nach **Speyer**. Dort waren wir in einem Tanzsaal untergebracht und schliefen in Etagenbetten. Wir wurden in einem Rüstungsbetrieb der Siemens AG als Arbeiterinnen eingesetzt und mussten Kopfhörer für Kurzwellenempfänger zum Abhören des feindlichen Funkverkehrs zusammenbauen.



Karoline Schreier geb. Geis

Auf dem Fliegerhorst

Im November 1944 war meine Zeit beim RAD zu Ende. Danach wurde ich aber gleich zwecks Kriegshilfsdienst zur Luftwaffe einberufen. Ich kam auf den Fliegerhorst **Bindlach bei Bayreuth**, wo über 1000 Mädchen in einer Flugzeugwerft in riesigen Montagehallen bei der Flugzeugreparatur beschäftigt waren. Bei den Maschinen handelte es sich hauptsächlich um beschädigte oder defekte Jagdflugzeuge. Ich selbst war allerdings in der Küche I eingesetzt, eine von insgesamt 6 Großküchen. In der Nähe befand sich übrigens auch ein großes Lager für sowjetische Kriegsgefangene. Diese hatten kein Dach über dem Kopf und mussten im Freien lagern. Wir selbst waren anfangs in festen Gebäuden untergebracht. Die waren aber alle verlaust und verwanzt, so dass wir in Baracken verlegt wurden, die recht gemütlich waren. Im Februar 1945 schickte mich der Kompaniechef, dem ich unterstellt war, mit der Bemerkung nach Hause, er habe die

Mitteilung bekommen, mein Vater sei krank. Was ich nicht wusste: er meinte es gut mit mir und wollte mir das Kriegsende in der Fremde ersparen. Er gab mir noch Post für seine Familie in Kaiserslautern mit, und dann machte ich mich mit dem Zug auf den Weg. Zwischen Bamberg und Würzburg ging es kaum voran, wir wurden durch 13 Fliegerangriffe aufgehalten. Von Heidelberg aus schaffte ich es per Anhalter bis Neustadt, dann ging es mit der Bahn nach Kaiserslautern, wo ich die mitgenommene Post abgab. Als ich endlich in **Hoof** ankam, war ich 4 Tage unterwegs gewesen, während derer ich auf Bahnhöfen übernachtet hatte.



*Karoline Schreier geb. Geis (hinten, 3. v. l.)
im Kreise von RAD-Kameradinnen*

Die Situation im Ostertal war angespannt. Die vorrückenden Amerikaner standen vor der Tür. Es kam der Gedanke auf, einfach dazubleiben und nicht mehr nach Bayreuth zurückzukehren. Mein Vater, Adolf Geis, war damals Bürgermeister, und er fürchtete in diesem Fall Probleme, weil mir das womöglich als Desertion ausgelegt worden wäre. So schickte er mich vor lauter Angst wieder weg. Zusammen mit Gertrud Dick, die als Krankenschwester einberufen worden war und die ebenfalls wieder weg musste, fand ich einen LKW der Organisation Todt (OT), der von einem französischen Kriegsgefangenen gefahren wurde. In Homburg stie-

gen noch weitere Leute zu, und es ging über Kaiserslautern Richtung Hochspeyer. Doch dort fuhr der Wagen die Böschung hinunter und überschlug sich. Wir blieben unversehrt, die Reise war aber vorerst einmal zu Ende. Zu Fuß marschierten wir zurück nach Kaiserslautern und übernachteten bei einer bekannten Familie. Durch Vermittlung der Feldgendarmarie fanden wir einen anderen LKW, und wir erreichten schließlich, teilweise auch mit der Bahn, Würzburg. Zusammen mit etwa 500 Soldaten lagen wir dort mehrere Tage auf dem Bahnhof, bevor es weiter ging. In Bamberg trennten sich unsere Wege. Gertrud Dick reiste über Wien nach Prag, während ich wieder nach Bayreuth fuhr.

Als mich mein Kompaniechef wieder auftauchen sah, schlug er die Hände über dem Kopf zusammen. Er hatte mich doch nur loswerden wollen, und nun war ich wieder da. Bayreuth war bis dahin von Luftaktivitäten weitgehend verschont geblieben. Im April 1945 hatten aber auch wir unter Luftangriffen zu leiden. (Bayreuth wurde am 05. und am 08. April 1945 durch die Amerikaner bombardiert). Wenn es Alarm gab, mussten wir in vorher festgelegten Gruppen 2 km weit in den nahen Wald eilen, um dort Deckung zu suchen. Schon bald nahten die amerikanischen Bodentruppen. Das männliche Luftwaffenpersonal setzte sich ab, wir Mädchen waren uns jetzt selbst überlassen. Zusammen mit einigen anderen wohnte ich nun unter dem Dachboden bei einer Familie in der Nähe des Fliegerhorstes. Die riesigen Lagervorräte der verlassenen Anlage waren eine wahre Fundgrube für uns. Wir schleppten so viel wir konnten weg: Schuhe, Mäntel, Wildlederhandschuhe und natürlich Lebensmittel. Die Ziegeln auf unserem Dachboden stopften wir zur Isolierung mit Decken, die wir fanden, aus. Auf dem Horst entdeckten wir auch einen weitläufigen mit vollen Flaschen gefüllten Weinkeller. Was jetzt aus uns werden sollte, war allerdings noch unklar.

Mit eigenartigem Ausweis durchgeschlagen

Als die Amerikaner dann da waren, half uns ein freundlicher deutschstämmiger US-Soldat aus unserer misslichen Lage. Wir hatten Bezugskarten für Eier bei uns. Auf die drückte er verschiedene offizielle Stempel der US-Army. Ausgerüstet mit diesen eigenartigen Ausweisen kamen wir danach tatsächlich ohne Probleme durch alle Kontrollen hindurch. Transportiert wurden wir von einem LKW-Fahrer, der sich nach Hause nach Westfalen durchschlagen wollte. Wir luden unsere Ausrüstung, darunter auch mein Fahrrad, auf das Verdeck seines Lasters auf, uns los gings. Schließlich erreichten wir seine Heimatstadt **Detmold in Westfalen**, wobei unterwegs je nach Reiseziel sich einige von uns trennten. Von Detmold aus schlugen wir uns mit einem Handkarren, der mit unseren Säcken und Rucksäcken beladen war, als befreite Fremdarbeiterinnen verkleidet, bis nach **Lage** durch, wo eine unserer Kameradinnen herstammte. Bei Kontrollen durch britische Soldaten redeten wir auf diese mit einem frei erfundenen Kauderwelsch ein, der sie glauben machte, wir seien Verschleppte aus Osteuropa. Danach nahm mich meine Kameradin Herta Schröder, zu der ich heute noch Kontakt habe, mehrere Wochen lang in ihr Haus bei Lage auf.

Dann wagte ich den Aufbruch nach Hause. Per Fahrrad ging es los, zunächst nach Kassel, von dort nach **Neckargemünd bei Heidelberg**. Ich war 5 Tage unterwegs und übernachtete auf dieser Reise bei freundlichen Leuten auf dem Heustall oder im Schafstall. In Neckargemünd wohnte ich noch einige Tage bei einer früheren RAD-Kollegin. Dann hörte ich von einem LKW-Transport Richtung Saarland. Die Tante meiner Kollegin verpasste mir eine Rot-Kreuz-Armbinde, und mit Hilfe dieser bin ich dann durch alle Kontrollen hindurch geschleust worden. Mein Fahrrad hatte ich auch dabei. In Homburg verließ ich den Transport und radelte Richtung Ostertal. Ich kam dabei über Frohnhofen die Landstraße an der Labach vorbei. Bei Werschweiler jagte mir eine Kompanie amerikanischer Soldaten, die gerade vorüberzog, einen gehörigen Schreck ein, doch sie ließen mich unbehelligt passieren. Meine Familie hatte mehrere Monate nichts mehr von mir gehört. Endlich, es war inzwischen Juni 1945, war ich zur ihrer großen Freude nach einer langen Irrfahrt wieder zu Hause. Schon bald mussten sich alle Leute ohne Entlassungsschein ab einem bestimmten Jahrgang im Lager

Bretzenheim bei Mainz melden, das damals noch von den Amerikanern geführt wurde. Als ehemalige Hilfskraft bei der Luftwaffe gehörte auch ich dazu. Mit dabei war auch Hans Holzappel aus Hoof, der bei Kriegsende erst 16 Jahre alt war. Zehntausende von deutschen Soldaten lagen in Bretzenheim in elender Verfassung auf freiem Feld. Sie hatten vor lauter Hunger sogar die Wiesen abgegrast. Uns ging es dort doch wesentlich besser. Fünf Tage lang waren wir in Baracken interniert und wurden dann, ausgerüstet mit den nötigen Papieren, nach Hause entlassen. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Februar 2002

Frauen im Kriegshilfsdienst



Rot-Kreuz-Schwestern werden vereidigt



Wehrmachtshelferinnen in einer Fernmelde-Vermittlungsstelle

Wie schon im Ersten Weltkrieg mussten Frauen auch im Zweiten Weltkrieg wesentliche Aufgaben in Wirtschaft, Verwaltung, Militär und Krankenpflege übernehmen. Am Ende des Krieges waren ca. 450.000 Frauen als Helferinnen bei den drei Wehrmachtsteilen im Einsatz. Ihre Tätigkeiten reichten vom Fernmeldebetriebsdienst als Telefonistinnen, Fernschreiberinnen und Funkerinnen über den Stabsdienst als Stenotypistinnen, Bürohilfskräfte und Botinnen bis zum Einsatz als Hilfskanoniere an Flakhilfsgeräten. Tausende dienten in der Reichsluftverteidigung zur Abwehr feindlicher Flugzeuge im Horchdienst, Flugwachdienst, Flugmeldedienst, Wetterdienst, Jägerleitdienst, Luftschutzdienst und Sanitätsdienst. Einige Einheiten dieser Kategorien bestanden am Ende des Krieges fast ausschließlich aus Frauen. Dabei waren sie teilweise uniformiert oder trugen zu ihrer Zivilbekleidung ein Ärmelband z. B. "Stabshelferin des Heeres". Den größten Umfang erreichte das Wehrmachtshelferinnenkorps zur Jahreswende 1944/45, als der Krieg praktisch zu Ende war. In dieser Zeit gerieten viele Helferinnen in den Strudel der Rückzüge. Tieffliegerangriffe, Bombardements, Partisanenüberfälle und überstürzte Fluchtbewegungen setzten ihnen zu. Die Zahl der Getöteten ist heute ebensowenig feststellbar wie die der Vermissten und Gefangenen.

Wir sollten zur Organisation Werwolf

Dienst beim Oberkommando der Luftwaffe

Martha Cullmann

* 1923, Bubach (Klaane)



Martha Cullmann

Nach dem Besuch der Schule für Haushalts- und Kinderpflege von 1938 bis 1940 in Kaiserslautern leistete ich bei einem Bauern in einer kinderreichen Familie ein Landjahr ab. Das war die Voraussetzung für die Zuteilung einer Arbeitsstelle durch das Arbeitsamt. Ich erhielt eine Anstellung im NSV-Kindergarten in Niederkirchen, damals ein "kriegswichtiger Betrieb" und danach in den Jahren 1941 und 1942 in verschiedenen NSV-Kindergärten in Lothringen im Kreis Diedenhofen, in Niederjeutz, Waldwiesen, Kneutingen und Ötringen. Ein halbes Jahr beim Reichsarbeitsdienst (RAD) leistete ich bei Familie Haase in Alberdissen im Kreis Lippe-Detmold ab. Danach folgte 1943 - 1944 wieder ein Jahr Kindergarten, und zwar in Schrimmingen, Kreis Diedenhofen.

Schließlich wurde ich 1944 kriegsdienstverpflichtet und zur Luftwaffe nach Mainz einberufen, wo ich einen Funkerlehrgang besuchte. Von Mainz ging es nach Berlin-Gladow. Danach kam ich als Luftpnachrichtenhelferin (LNA) zum Oberkommando der Luftwaffe (OKL) nach **Potsdam-Eiche**. Ab dem 16. April 1945 war ich beim Rückzug in einem luxuriösen Führungszug (mit

fließend Warm- und Kaltwasser) von Berlin-Treuenbriezen mit Marschbefehl nach Wasserburg am Inn unterwegs. Unsere Zahlstelle in Bischofswerda hatte damals kein Geld, weshalb wir für diese Reise von unserer Kameradschaftshelferin (Kafi) jeweils 100 Reichsmark erhielten. Im Zug hatten meine Kolleginnen und ich einen mit Schreibmaschine geschriebenen Zettel um den Hals hängen, wonach wir bei einem Umschwung der Lage automatisch der Organisation Werwolf angehören würden, einer NS-Organisation, die die Alliierten aus dem Untergrund heraus bekämpfen sollte. Über Würzburg kamen wir bis nach **Bad Aibling**, wo uns die Amerikaner aufgriffen. Vor unserer Gefangennahme hatten uns deutsche Landser zum Glück noch den Werwolf-Zettel vom Hals gerissen und vernichtet. Von den Amerikanern wurde ich bis zum 16. Juni 1945 in einem Gefangenenlager interniert und dann nach Hause geschickt.

Interview durch Walter Harth, Juni 1995

Die Organisation Werwolf

Bei der Organisation Werwolf handelte es sich um eine deutsche Partisanenorganisation, die in der letzten Phase des Krieges gebildet wurde, aber mangels Personal und Material in den Anfängen stecken blieb. Die Kommandos sollten die Besatzungstruppen und "innere Feinde" aus dem Untergrund heraus bekämpfen.

Auf das Konto der Organisation gehen etliche Ermordungen, die spektakulärste war die "Hinrichtung" des durch die Amerikaner eingesetzten Bürgermeisters von Aachen am 25. März 1945. Wenn die Alliierten Mitglieder des "Werwolfs" aufspürten, wurden diese gewöhnlich auf der Stelle erschossen.

Das Lager wurde unter Quarantäne gestellt

Hedwig Spengler

Kamm- und Fingerappell

* 1922, Osterbrücken (Spenglersch)



Hedwig Spengler

Im Frühjahr 1941 wurde mein Jahrgang (1922) komplett in Kusel für den Reichsarbeitsdienst (RAD) gemustert. Nicht eingezogen wurden jedoch diejenigen, die familiäre Gründe geltend machen konnten. Ich selbst musste, wie auch 3 weitere junge Osterbrücker Frauen, im Herbst 1941 einrücken. Mit einem Sonderzug des RAD ging es von Mannheim aus bis Berlin. Von dort wurden die Einberufenen auf die verschiedenen Lager aufgeteilt. Ich selbst landete in **Weissack in der Niederlausitz** im RAD-Lager Ellenhof, einer ehemaligen Mühle weit abseits des Ortes. Die 40 "Arbeitsmädchen" dort kamen hauptsächlich aus dem nahen Sachsen und Brandenburg, aber auch aus dem Sudetenland und Pommern. Ich gehörte zu einer Gruppe von etwa 10 Pfälzerinnen.

Das Lagerleben war an bestimmte Regeln geknüpft. Um 6 Uhr morgens hieß es Wecken, danach Waschen, und um 8 Uhr gab es Frühstück. Danach mussten wir antreten und konnten zu unseren Arbeitsstätten abmarschieren. Nach der Rückkehr um 15 Uhr stand weltanschauliche und politische Bildung im Sinne des Nationalsozialismus auf dem Programm, die von der Lagerführerin durchgeführt wurde. Mit disziplinarischen Maßnahmen machte ich auch schon bald Bekanntschaft. Als eine Gruppe ihr Revier nicht sauber geputzt hatte, mussten alle zur Strafe 2 Stunden lang den Mühlgraben ausputzen. Regelmäßig mussten wir auch zum "Kammappell" antreten, wobei unsere Haarkämme auf Sauberkeit geprüft wurden. Manchmal gab es auch einen "Fingerappell". Für unsere Arbeit beim RAD bekamen wir 20 Pfennig pro Tag, was gerade einmal für Seife, Zahnpasta und Schuhputzzeug reichte. Das Essen war gut, doch Pakete von zu Hause bildeten stets eine willkommene Zusatzration.

Ich war an verschiedenen Stellen in der Umgebung von Weissack im Einsatz. Da war zum einen ein älteres Bauernhepär, dessen Sohn sich im Krieg in Frankreich befand. Ich half dort etwa 4 Wochen lang im Haushalt. Dann musste ich 14 Tage lang eine erkrankte Kameradin auf dem Hof einer alten Frau im Nachbardorf vertreten und dort zusammen mit einem polnischen Zwangsarbeiter den Betrieb versehen. Eine weitere Station war ein Förster und dessen erwachsene Tochter, denen ich als Haushaltshilfe zur Seite stehen musste. Aushelfen mussten ich auch etwa 2 Wochen lang bei einem Ehepaar mit 3 kleinen Kindern und einer alten Großmutter. Schließlich wurden wir auch manchmal gruppenweise auf einem Rittergut bei der Feldarbeit, hauptsächlich in der Kartoffelernte, eingesetzt. Dabei wurden wir morgens mit einem Leiterwagen abgeholt und nachmittags auch wieder zurückgebracht.

Eines Tages waren meine Lagerschuhe verschwunden. Ich suchte sie überall und konnte sie nirgends finden. Im Falle eines Verschwindens musste der Besitzer selbst auf eigene Kosten für Ersatz sorgen. Das war aber nicht mein Hauptproblem. Vielmehr war ich sehr traurig darüber, dass sie womöglich durch eine Kameradin gestohlen worden waren. Ich weinte, und die Lagerführerin nahm mich tröstend in ihre Arme. Dann ließ sie alle antreten und verkündete: "Falls die Schuhe nicht innerhalb von 24 Stunden wieder da sind, verhängt ich eine sechswöchige Ausgangssperre!" Das fruchtete. Am nächsten Morgen fand ich meine Schuhe wieder in meinem Fach.

An Weihnachten 1941 durften wir 8 Tage lang nach Hause in Urlaub fahren. Das war für die Kameradinnen aus Sachsen und Brandenburger kein Problem, da sie aus der Nachbar-

schaft kamen. Doch wir aus der Pfalz mussten uns eine teure Zugfahrkarte kaufen, um nach Hause zu gelangen. Nach unserer Rückkehr gingen dem Lager die Kohlen aus, so dass nur noch eingeschränkt geheizt werden konnte. Die "Maiden" aus Sachsen und Brandenburg wurden daher einfach für 10 Tage wieder nach Hause geschickt. Da wir Pfälzerinnen uns diese erneute Reise nicht leisten konnten, durften wir in einem beheizten Teil des Lagers bleiben.

Eigentlich sollte der Dienst beim RAD nur 6 Monate dauern. Doch es kam anders. Am 31. Mai 1942, ein Tag vor unserer Entlassung, fühlte sich eine Kameradin nicht wohl. Ein Arzt diagnostizierte Scharlach und überwies sie in ein Krankenhaus. Dort ist sie 10 Tage später gestorben. Wegen dieser ansteckenden Krankheit wurde unser gesamtes Lager unter Quarantäne gestellt. Niemand durfte es verlassen, und niemand durfte von außen hinein. Selbst unsere Briefe nach Hause wurden mit dem Bügeleisen desinfiziert. Die Post wurde an einer Schranke von beiden Seiten aus übernommen. Die Erkrankungen kamen in Schüben: alle 10 Tage bekamen einige von uns Scharlach. Ich blieb zum Glück gesund. Wir vertrieben uns die Zeit mit Gartenarbeiten und Spielen. So ging es 5 Wochen lang, bis die Quarantäne wieder aufgehoben wurde.

Danach sollte eine große Abschiedsfeier auf einem nahegelegenen Fliegerhorst stattfinden, den die dortigen Soldaten für uns gestalten wollten. Wir hatten sie in den zurückliegenden Monaten öfter zum Kameradschaftsnachmittagen eingeladen. Auf diese Feier freuten wir uns schon alle. Einer der Soldaten war ein Ballettmeister aus Cottbus. Er übte mit einigen von uns einen Tanz ein, wozu auch die Mädchen vom Küchendienst gehörten. Zusammen mit einer Kameradschaftsführerin übernahm ich am Abschiedstag freiwillig die Vertretung des Küchendienstes, der noch proben wollte. Wir mussten dabei auch eine 40-Liter-Kanne Milch etwa 1 km vom Lager entfernt abholen. Wir staunten nicht schlecht, dass nicht eine, sondern zwei Kannen geliefert worden waren, weswegen wir den Weg zweimal zurücklegen mussten. Deshalb erschienen wir auch verspätet beim Antreten zur Abfahrt. Inzwischen hatten wir eine neue Lagerführerin bekommen, ein rabiates Weib, das uns sogleich als Strafe von der Abschiedsfeier ausschloss. Mit Wut im Bauch mussten wir zurückbleiben. Mit meiner Kameradin Edith Seidel aus Sachsen hatte ich noch viele Jahrzehnte nach dem Krieg bis zu ihrem Tod Kontakt, was sich auch in gegenseitigen Besuchen niederschlug. Noch heute stehe ich in Kontakt mit ihrer Tochter. ■

Interview durch Klaus Zimmer, März 2002



Abzeichen des weiblichen RAD



Titelbild einer RAD-Zeitschrift

Heimisches Federbett vermisst

Im Arbeitsdienstlager bei Berlin

Gertrud Harth geb. Müller

*1922, Selchenbach (Schreinersch)



Gertrud Harth geb Müller

Kesse Großstädterinnen

Zusammen mit etwa 20 Mädels aus unserem Dorf musste ich im Sommer 1941 nach Kusel zur Musterteilung für den weiblichen Reichsarbeitsdienst (RAD). Gerade mal 4 wurden in den folgenden Jahren eingezogen: Else Kern, Hilda Jung, Hilda Ritschar und ich. Ende September 1941 erhielt ich den Stellungsbeleg, der auf den 9. Oktober 1941 lautete. Der Transport, der ausschließlich aus Mädchen bestand, wurde in Mannheim zusammengestellt. Mit dem Zug fuhren Else Kern und ich morgens von Kusel aus dort hin. Während der Fahrt und auf dem Mannheimer Bahnhof sah man hin und wieder Bekannte, etwa Hedwig Spengler und Anna Weyrich aus Osterbrücken, hatte sie aber auch bald wieder aus den Augen verloren.

Zunächst wurden wir je nach Lagerzugehörigkeit auf die Eisenbahnwagen aufgeteilt, bevor am Nachmittag die Fahrt begann. Sie führte von Mannheim über Frankfurt am Main, Bebra, Erfurt und Halle in Richtung Berlin. Unterwegs hielt der Zug immer wieder mal an, um Gruppen aussteigen zu lassen, die sich zu ihren Lagern begaben. Else Kern etwa verließ den Zug bei Wittenberge an der Elbe. Mein Waggon war dagegen am Abend, als es dunkel wurde, noch voll besetzt. Es befanden sich ausschließlich Mädchen aus der Pfalz und aus Baden darin. Schließlich kamen wir spät abends auf dem Bahnhof Wriezen, nordöstlich von Berlin, an. Vor dem Bahnhof erwarteten uns schon Bauern, die uns mit Pferdewagen zum **RAD-Lager Lüdersdorf** brachten. Nach unserer Ankunft fielen wir todmüde in unsere Betten.

Am nächsten Morgen ging es nach dem Frühstück zunächst zur Schreibstube und dann zum Einkleiden. Anprobiert wurde nichts, da hieß es einfach "Passt! Passt!" Die Privatsachen und alles, was hier nicht gebraucht wurde, mussten wir in unsere Koffer packen und mit der Bahn nach Hause schicken. Für die Dienstkleidung und die wenigen privaten Sachen, die wir noch bei uns hatten, stand uns lediglich ein kleiner Spind zur Verfügung. Nachdem wir zunächst die Lagerbaracken geputzt und "auf Vordermann" gebracht hatten, fand nach etwa 14 Tagen die Vereidigung statt, bei der wir auch die silberne Dienstnadel erhielten.

Wir, das waren insgesamt 48 "Arbeitsmädchen". Die meisten von ihnen kamen aus der Berliner und Brandenburger Gegend., einige aus Baden und einige aus der Pfalz. Wir Pfälzerinnen hielten immer gut zusammen. Mit der Zeit befreundete ich mich besonders mit Helene Wambsgans aus Rhodt unter Rietburg, Hermine Wegmann aus Schifferstadt und Erna Weber aus Wörsbach bei Kaiserslautern. Unter den 48 "Mädchen" gab es die verschiedensten Typen und Charaktere. Wir vom Land waren eher ruhig und zurückhaltend, die Berlinerinnen dagegen kess und manchmal etwas vorlaut. Wenn wir alte Volkslieder sangen, lachten sie und stimmten die "Berliner Luft" an. Etliche von ihnen hatten Abitur. Von einer weiß ich noch, dass sie Sportjournalistin werden wollte. Ihre Einkaufsmärkchen hatten sie meist schneller ausgegeben als wir. Wenn ich der einen oder anderen dann schon mal mit einem Märkchen aushalf, rief sie überschwänglich: "Oh, ich küsse dich!" Doch genau so schnell konnte das vergessen sein, dann riefen sie wieder "Pfälzer Dickköpfe" über uns. Mit der Arbeit in Küche und Landwirtschaft hatten die Städterinnen natürlich ihre Probleme. Nicht selten fanden sich im Schweinesaufen Bananenschalen, Korken oder Streichholzschachteln, die dort ja nichts zu suchen hatten. Sogar eine Baroness Carmen Silva von Ungarn-Sternberg hatten wir dabei. Sie kam aus Estland, von



RAD-Lager1645 in Lüdersdorf, Kreis Oberbarnim

einem Gut, das enteignet worden war. Als "Arbeitsmaid" musste sie aber dieselben Arbeiten verrichten wie alle anderen. Beim Kartoffelschälen zog sie jedoch immer Glacehandschuhe an. Die Arbeit, zu der wir nach der Vereidigung eingeteilt wurden, bestand aus Innendienst im Lager und Außendienst in der Landwirtschaft. Ich kam zunächst in den Außendienst. Während zu dieser Zeit in der Pfalz die Ernte schon eingebracht war, stand hier noch alles auf dem Feld. Der Hof, dem eine weitere "Maid" und ich zugeteilt waren, gehörte einem älteren Ehepaar namens Kraedke, dessen zwei Söhne und der Schwiegersohn an der Front waren. Neben dem Ehepaar und seiner 24-jährigen Tochter waren noch ein französischer und zwei polnische Kriegsgefangene sowie eine polnische Arbeiterin auf dem Hof anwesend.

Übernachtet haben wir immer im Lager. Morgens um 6 Uhr war Wecken, anschließend Frühsport, dann Waschen und Anziehen. Nach dem Aufziehen der RAD-Fahne sangen wir gemeinsam das Morgenlied: *"Der Morgen, das ist meine Freude, da steig ich in stiller Stund auf den höchsten Berg in der Weite, grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund."*

Zentimeterdicke Dreckschicht

Nach dem Frühstück im Gemeinschaftssaal begaben sich die "Maiden" dann zu Fuß zu ihren Arbeitsstellen. Auf unserem Hof hatten wir zunächst Kartoffeln auszumachen, alles von Hand und mit dem Karst. Bei der anschließenden Zuckerrübenernte regnete es ohne Unterlass. Das Mittagessen hätten wir eigentlich auf dem Hof einnehmen können, aber meine Kollegin und ich gingen dazu lieber zurück ins Lager. Zu unsauber war die Küche auf dem Hof. Und auf das, was uns die Polin zum Essen vorsetzte, verzichteten wir gerne, obwohl wir als Mädchen vom Land nicht empfindlich waren. Gänse und Hühner liefen im ganzen Haus umher und hinterließen natürlich auch ihre Spuren. Überhaupt führte die polnische Arbeiterin in dem Haushalt das Regiment, die Hausherrin war ihr einfach nicht gewachsen. Mir hat der Franzose, der von Beruf Lehrer war, immer Leid getan. Für ihn gab es keine Ausweichküche, und so hieß es für ihn oft "Hunger ist der beste Koch".

Nachmittags um 3 Uhr ging es vom Hof wieder zurück ins Lager. In Sportzeug, bei Schnee in Stiefeln, lernten wir zunächst marschieren. Lange Fußmärsche führten uns bis Schulendorf, Hahnekoop, Biesdorf und Wriezen. Nach Rückkehr ins Lager stand theoretische Schulung auf dem Plan: Haushaltsführung, Allgemeinbildung, Politik und Weltanschauung. Nach dem Abendessen wurde noch gemeinsam der Wehrmachts- und Frontbericht gehört,

bevor wir um halb 9 zu Bett gingen. Wie oft habe ich mir im Lager mein weiches Federbett von zu Hause herbeigewünscht. Das hiesige bestand aus ein paar Holzbrettern mit einem Strohsack, einem Leinentuch, einer in Leinen eingezogenen Decke und einem ebensolchen Kopfkissen. Am Fußende des Bettes stand ein Hocker, auf dem die Kleider exakt gefaltet abzulegen waren. Das alles wurde beim Stubendurchgang von Stabsmitgliedern kritisch überprüft. Stimmte die Ordnung nicht, konnte die Betreffende den Hocker gleich noch einmal aufbauen.

Nach einiger Zeit kam ich auf eine andere Außendienststelle, ebenfalls auf einem Hof mit zwei älteren Leuten namens Dierich. Auch hier war es mit der Reinlichkeit nicht gerade zum besten bestellt. Über Misthaufen und Jauchepfützen hinweg betrat man das Haus, und niemand dachte daran, vorher die Schuhe sauber zu machen. Innen glaubte ich zunächst, der Boden bestehe aus gestampftem Lehm. Als ich ihn einmal mit einer Kohlenschippe etwas reinigen wollte, stellte ich jedoch fest, dass unten Backsteine waren, auf denen sich mittlerweile eine circa 3 cm dicke Dreckschicht gebildet hatte. Die Hausfrau, die ansonsten das Herz auf dem rechten Fleck hatte, sagte zu mir: "Brauchst nicht zu putzen, wird doch wieder dreckig."

Weihnachtsurlaub und Rot-Kreuz-Kurs

Nach etwa 6 Wochen auf diesem Hof kam ich in den Innendienst im Lager. Neben dem Küchendienst verrichteten wir Arbeiten in der Waschküche, im Bügelraum, putzten Büros, Aufenthaltsräume, Schlafbaracken und Toiletten. Der Küchendienst hatte auch zwei kleine Schweine zu versorgen, was den "Arbeitsmädchen" aus dem Städtchen wenig Freude bereitetete. Inzwischen war es Winter geworden. Weihnachtsurlaub war anfangs nicht vorgesehen, wurde dann aber doch genehmigt. So konnten wir die Zeit vom 20. Dezember 1941 bis zum 3. Januar 1942 zu Hause verbringen. Die Fahrtkosten - für mich 70 RM - mussten wir allerdings selbst aufbringen. Meine Eltern übernahmen sie jedoch gerne, wäre es doch das erste Mal gewesen, dass ich ein Weihnachtsfest nicht hätte daheim verbringen können. Von meinem eigenen Verdienst während der RAD-Zeit hätte ich die Fahrkarte auch gar nicht bezahlen können, denn wir erhielten lediglich 20 Pfennige pro Tag. Und davon mussten wir auch noch unsere Seife, Zahncreme und Schuhcreme bezahlen. Selbst die Briefe, die wir schrieben, mussten wir aus der eigenen Tasche frankieren.

Einmal in der Woche, jeweils mittwochs, nahmen alle "Arbeitsmädchen" an einem Rot-Kreuz-Kursus teil, der in Wriezen stattfand. Dazu mussten wir eine Stunde hin und eine Stunde zurück laufen. Im Winter bei grimmiger Kälte war das keine reine Freude. Nach einem guten Abschluss waren wir aber alle stolz und hatten die Entbehrungen bald vergessen. Nach insgesamt einem halben Jahr war unsere RAD-Zeit zu Ende. Am 30. März 1942 fuhren wir vom Anhalter Bahnhof in Berlin aus in Richtung Heimat, wo ich am nächsten Tag ankam.

Im Jahr 1944 wäre ich fast noch einmal zum RAD gekommen. Eines Abends kam ein örtliches Parteimitglied in unsere Wohnung. Er sah mich beim Bügeln und meinte scheinheilig, ich hätte beim Arbeitsdienst anscheinend doch schon viel gelernt. Als mein Vater fragte, was er wolle, druckte er zunächst etwas herum. Dann sagte er, dass es in der jetzigen schweren Zeit ja nicht mehr so viele Freiwillige gebe. Man wolle aber dem Führer ein Geschenk machen und suche deshalb freiwillige "Arbeitsmädchen". Da wurde mein Vater aber ungemütlich. Wenn jedes der 20 gemusterten Mädchen aus dem Dorf dabei gewesen sei, könne er wieder kommen. Bis dahin gelte: "Dort hat de Schreiner e Loch gelosst!" Wochenlang haben meine Eltern und ich Angst gehabt, diese grobe Abfuhr könnte Folgen für uns haben. Aber es blieb gottlob alles ruhig.

Nach dem Krieg musste ich mich übrigens wegen meiner RAD-Zugehörigkeit einem Entnazifizierungsverfahren unterziehen. Es wurde im französischen Lager Bretzenheim bei Mainz durchgeführt und endete mit dem Bescheid: "Vom Gesetz nicht betroffen." ■

Guter sowjetischer Kommandant Rigoros für Disziplin gesorgt

Anna Weber geb. Weyrich
* 1922, Osterbrücken (Jobs)

Meine Odyssee nach Rügen

Mein Leben weg von zu Hause begann 1941 mit dem Einzug zum Reichsarbeitsdienst (RAD) und führte mich zunächst ins RAD-Lager Elisabethhöhe bei **Glindow-Werderhavel** in der Nähe von Berlin. Wir waren etwa 40 Kameradinnen, darunter auch viele aus der Pfalz und einige aus Luxemburg. Ein halbes Jahr lang arbeiteten wir in den Gemüseplantagen und Obstanlagen einer neuen Siedlung und im Haushalt der Familien sowie auf einem großen Bauerngut in der Kartoffel- und Rübenernte. Nach Hause entlassen, begann ich 1942 ein Praktikum im Krankenhaus in Kusel und ließ mich danach an der Rudolf-Krähl-Klinik in **Heidelberg**, die zur dortigen Uni-Klinik gehörte, als DRK-Krankenschwester ausbilden. Nach einem Schnellexamen wurde ich 1943 nach einem Jahr dem Militär zum Lazarettendienst übergeben und nach **Saarburg bei Trier** versetzt. Ende 1944, als sich von Westen her die Front näherte, wurde unser Lazarett nach **Nassau an der Lahn** evakuiert. Wir konnten es dort aber nicht wieder aufbauen, weil schon ein Tag vor unserer Ankunft ein anderes verlegtes Lazarett die Räumlichkeiten in Beschlag genommen hatte. So ging es zunächst nach **Wiesbaden** in die Nervenschussabteilung, wo wir bei Massagen eingesetzt wurden. In immer weiteren Stationen wurden wir gen Osten verlegt. Schließlich erreichten wir **Berlin**, wo wir uns im Wartestand befanden. Dort konnte ich bei meiner Schwester wohnen und bekam auch die schweren Bombardement aus der Luft mit, die der Stadt sehr zusetzten. Weiter ging es nach **Cottbus**. Auch dort waren wir nicht lange. Als die Rote Armee von Osten her vordrang, ging es wieder zurück nach **Berlin**. Dann sollten wir in **Dresden** ein neues Lazarett aufbauen. Doch als wir dort Mitte Februar 1945 ankamen, lag die Stadt in Schutt und Asche. Unsere Odyssee wurde dann **auf Rügen** endlich beendet, wo wir in **Wiek** ein in einem ehemaligen Kinderheim untergebrachtes Lazarett führten. Danach wurde ich in ein kleines Notlazarett in einem Schulhaus im Ostseebad **Binz auf Rügen** versetzt. Untergebracht waren wir Schwestern bei Privatleuten. Im März 1945 näherte sich auch dort die Rote Armee. Der deutsche Kommandant von Rügen verhandelte wegen der kampflosen Übergabe der Insel mit den Sowjets und erreichte die Zusage, dass es zu keinen Übergriffen und Exzessen der Rotarmisten kommen sollte. Rügen wurde danach friedlich übergeben, und die Sowjets hielten sich auch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, an ihre Zusagen und behandelten die Bevölkerung im Allgemeinen human. Für uns bedeutete dies, dass wir unbelästigt die Verwundeten weiter pflegen konnten. Wenn jemand gesund war, wurde er von den Sowjets als Gefangener übernommen. So leerte sich das Lazarett langsam über mehrere Monate hinweg, und wir wurden schließlich nicht mehr gebraucht.



Anna Weber

Auf der Stelle erschossen

Aus Rügen war damals kein Wegkommen. Der Rügendamm, der die Insel mit dem Festland verband, war zwar notdürftig wieder hergerichtet, wurde aber streng bewacht. Wir saßen also vorläufig fest. Essen und Quartier verdienten wir uns durch Gelegenheitsarbeiten bei Bauern und Familien. Der sowjetische Kommandant von Binz war ein Garant für Disziplin und Ordnung, ein positives Beispiel eines sowjetischen Soldaten, der es gut mit den Leuten meinte. Als eine Frau, die die lokale Bahnhofswirtschaft betrieb und alleine in einem abseits

gelegenen Haus wohnte, uns erzählte, dass nachts öfter ein sowjetischer Soldat und ein polnischer Zivilist zu ihr kamen, um sie zu belästigen und zu vergewaltigen, rieten wir ihr dringend, das dem Kommandanten zu erzählen. Sie tat es, und der war freundlich und riet ihr: "Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich beruhigt schlafen. Ich kümmere mich um die Angelegenheit." In der folgenden Nacht versteckte sich der Kommandant höchstpersönlich zusammen mit einigen Soldaten in der Nähe des Hauses. Als der Soldat und der Pole wieder kamen, um sich an die Frau heranzumachen, ließ er sie festnehmen und auf der Stelle erschießen. Er befahl, zur Abschreckung die Leichen noch drei Tage lang auf dem Bahnhofsgelände für alle sichtbar liegen zu lassen. Diese rigorose Maßnahme hatte positive Auswirkungen. Es war öfter vorgekommen, dass Soldaten kosakischer Herkunft den Leuten ihre Fahrräder weggenommen oder sie auf der Straße gefilzt hatten. Das wagten sie jetzt nicht mehr, damit war nach den Erschießungen Schluss. Dank des guten Kommandanten konnten sich die Leute in Binz und Umgebung relativ sicher fühlen. Trotzdem war ich vorsichtig. Wenn möglich, nahm ich immer ein kleines Kind mit, wenn ich alleine wegging. Außerdem hatte ich beim Lazarettendienst im Umgang mit schwierigen deutschen Landsern gelernt, wie man solche Männer durch couragiertes Auftreten in Schach hielt. Das kam mir jetzt im Umgang mit den Sowjetsoldaten sehr zugute. Der Kommandant heiratete übrigens später eine Deutsche aus Rügen.

Im Oktober 1946 hatten wir schon anderthalb Jahre in Rügen festgesessen, ohne Kontakt zum Festland oder zu unseren Familien. Wir entschieden uns zu versuchen, uns zu Fünft nach Hause durchzuschlagen. Von einer weißrussischen Einheit bekamen wir einen Passierschein ausgestellt, um nach Stralsund, auf der anderen Seite des Rügendamms, zu fahren. Per Fähre und LKW erreichten wir den Damm, doch der kosakische Posten warf unseren weißrussischen Zettel einfach weg und ließ uns nicht passieren. Das sah ein Mann, der noch einen Passierschein für 7 Leute dabei hatte, den er nicht benötigte und steckte uns den zu. So kamen wir schließlich durch die Kontrollen hindurch. Per Zug ging es dann nicht nur nach Stralsund, sondern weiter Richtung Westen. Auf einem Bahnhof unterwegs gingen wir zum sowjetischen Bahnhofskommandanten, der sehr hilfsbereit war und uns einen Zug beschrieb, zu dem wir uns begeben sollten. Doch der dortige Posten war wenig beeindruckt und schickte uns mit den Worten "Hier ich Kommandant!" wieder weg. Im Bahnhof stand noch ein sowjetischer Militärzug, dessen Zugkommandant so freundlich war, uns ein Abteil anzuweisen. In diesem Zug waren wir auch sicher vor Überfällen und Plünderungen, weil er vom Militär bewacht wurde. So ging es bis an die Grenze zur britischen Zone. Nachts schliefen wir in einem grenznahen Ort in einem Heustall, als sowjetische Kontrollen kamen. Wir erreichten es, dass uns die Soldaten nicht mitnahmen, allerdings brachten sie an dem Heustall ein Schloss an und schlossen uns darin ein. Als es Morgen wurde, warfen wir Strohbällen durch eine Luke hinaus, sprangen dann hinunter, landeten auf den Ballen und liefen weg. In einem nahen Waldgelände stießen wir auf einen Polen, der sich als Schleuser beim Grenzübertritt Geld verdiente. Das war uns aber doch zu riskant, und wir begaben uns in ein anderes Waldgebiet. Als dieser Wald von Soldaten durchkämmt wurde, entdeckten sie uns nicht, weil wir uns auf den Boden gelegt und unter grauen Militärdecken versteckt hatten. Von einem Mann, dem wir begegneten, erfuhren wir, dass der polnische Schleuser samt seiner Gruppe gefasst worden war. Gegen Mittag schlichen wir uns langsam in Richtung Grenze. Ein Sowjetsoldat mongolischer Abstammung bemerkte uns dabei. Wir ließen uns in einen tiefen Graben mit Laub fallen. Erneut wurden wir nicht entdeckt. Dann trafen wir eine Frau, die in der dortigen Gegend wohnte und sich gut auskannte. Sie erzählte uns, der Augenblick sei günstig, da gerade Soldaten Wache schieben würden, die den Grenzübertritt sehr lasch handhabten. Mit ihrer Hilfe und mit Hilfe der freundlichen Wachsoldaten, die uns sogar noch ein Stück begleiteten, gelang es uns schließlich, die britische Zone zu erreichen. Über **Lübeck** fuhren wir mit dem Zug nach **Hamburg**, wo wir einen Passierschein ausgestellt bekamen. Mit dem Zug reiste ich dann in Güterwagen über Frankfurt in die Heimat. Es war Ende 1946. Meine Verwandten hatten fast 2 Jahre lang nichts mehr von mir gehört. ■

Kriegshilfsdienst am Funkmessgerät

Mit dem Rad nach Hause durchgeschlagen

Helga Dauber geb. Zimmer

* 1926, Niederkirchen (Kilians)
wohnhaft Werschweiler

Abgeordnet zur Flak

Um durch das Arbeitsamt einen Beruf vermittelt zu bekommen, war man gezwungen, ein Pflichtjahr abzuleisten. Ich tat dies 1942 zunächst als Haushaltshilfe in der Bäckerei Fels in Niederkirchen und danach beim Landwirt Emil Koch in Bubach. Danach wollte ich eine Lehre als Frisöse machen, doch im Bereich des Arbeitsamtes Kusel waren die Berufsaussichten eher schlecht. Deshalb meldete ich meinen Wohnsitz bei meiner Tante in Schiffweiler an, blieb aber zu Hause in Niederkirchen wohnen. Aus der gewünschten Lehre wurde aber auch so nichts, so dass ich mich in Abendkursen in Ottweiler in Stenografie und Schreibmaschine weiterbildete. Danach erhielt ich 1943 eine Stelle als Bankangestellte bei der Neunkirchener Bank.

Im Juni 1944 wurde ich im Alter von 17 Jahren zum Reichsarbeitsdienst nach **Bramberg in Österreich** eingezogen (RAD-Bezirk XX "Alpenland" mit Sitz in Innsbruck). Außer einer Kameradin aus Merchweiler und einer aus Püttlingen war dort sonst niemand aus unserer Gegend in dem mit etwa 100 Mädchen belegten Barackenlager in den Kitzbüheler Alpen stationiert. Mehrere Monate lang wurde ich in verschiedenen Haushalten kinderreicher Familien als Hilfe eingesetzt. In Bramberg erfuhr ich auch von dem missglückten Attentat auf Adolf Hitler. Dann wurden 7 Angehörige aus unserer Abteilung, darunter ich, im Rahmen des Kriegshilfsdienstes zu einer Ausbildung an Funkmessgeräten für die Erfassung feindlicher Bomberverbände nach **Stralsund** an der Ostsee abgeordnet. Der Lehrgang dort dauerte etwa 2 Monate. Im März 1945, also als das Ostertal bereits von amerikanischen Truppen besetzt wurde, wurde ich noch einer Flakabteilung bei München zugeteilt. In **Ottobrunn** kam ich zusammen mit etwa 40 anderen Frauen und Männern auf einer Funkmessstation zum Kriegseinsatz. Wir mussten sowohl tagsüber als auch nachts mit unseren Geräten die Höhe und Position von Bomberformationen erfassen und an die Flakstellungen in der Umgebung von München weitermelden. Die Zeit der großen Luftaktivitäten war aber bereits vorbei. Deshalb wurde zum Glück auch unsere Stellung nie direkt angegriffen.



Helga Dauber geb. Zimmer

Heimlich im Fischerboot über den Rhein

Nach der Besetzung der Gegend durch die Amerikaner Ende April 1945 waren wir uns plötzlich selbst überlassen. Jeder versuchte nun, aus Ottobrunn wegzukommen. Ich selbst wusste aber nicht, wie ich in dem damaligen Chaos hätte ins Ostertal gelangen können. Deshalb war ich froh, als mir eine Kollegin das Angebot machte, mit ihr nach Nürnberg zu reisen, wo ihr Vater Landrat gewesen war. Als wir dort ankamen, stellte sich heraus, dass die Familie ausgebombt war und keinen Wohnraum für mich zur Verfügung hatte. Ich wurde daher zur Schwester meiner Kollegin nach **Ansbach** vermittelt, wo man mir ein Zimmer als vorübergehende Bleibe zur Verfügung stellte. Durch die örtlichen Behörden erfuhr ich, dass sich in Ansbach noch weitere 4 Mädchen befanden, die sich nach Westen Richtung Rhein durchschlagen wollten. Schließlich beschaffte mir ein amerikanischer Soldat ein Herrenfahrrad, auch



Werbepplakat der Luftwaffe

die anderen waren mit Rädern ausgerüstet. So machten wir uns querfeldein und abseits der Hauptstraßen auf den Weg, um nicht in die überall vorhandenen Kontrollen und Straßensperren zu geraten. Nachts schliefen wir in Heuställen. Unterwegs trennten wir uns je nach Reiseziel.

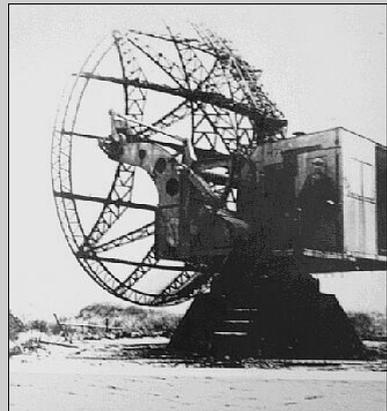
So erreichte ich schließlich alleine in der Nähe von **Worms** in einem kleinen Ort den Rhein. Im Haus des Bürgermeisters konnte ich übernachten. Am nächsten Morgen, früh um 5 Uhr, vor Ablauf der Ausgangssperre, wurde ich zum Rheinufer geführt, wo schon ein Fischer mit seinem Boot auf mich wartete. Mein Rad wurde auf das Boot aufgeladen, und so ging es heimlich hinüber auf die andere Seite. Am linken Ufer wartete ich noch bis Ablauf der Ausgangssperre, und gegen 8 Uhr machte ich mich auf den Weg. Dies-

mal benutzte ich die regulären Straßen. Prompt geriet ich gegen Abend vor **Rockenhausen** in eine Kontrolle der Amerikaner hinein. Ich durfte nicht mehr weiterfahren. Die Amerikaner brachten mich zum Bürgermeisteramt in Rockenhausen, wo ich in der im oberen Stockwerk gelegenen Wohnung des Bürgermeisters übernachten musste. Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, brachte mir die Frau des Bürgermeisters einen Passierschein, mit dem ich nun ganz offiziell weiterfahren konnte. Nach einem frühen Mittagessen brach ich gegen 11 Uhr wieder auf. Schließlich erreichte ich ohne weitere Probleme Kusel und radelte von dort über die heutige B 420 Richtung Ostertal. Gegen Abend, noch vor Ende der Ausgangssperre, kam ich endlich in Niederkirchen an. Es war Ende Mai 1945. Da meine Angehörigen zwei Monate lang nichts mehr von mir gehört hatten, war die Freude über meine Rückkehr natürlich groß. Ich konnte schon bald danach wieder meine Tätigkeit auf der Bank in Neunkirchen aufnehmen. Es fuhren damals aber nur die Bergmannszüge, und der letzte fuhr morgens um 4 Uhr zur Fröhschicht ab. Um nicht schon stundenlang vor Arbeitsbeginn in der Stadt zu sein, musste ich einige Wochen mit dem Rad nach Neunkirchen zur Arbeit fahren. Schließlich normalisierte sich auch der Zugverkehr wieder. ■

Interview durch Klaus Zimmer, Februar 2002



Flak beim Nachteinsatz



Messgerät der Flak

Die Kriegsgefangenen

Statistik¹

Insgesamt kämpften im Zweiten Weltkrieg etwa 80 Millionen Soldaten, davon ein knappes Viertel, etwa 18 Millionen, Deutsche. Im Laufe des Krieges gerieten 35 Millionen Soldaten in Gefangenschaft, darunter etwa 11 Millionen, also ein Drittel, Deutsche. Aus den Zahlen erschließt sich, dass Kriegsgefangenschaft im Zweiten Weltkrieg eine wesentliche Erfahrung der Soldaten aller Nationen war, ganz besonders aber für die Deutschen. Zwei Drittel aller deutschen Kriegsteilnehmer geriet in Gefangenschaft, die übrigen wurden als Kriegsversehrte aus der Wehrmacht entlassen oder kamen ums Leben. Eine weitere Million starb in der Kriegsgefangenschaft, das sind genauso viele deutsche Soldaten wie im Ers-

ten Weltkrieg überhaupt in fremden Gewahrsam gerieten. Die folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Nationen, die deutsche Gefangene in ihrem Gewahrsam hatten sowie über die Todesfälle. (Die Zahlen sind ungefähre Angaben).

Anhand der Tabelle wird die erhebliche Spanne der Todesrate unter den Gewahrsamsmächten deutlich. Sie reicht von weniger als 1 Promille in britischem Gewahrsam bis zu etwa 40 % in jugoslawischer Gefangenschaft. Insgesamt ergibt sich eine durchschnittliche Todesrate von etwa 10 %. Für die östlichen Staaten ergibt sich eine durchschnittliche Todesrate von etwa 33 %, für die westlichen sind es maximal 1 %.

<i>Gewahrsamsmacht</i>	<i>Kriegsgefangene</i>	<i>Todesfälle</i>	<i>Todesquote</i>
Großbritannien	3.600.000	2000	< 1 %
USA	3.100.000	5000 - 10.000	< 1 %
Sowjetunion	3.000.000	max. 1.000.000	max. 33 %
Frankreich	1.000.000	> 22.000	> 2,2 %
Jugoslawien	200.000	80.000	40 %
Polen	70.000	10.000	14 %
Belgien	60.000	500	1 %
Tschechoslowakei	25.000	2000	10 %
Niederlande	7000	200	3 %
Luxemburg	5000	15	< 1 %
gesamt	11.000.000	1.100.000	10 %

Entlassung und Heimkehr

Über die Ostertaler Kriegsgefangenen geben Listen Auskunft, die nach dem Krieg angefertigt wurden und die zum jeweiligen Zeitpunkt entlassenen und noch nicht entlassenen Soldaten verzeichnen. Was die Entlassung betrifft, so waren diejenigen, die sich gegen Kriegsende in amerikanischem Gewahrsam in Europa befanden, am besten dran. Die meisten von ihnen konnten schon im Jahr

1945 nach Hause zurückkehren. Etwas mehr Zeit ließen sich die Briten und insbesondere auch die Franzosen und erst recht die Sowjets. Eine Liste vom **28.04.1947** verzeichnet diejenigen der etwa 450 Ostertaler Kriegsgefangenen, die bis dahin heimgekehrt waren, gegliedert nach den Nationen, die sie gefangen genommen hatten.²

Ort	amerik.	britisch	sowj.	franz.	jugosl.	gesamt
Bubach	18	17	6	2	----	43
Hoof	50	16	9	2	----	77
Marth	24	5	4	----	----	33
Niederk.	38	24	7	----	1	70
Osterbr.	22	12	----	----	----	34
Saal	16	9	3	----	----	28
Selch.	22	5	3	1	----	31
gesamt	190	88	32	5	1	316

Wir erkennen, dass weit über die Hälfte der bis dahin Zurückgekehrten sich in amerikanischer Hand befunden hatten, dass auch die Briten schon eine große und die Sowjets eine kleine Zahl Gefangener freigelassen hatten, während die Franzosen noch so gut wie niemanden nach Hause geschickt hatten. Insgesamt waren etwa 450 Ostertäler in Gefangenschaft geraten. Am 28.04.1947 waren also etwa 134 noch nicht entlassen worden, meist solche, die den Franzosen oder den Sowjets in die Hände gefallen waren.

Kriegsgefangene, die nach dem 1. Januar 1948 nach Deutschland zurückkehrten, werden als **Spätheimkehrer** eingestuft. Im Amt Niederkirchen i. O. (damals schon ohne Selchenbach) gab es nach dem 1. September 1948 noch 24 Spätheimkehrer. Dem letzten von ihnen, dem Verwaltungssekretär Helmut Zimmer, geboren Bubach und wohnhaft Niederkirchen, später Saal (Dromme), wurde laut "Saarländischer Volkszeitung" vom 21.01.1950

"in der Heimat ein herzlicher Empfang bereitet." Auch in Selchenbach gab es Spätheimkehrer. Eugen Harth (aus Naunickels) zum Beispiel kehrte erst am 8. November 1949 aus der Sowjetunion zurück.

Zu Anfang der 1950-er Jahre befanden sich noch immer etwa 10.000 deutsche Gefangene in sowjetischen Arbeitslagern. Diese Männer waren auf Anweisung Stalins als angebliche Verbrecher zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt worden. Es gelang 1956 dem deutschen Bundeskanzler Adenauer bei einer Moskaureise, ihre Entlassung zu erwirken. Bei diesem allerletzten Kontingent befand sich auch Erich Closter aus Selchenbach (aus Harthnickels). Er war im Rahmen von Massenprozessen zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden (vgl Bericht). Die Selchenbacher bereiteten ihm 1956 im Rahmen einer Feier einen herzlichen Empfang.³

Es folgt nun eine Liste der archivalisch erfassten Kriegsgefangenen. Sie ist nach

Heimkehrjahren und innerhalb dieser Jahre alphabetisch gegliedert. Angegeben ist auch das jeweilige Entlassungsdatum und die Nation, bei der die Heimkehrer gefangen waren.⁴ Es ist zu beachten, dass die gesichteten Unterlagen nicht ganz vollständig sind. Insbesondere fehlt ab Mitte 1947 Selchenbach ganz,

außerdem besteht eine generelle Lücke zwischen Herbst 1947 und Mitte 1948. Diejenigen ehemaligen Soldaten, die im Kapitel "Erlebte Geschichte Ostertäler im Zweiten Weltkrieg" ausführlich über ihr Ergehen berichten, sind durch einen Punkt (●) und durch **Fettdruck** hervorgehoben. ■

Die Moskaureise von Bundeskanzler Adenauer im Jahr 1955

Am 8. September 1955 flog der deutsche **Bundeskanzler Konrad Adenauer** an der Spitze einer Delegation nach Moskau. Ursprünglich hatte die Sowjetunion bestritten, dass sie überhaupt noch deutsche Kriegsgefangene festhalte, sondern lediglich 9626 "Verurteilte", die aber in aller kürzester Zeit heimkehren würden. In jenen zähen Verhandlungen, bei denen die sowjetische Seite das Leiden der Völker der Sowjetunion im Zweiten Weltkrieg beschwor, aber auch Adenauer wegen der Gräueltaten der Roten Armee beim Vormarsch in den Westen und bei der Flucht der Deutschen aus dem Osten kein Blatt vor den Mund nahm, kam es schließlich zur Einigung. Der Bundeskanzler erreichte die Freilassung von 7326 ehemaligen Kriegsgefangenen, 2626 Internierten und 5588 Zivilversleppten. Die Spätheimkehrer kamen nach und nach ab dem 7. Oktober 1955 im **Grenzdurchgangslager Friedland bei Hannover** an - es waren erschütternde Szenen des Wiedersehens, aber auch der vergeblichen Hoffnungen auf Heimkehr. Erstmals wurden diplomatische Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Vormacht des kommunistischen Blocks aufgenommen.



Adenauer und der sowjetische Parteichef Nikita Chruschtschow 1955 in Moskau



Zeitungsschlagzeile September 1955

BUBACH

1945

CULLMANN, August, 31.05., amer.
 CULLMANN, Karl, 05.05
 CULLMANN, Rudolf, 24.12., amer.
 GERHARTH, Eugen, 19.06., amer.
 GERHARTH, Ludwig, 18.06., amer.
 HAHNENWALD, Hans, * Lauterecken,
 22.06., amer.

KERN, Albert, * Selchenbach, 28.06., franz..
 KLÖCKNER, Karl, 05.06., amer.
 LANG, Ludwig, * Osterbrücken, 09.06., amer.
 LENSCH, Albert, 02.07., amer.
 LENSCH, Adolf, wohnhaft Niederkirchen,
 01.09., brit.
 LENSCH, August, 19.10., sowj.
 LENSCH, Eugen, 02.06., amer.

LENSCH, Gustav, 01.09., brit.
 METZLER, Ludwig, 20.05., franz
 MÜLLER, Erich, * Niederkirchen, 01.06.,
 amer.

MÜLLER, Ernst, * Frohnhofen, 31.12., amer.
 MÜLLER, August, 09.03., sowj.
 RENNER, Alfred, 01.09., sowj.
 SCHNEIDER, Albert, 16.06., brit.
 ZIMMER, Ludwig, 01.10., brit.
 ZIMMER, Otto, 05.09., brit.

1946

GERHARTH, Gustav, 03.03., amer.
 KREIS, Karl, * Neunkirchen/Saar, 25.09., brit.
 MÜLLER, Hermann, * Pfeffelbach, 28.03.,
 amer.
 MORGENSTERN, Adolf, 11.02., brit
 ● **SCHNEIDER, Emil, Febr. 1946, brit.**
 ZIMMER, Helmut, 20.04., sowj.

1947

KLÖCKNER, Eugen, 21.03., sowj.
 KLÖCKNER, Otto, 09.03., brit.
 MÜLLER, August, 09.03., sowj.
 RENNER, Alfred, 01.09., sowj.

SCHNEIDER, Albert, 16.06., brit.
 ZIMMER, Ludwig, 01.10., brit.
 ZIMMER, Otto, 05.09., brit.

1948

BRILL, Johann, Sept., franz.
 ● **ZIMMER, Helmut, Stabsgefreiter, Hilfs-
 arbeiter, 01.12., Lager 7144/1, sowj.**

1949

● **KOCH, Alwin, Soldat, * Niederkirchen,
 Bahnarbeiter, 14.06., Lager 744/I,
 sowj.**
 LENSCH, Alfred, Obergefreiter, Panzer-
 Grenadier-Regiment 40, Hilfsarbeiter,
 25.10., Lager 7181/7. sowj.
 MORGENSTERN, Werner, Obergefreiter,
 kaufm. Angestellter, 14.12., Lager
 7399/E, sowj.
 MORGENSTERN, August, Gefreiter, Land-
 wirt, 24.12., Lager Stalino, sowj.
 ● **ZIMMER, Willibald, Soldat, Hüttenarbei-
 ter, 09.07., Lager 7236/3, sowj.**

HOOF

1945

BECKER, Gustav, 24.05., amer.
 BECKER, Walter, 02.07., amer.
 BECKER, Paul, * Haupersweiler, 08.12.,
 amer.
 BECKER, Werner, 18.05., amer.
 BIEHL, Otto, * Bubach, 09.10., sowj.
 CLOSS, Eugen, 13.06., amer.
 CASSEL, Fridolin, 09.07., amer.
 CULLMANN, Eugen, 12.12., amer.
 CULLMANN, Ernst, * Niederkirchen, 27.08.,
 sowj.
 CULLMANN, Karl, 01.06., amer.
 CULLMANN, Wilhelm, 23.12., amer.
 ECKER, Ernst, 07.07., amer.
 FELL, Kurt, 28.09., brit.
 FELL, Ludwig, 12.07., brit.
 FELL, Ludwig, 20.12., amer.
 FUHR, Josef, 25.07., amer.
 FUHR, Karl, 10.09., brit.
 FUHR, Otto, 09.07., amer.
 GERHART, Robert, 01.06., amer.
 GERHART, Otto, 09.06., amer.
 GERHART, Reinhold, 05.06., amer.

GEIS, Otto, 20.06., amer.
 GUTH, Herbert, 01.06., amer.
 HÄNLEIN, Emil, * Oberstein, 20.10., amer.
 HOLZAPFEL, Hans, 28.05., amer.
 HOLZAPFEL, Heinrich, 08.07., amer.
 JUNG, Heinrich, * Osterbrücken, 16.07., brit.
 KLÖCKNER, Ewald, 22.07., amer.
 KRAUSHAAR, Gustav, 26.05., amer.
 ● **KRATZ, Werner, 30.11., brit.**
 ● **KRATZ, Robert, 16.06., amer.**
 KRAUSHAAR, Albert, 27.07., amer.
 ● **KRAUSHAAR, Hans, 04.12., brit.**
 LANG, Heinrich, * Niederkirchen, 06.12.,
 amer.
 MERSY, Robert, * Pfeffelbach, 16.06., amer.
 MÜLLER, Artur, 30.05., amer.
 MÜLLER, August, 24.05., amer.
 MÜLLER, Gustav, * Leitersweiler, 09.08.,
 amer.
 MÜLLER, Gustav, 18.09., amer.
 MÜLLER, Heinz, 15.08., sowj.
 MÜLLER, Karl, 03.10., sowj.
 MÜLLER, Walter, 25.06., amer.
 RABER, Oswald, * Schwarzerden, 20.06.,

amer.

RITTER; Adolf, 26.08., brit.
 SCHILLINGER, Ludwig, 27.08., brit.
 SCHNEIDER, Albert, 21.07., brit.
 SCHNEIDER; Albert, 11.09., brit.
 SCHNEIDER; August, * Osterbrücken,
 28.07., amer.
 SCHNEIDER, Artur, 24.12., brit.
 SEYLER, Gustav, 20.11., franz.
 SEYLER; Konrad, 17.06., amer.
 SPENGLER, Adolf, 01.08., amer.
 SPENGLER; Otto, 01.06., amer.
 STAMM, Eugen, 30.08., brit.
 ● **STAMM, Kurt, 26.08., amer.**
 STAMM, Walter, 25.07., amer.
 STOLL; Erich, 18.06., amer.
 STUBER, Albert, 15.06., franz.
 STUBER, Heinrich, 08.07., amer.
 WAGNER, Karl, 15.06., amer.
 WILD, Ernst, * Körborn, 20.06., brit.

1946

BECKER, Hermann, Reismühle/Pfalz, 12.01.,
 amer.
 GERHARTH, Ludwig, 13.04., amer.
 KOCH, August, 07.04., amer.
 KOCH, Reinhard, 02.03., amer.
 MÜLLER, Adolf, 07.03., amer.
 RINGEISEN, Edgar, * Schmittweiler, 03.11.,
 brit.
 RITTER, Gustav, 18.10., amer.
 RITTER, Jakob, 01.05., franz.
 SCHMIDT, Werner, 13.02., brit.
 ● **SCHNEIDER, Erich, 24.09., franz.**

1945

BECKER, Ernst, * Dreisen/Pfalz, 05.06.,
 amer.
 ANTON, Albert, 28.11., brit.
 CLEMENS, Herbert, * Breitenbach, 21.06.,
 amer.
 CULLMANN, Max, * Niederkirchen, 19.06.,
 amer.
 CULLMANN, Willi, 28.11., amer.
 GEIS, Karl, 23.12., brit.
 GERHARTH, Helmut, 04.08., amer.
 ● **KARST, August, 31.05., amer.**
 KELLER, Erich, 17.11., brit.
 KELLER, Siegfried, 08.11., amer.
 KÖNIG, Friedrich, 29.08., amer.

SCHNEIDER; Richard, 23.07., franz.
 SCHREINER, Bernhard, 29.10., brit.
 STUBER, Heinrich, 22.03., amer.
 WAGNER, Richard, 06.12., brit.

1947

AULENBACHER, Wilhelm, * Pfeffelbach,
 01.07., amer.
 FELL, Albert, 21.01., franz.
 ● **FELL, Willibald, 02.07., amer.**
 MÜLLER, Otto, 02.07., franz.
 SCHNEIDER, Kurt, 16.10., franz.
 WALDRAFF, Emil, * Schifferstadt, 02.07.,
 franz.

1948

● **CULLMANN, Karl, Pfingsten 1948, sowj.**
 ● **DRUMM, Alfred, 28.03., brit.**
 ● **MÜLLER, Albert, Juli, sowj.**
 PERSCH, Alois, Juli, brit.
 ● **SCHNEIDER, Willibald, 03.01., sowj.**

1949

GELZLEICHTER, Günther, Soldat, Inf.
 Reiter-Ers.- u. Ausb.-Abt. 2., Schmied,
 19.01., Clermont, franz.
 RITTER, Otto, Soldat, Füsilier-Batl. 208,
 Bergmann, 28.12., Lager VIII/4 Kunrow,
 sowj.
 ● **STAMM, Emil, Obergefreiter, Hilfsarbei-
 ter, 10.10., Lager 7503/2 Kemerowo,
 sowj.**

MARTH

KÖNIG, Robert, 30.05., amer.
 KÖNIG; Willi, 24.05., amer.
 LANG, Karl, 15.09., amer.
 LANG, Kurt, 26.05., amer.
 LUDWIG, Otto, 12.06., amer.
 MANNBAR, Gustav, 10.07., amer.
 MÜLLER, Alfred, * Niederkirchen, 17.06.,
 amer.
 ● **MÜLLER, Erwin, Sept. 1946, amer.**
 MÜLLER, Helmut, 15.06., amer.
 MÜLLER, Ludwig, * Neunkirchen/Saar,
 08.10., sowj.
 ● **MÜLLER, Walter, 07.07., amer.**
 SCHENKEL, Ludwig, * Frohnhofen, 24.05.,
 amer.

SPÄTER; Ludwig, 11.08., amer.
 STOLL, Eugen, * Hoof, 29.06., amer.
 ● **STEIGNER, August, Juni, amerik.**
 WEYRICH, Fritz, * Frohnhofen, 29.08., brit.
 WEYRICH, Ludwig, 26.05., amer.
 WEYRICH, Wilhelm, 16.06., amer.

1946

GUTH, Artur, * Herschweiler-Pettersheim,
 10.05., sowj.
 JOCHUM, August, * Fürth, 29.05., sowj.
 MÜLLER, Erwin, 28.08., amer.
 MÜLLER, Ludwig, 20.03., amer.
 STROMEREDER, Willi, wohnhaft Marth,
 07.02., brit.
 WEYRICH, Adolf, 07.06., amer.

WEYRICH, August, * Stahlheim/Lothr.,
 14.07., sowj.

1947

CULLMANN, Ludwig, 15.08.
 ● **KÖNIG, Walter, 17.07., amer.**
 SCHENKEL, Rudolf, 16.10.
 WEYRICH, Otto, 17.06., brit.

1949

ANTON, Anton, Gefreiter, Diamantschleifer,
 07.04., Lager 7190/9, sowj.
 ZIMMER, Heinrich, Soldat, Sanitätskompanie
 156, * Niederkirchen, 19.05. Reval, sowj.

NIEDERKIRCHEN**1945**

ANTON, Ludwig, 17.06., amer.
 BECKER, Oskar, * Hoof, 08.08., amer.
 BERG, Erhard, 26.09., brit.
 BERG, Eugen, 01.06., amer.
 CULLMANN, Alfons, 11.12., brit.
 CULLMANN, Friedrich, 15.11., brit.
 CULLMANN, Otto, * Osterbrücken, 30.05.,
 amer.
 DRUMM, Jakob, 18.08., amer.
 DAUENHAUER; Emil sen., 10.11., amer.
 ● **DAUENHAUER, Emil jr., * Münch-
 weiler/Pfalz, 03.09., brit.**
 DRUMM, Ludwig, * Saal, 28.09., sowj.
 DRUMM, Otto, 24.11., sowj.
 DRUMM, Wilhelm, 15.08., amer.
 GERHARTH, Adolf, * Bubach, 25.07., amer.
 GUTH, Ernst, * Krottelbach, 01.06., amer.
 HERRMANN, Trudbert, * Ittlingen/Baden,
 24.06., amer.
 HOLZAPFEL; Erich, wohnhaft Saal, 28.05.,
 amer.
 HOLZAPFEL, Heinrich, 04.06., amer.
 KARST, Ernst, 15.09., brit.
 KARST, Gustav, 21.06., amer.
 KARST, Heinz, 21.06., amer.
 KLÖCKNER, Alwin, 14.08., brit
 KORB, Emil, 23.05., amer.
 KORB, Karl, 14.07., brit.
 KORB, Kurt, 06.11., amer.
 ● **KORB, Richard, 11.11., brit.**
 KORB, Walter, 05.11., brit.
 KORB, Wilhelm, 10.07., amer.

LANG, Erhard, 16.06., amer.
 MORGENSTERN, W., 13.12., brit.
 MOOTZ, Kurt, * Dunzweiler, 27.06., amer.
 MÜLLER, Ernst, * Osterbrücken, 16.06.,
 franz.
 MÜLLER, Hans, 25.08., sowj.
 MÜLLER; Herbert, 15.11., brit.
 PICK, Herbert, * Nohfelden, 19.09., amer.
 RENNEN; August, * Osterbrücken, 26.11.,
 sowj.
 ROMEIKE, Hermann, * Oberlinxweiler,
 18.12., amer.
 SCHÄFER; Willi, 14.06., amer.
 SCHMIDT, Alfred, * Herschweiler-Petters-
 heim, 01.06., amer.
 SCHUCK, August, 27.07., brit.
 SCHUCK, Erhard, 19.06., amer.
 SCHUCK, Helmut, 02.06., amer.
 SCHWARZ, Ernst, 27.11., jugosl.
 STAMM, August, 06.07., amer.
 STAMM, Karl, 11.08., amer.
 STEIGNER, Helmut, 28.10., amer.
 STEIGNER, Walter, 16.06., amer.
 STROMEREDER, Heinz, 18.06., amer.
 ULRICH, Karl, 01.08., brit.
 ULRICH, Walter, 30.06., sowj.
 WEYRICH, Ludwig, 24.12., amer.
 WEYRICH, Otto, 27.07., amer.
 ZIMMER, Alfred, 03.08., brit.
 ZIMMER, Emil, 17.10., brit.
 ZIMMER, Julius, 31.05., brit.
 ZIMMER, Wilhelm, 01.12., brit.

1946

- **BECKER, Ewald, 06.09., brit.**
- BENEDICT, Otto, * Plauen/Vogtland, 20.07., brit.
- BERGAUER, Julius, 15.05., brit.
- CULLMANN, Otto, 20.01., amer.
- DRUMM, Heinrich, 15.01., amer.
- **GERHARTH, Ernst, * Bubach, 07.02., amer.**
- JUNG, Otto, * Ulmet, 04.06., brit.
- KAHLE, Willi, * Kettwig/Ruhr, 28.08., brit.
- KELLER, Ewald, 28.01., amer.
- KLÖCKNER, Otto, 01.09., brit.
- SCHÄRER, Ludwig, * Marth, 06.12., sowj.
- TRAUTMANN, Helmut, 01.06., amer.
- WEYRICH, August, * Bubach, 10.02., sowj.

1947

- EDINGER, Gustav, 23.01., brit.
- CULLMANN, Kurt, Niederkirchen, 16.10.
- FAUSS, Albert, Unteroffizier, 03.10.
- GERHARTH; Ernst, * Bubach, 17.06., amer.
- HOLZAPFEL, Wilhelm, 29.03., sowj.
- JUNKER; Heinz, 16.10.
- KLEE; Heinrich, 19.06., belg.
- KÖBELE, Albert, * Ihringen, 01.11.
- KOCH, Karl, 16.10.
- LANG, Eugen, 16.10.
- MÜLLER, Artur, 01.11.
- SCHÄFER; Werner, 01.07., sowj.
- SCHWARZBACH, Franz, * Hennerdorf, 01.11.
- WEBER, Jakob, Niederkirchen, 01.11.

ZIMMER; Erich, 16.10.

1948

- HARTMANN, Albert Friedrich, Unteroffizier, Schüler, 05.02., Warschau, poln.
- HOLZAPFEL, Wilhelm, Juli, sowj.
- BRILL, Johann, Obergefreiter, * 10.05.1910, Bergmann, 05.07., belgisch
- **CULLMANN, Alwin, Ostern 1948, brit.**
- MÜLLER, Alfred, Unteroffizier, Gipsler, amer. 07.11., Lager III Belgrad, jugosl.
- **MÜLLER, Walter, Obergefreiter, Diamantschleifer, 09.01., 20. Batl. Revna-Reka, jugosl.**
- **SCHMIDT, Martin, 29.04., brit.**
- WAGNER, Werner, Aug., sowj.

1949

- CULLMANN, Artur, Obergefreiter, * Osterbrücken, Schmied, 01.04., Lager 7056/3, sowj.
- HARTMANN, Albert, Febr., poln.

1950

- SCHNEIDER, Willi, Unteroffizier, 544. Volksgrenadier-Division, Schmied, Jan., Lager 2040 Riga, sowj.
- ZIMMER, Helmut, Unterfeldwebel, Infanterie-Reg. 765, * Bubach, später wohnhaft Saal, Verwaltungssekretär, 12.01., Lager Magwitogowsk, sowj.

OSTERBRÜCKEN**1945**

- BRAUN, Werner, 22.05., amer.
- CULLMANN, Alwin, 23.06., brit.
- CULLMANN, Heinz, 13.07., amer.
- ECKER, August, 19.06., amer.
- FAUSS, Walter, * Pfeffelbach, 15.11., brit.
- **HARTH, Karl, 19.06., amer.**
- **JUNG, Werner, 12.06., amer.**
- KARST, Helmut, * Marth, 05.06., amer.
- KRIEGER, Adolf, * Alte Glashütte/Lothr., 15.05., amer.
- KLEIN; Karl, 17.06., amer.
- **LANG, Karl, 14.06., amer.**
- MÜLLER, Karl, 15.06., amer.
- NEU, Albert, * Osterbrücken, 09.06., brit.
- NEU, Ernst, 15.12., brit.

- RENNER, Adolf, Aug. 1945, amer.
- SCHRAMM, Karl, 05.11., brit.
- SEYLER, Arnold, 23.05., amer.
- SEYLER, Ernst, 23.05., amer.
- SEYLER, Helmut, 06.11., amer.
- SPENGLER, Herbert, 29.07., amer.
- WAGNER; Jakob, 06.07., amer.

1946

- **BECKER, Karl, * Bubach, 06.05., amer.**
- CULLMANN, Erich, 21.03., amer.
- CULLMANN, Erich, 08.12., franz.
- CULLMANN, Ernst, 01.05., brit.
- GEIS, Otto, 10.01., brit.
- JUNG, Erhard, 14.01., amer.
- MAURER, August, 25.03., sowj.

MÜLLER, Albert, 19.07., amer.

● **MÜLLER, Richard, 11.10., amer.**

SCHUCK, Rudolf, 24.05., amer.

VOLZ, Karl, 10.04., brit.

WEYRICH, Karl, * Niederkirchen, 28.06., amer.

1947

BASSLER, Fritz, 02.07., franz.

BAYER, Hermann, 08.09., sowj.

LANG, Eugen, 12.04., brit.

MAURER, Oskar, 08.10.

MÜLLER, Adam, 05.03., sowj.

MERTEL, Emil, * Enkenbach, 14.03., brit.

1948

WEYRICH, Robert, Aug., brit.

1949

BAßLER, Stefan, Unteroffizier, Eisenbahner, 04.10., Lager 7393 Cestorik, sowj.

MAURER, Karl, Obergefreiter, Sperrkompanie Landesbaubatl. 9, * Adenbach, Schneider, 28.12., Lager Cliwice, poln.

WEYRICH, Alwin, Obergefreiter, Kraftfahrer, 07.09., Lager 7284, sowj.

1950

HARTH, Walter, Gefreiter, SS-Nachrichten-Abt. 106, Eisenbahner, 01.01., Lager 7110 Koroski, sowj..

SAAL

1945

CULLMANN; Gustav, 14.11., amer.

CULLMANN, Helmut, * Hoof, 20.07., brit.

CULLMANN, Ludwig, 21.11., brit.

CULLMANN, Otto, 10.06., amer.

CULLMANN, Otto, 08.11., amer.

DRUMM, Helmut, 21.11., brit.

DRUMM, Karl, 01.06., amer.

GÖDDEL, Hermann, * Waldmohr, 28.06., amer.

HARTH, Wilhelm, * Bubach, 03.09., brit.

KLÖCKNER, Willi, 08.08., brit.

LANG, Albert, * 28.07., brit.

LANG, Gustav, 04.11., brit.

LANG, Karl, 01.12., brit.

METZLER, Walter, 06.02., amer.

MÜLLER, Wilhelm, 28.05., amer.

SCHULTE, Albert, * Selchenbach, 02.07., amer.

ZIMMER, August, 20.09., sowj.

● **ZIMMER, Ludwig jr., 01.07., amer.**

1946

AULENBACHER, Alfred, 05.11., amer.

CLOSTER, Bernhard, 16.09., amer.

● **MÜLLER, Ernst, 04.01., amer.**

MÜLLER, Helmut, 30.10., sowj.

TRAUTMANN, August jr., 10.11., amer.

● **ZIMMER, Ludwig sen., * Saal, 18.01., amer.**

1947

AULENBACHER, Alwin, 08.10., franz.

CULLMANN, Karl, 19.07.

DRUMM, Werner, 06.03., brit.

MÜLLER; August, 10.02., sowj.

1948

MORGENSTERN, Artur, Juli, franz.

MÜLLER, Richard, Gefreiter, Sparkassenangestellter, 17.09., Depot 24 Sedan, franz.

1949

CLOSTER, Ludwig, Stabsgefreiter, Landwirt, 03.04., Leningrad, sowj.

SELCHENBACH

1945

BECKER, Karl, 09.06., amer.

BÖSHAAR, Albert, 09.09., brit.

BÖSHAAR, Werner, 07.09., brit.

CLOSTER, Werner, 20.11., sowj.

GUGGENBIEHL, Friedrich, * Rodenmacher,

wohnh. Königreicher Hof, 07.12., sowj.
 HARTH, Helmut, 20.06., amer.
 HARTH, Kurt, 01.08., amer.
 HARTH, Albert, 19.05., amer.
 HINKELMANN, Wilhelm, 28.06., amer.
 JUNG, Hermann, * Herchweiler, 21.07., brit.
 JUNG, Otto, 01.07., amer.
 KERN, Erich, 30.05., amer.
 LENSCH, Jakob, * Bubach, 10.08., brit.
 LUDWIG, Helmut, 23.05., amer.
 MORGENSTERN, Werner, 09.07., amer.
 MÜLLER, Otto, 24.06., amer.
 MÜLLER, Rudolf, 27.07., amer.
 SCHÄFER, Helmut, 28.05., amer.
 SCHNEIDER, Albert, 28.09., amer.
 SEYLER, August, 15.08., amer.

1946

DRUMM, Werner, 10.08., amer.
 MÜLLER, Werner, 12.12., amer.
 SCHÄRER, Otto, * Marth, 23.05., amer.
 SCHUCK, Ludwig, * Niederkirchen,
 04.06., amer.
 SEYLER, Helmut, 15.11., sowj.
 WAGNER, Erich, 14.06., amer.
 WEBER, Karl, * Rodalben, 19.06., amer.
 WEBER, Joseph, * Augsburg, 12.11., brit.
 WERNER, Eugen, * Ludwigshafen

15.06., amer. (wohnhaft in Gude)

1947

CLOSTER, Alfred, 08.02., sowj.
 KOCH, Ludwig, 07.01., amer.

1948

GÖBEL, Hugo, franz.
 KLEE, Kurt, Mai, sowj.
 MORGENSTERN,
 Oskar, 23.11.,
 franz.



Oskar Morgenstern
 als französischer
 Kriegsgefangener

1949

CORDIER, Helmut,
 Okt., sowj.
 ● HARTH, Eugen,
 08.11., sowj.
 SEYLER, Heinrich,
 Okt., sowj.

Jahr unbekannt

DANIEL, Robert, vermutlich brit.
 MÜLLER, Julius, franz.
 MÜLLER, Paul

1956

● CLOSTER, Erich, sowj.

Illegale Heimkehr

Zahlreiche Ostertäler sind illegal nach Hause zurückgekehrt. Das größte Problem bestand dann immer darin, dass man sich ohne Entlassungsschein eigentlich nicht auf dem Einwohnermeldeamt anmelden konnte, keine Lebensmittelkarte erhielt und in der Gefahr stand, verhaftet und in die Gefangenschaft zurückgeschickt zu werden.

Es war daher unumgänglich, sich beim Bürgermeisteramt um eine Anmeldung zu bemühen. Das Amt in Niederkirchen handhabte solche Fälle oft kulant und registrierte die Heimkehrer auch ohne den vorgeschriebenen Schein. Manchmal stellte es auch Ausweise blanko aus, die dann die Verwandten den Gefangenen in den Lagern heimlich zukommen ließen, damit diese sie dann bei ihrer Flucht benutzen konnten.

1. Overmans, Soldaten hinter Stacheldraht, S. 290 ff.
2. Stadtarchiv St. Wendel, Best. Amt Niederkirchen i. O., Kriegsgefangene und Flüchtlinge; Zuzüge und Wegzüge.
3. Mitteilung von Gertrud Harth, Selchenbach.
4. Stadtarchiv St. Wendel, Best. Amt Niederkirchen i. O., Kriegsgefangene und Flüchtlinge: Selchenbach: ergänzt durch Angaben von Gertrud Harth, Selchenbach (mitgeteilt von Hans Kirsch, Selchenbach).

Die Kriegstoten 1939 - 1945 ¹

zusammen 240 Tote

BUBACH

30 Tote

☒ 1941 ☒

Wilhelm WEYRICH (Kaasersch)
Emil ZIMMER (Gerwersch)

* 21.12.1912
* 18.12.1920, gef. 26.08.1941, Erstbestattung:
Rosslavel, Sowjetunion

☒ 1942 ☒

Emil CULLMANN (Klaane)
Ernst ZIMMER (Daniels)
Otto GERHART (Geperersch)
August BIEHL (Heerde)

*24.02.1914
* 14.07.1910, Osterbrücken
* 09.06.1921
* 24.06.1918, Obergefreiter, gef. 10.06.1943,
Jelna bei Karamonowo, begr. Lertino/Rshew
(Sowjetunion)

Emil BITTEL (Schmidts)
Adolf HARTH (Perersch)

* 19.10.1919, gef. bei Stalino (Sowjetunion)
*29.10.1905, gef. 04.08.1942, Stonilow
(Sowjetunion)

Albert LENSCH (Lensche)

* 20.08.1923, Schütze, gef. 08.09.1942, südlich
Rshew, begr. Papino (Russland)

Ernst RENNER (Hohler)

* 11.03.1915, Unteroffizier, gef. 17.12.1942,
Mustatiantari, Fischerhalbinsel, begr. Petschenka-
Parkkina (Russland), Schema 99
(Geperersch), * 15.08.1908, gef. 01.12.1942,
Stalingrad (Russland)

Hermann KÖCHER

☒ 1943 ☒

Hermann METZLER (Naudeins),

* 03.12.1913, vermisst 01.10.1943, Stalingrad
(Sowjetunion)

Otto BÖHNEL (Naudeins) *

15.08.1913, vermisst 01.01.1943, Stalingrad (Sow-
jetunion)

Eugen WEYRICH (Goodsche),

* 15.04.1912, vermisst 01.01.1943,
Stalingrad(Sowjetunion)

Alfons LAMBERT (Schuhmachersch),

* 22.04.1922, Herschweiler-Pettersheim,
verm. 06.11.1943, Sowjetunion

Otto RENNER (Reidersch),

* 07.12.1913

Ludwig BITTEL (Schmidts),

* 28.07.1915

Gustav MORGENSTERN(Steischnersch)

* 25.12.1921

☒ 1944 ☒

Karl BÜTTNER (Biddnersch)
Ernst BÜTTNER (Biddnersch)

* 14.02.1923, verm. 19.06.1944, Sowjetunion
ziviles Kriegsopfer, * 13.06.1894, + 31.07.1944,
Ludwigshafen (bei Dachdeckerarbeiten)

Heinrich LANG (Naudeins)
August CULLMANN (Klaane)

* 30.05.1911, vermisst April/Mai 1944, Holland
ziviles Kriegsopfer, * 11.03.1875, + 28.09.1944,
Ruthweiler (bei Jaboangriff auf Zug)

August ZIMMER (Gerwersch)

* 17.06.1913, Gefreiter, gef. 21.12.1944,
bei Weißenburg/Elsass, begr. Bad Bergzabern,
Grab 1197

☒ **1945** ☒

- Ferdinand MÜLLER (Hohler) * 28.04.1915, Selchenbach, verm. 11.01.1945, bei Warschau(Polen)
- Ernst MÜLLER (Schuljobs) * 22.04.1905, Langenbach, verm. 07.01.1945, Polen
- Wilhelm MORGENSTERN (Reidersch) * 14.08.1923, verm. 15.08.1944, Bukarest (Rumänien)
- Alwin MORGENSTERN (Steischnersch) * 01.03.1923, verm. 08.01.1945, Weichsel (Polen)
- Emil KLÖCKNER (Schneirersch) * 30.09.1908, Niederkirchen, gef. 19.03.1945, Altdamm bei Stettin, begr. Stettin
- Friedrich MORGENSTERN (Millersch) * 28.03.1908, Selchenbach
- Kurt KLEIN (Hanjobs) * 05.09.1926, Obergrenadier, gef. 07.04.1945, begr. Costermano (Italien), Bl. 7, Gr. 1612

HOOF

61 Tote

☒ **1939** ☒

- Wilhelm GELZLEICHTER (Gelzleichtersch) * 18.05.1916, gef. Westen

☒ **1940** ☒

- Rudolf MÜLLER (Eewerschde Hamperersch) * 07.05.1898, gef. 15.01.1940, Skierniwiece (Polen), Feldlazarett 2/532, begr. Skierniwiece

☒ **1941** ☒

- Otto HINKELMANN (Hinkelmanns) * 21.09.1919, gef. Witebsk (Sowjetunion)
- Erich MÜLLER (Koche) * 19.08.1920, gef. Osten
- August PERSCH (Persche) * 29.12.1919, gef. 02.10.1941, gef. Osten
- Gustav BECKER (Schedze) * 23.05.1921, gef. Osten
- Richard MOOSMANN (Moosmanns) Unteroffizier, * 24.10.1917, gef. 08.08.1941, Iwanowskoje (100 km südwestlich Leningrad), begr. Poretschje an der Luga (Sowjetunion)
- Adolf WEYRICH (Milchersch-Schneirersch) Kraftfahrer, * 13.12.1907, gef. 15.10.1941, Bardin (Nordafrika), verstorben an Ruhr
- Erwin KRAUSHAAR (Kraushaarsch) Unteroffizier, * 06.05.1919, gef. 25.07.1941, Aleksandrowka, begr. Aleksandrowka (Weißsowjetunion)

☒ **1942** ☒

- Walter MÜLLER, * 16.03.1921 Niederlinxweiler, gef. 09.02.1942, Osten
- Paul STUBER (Stuwersch/Näwehiwwel) Kanonier, * 18.03.1908, gef. 07.08.1942, ca. 6 km westlich Plodowitoje (Sowjetunion)
- Willi STUBER (Knurre) Gefreiter, * 25.09.1921, gef. 17.05.1942, Marienthal/Kertsch, Sanitätskompanie A/140 mot., begr. Kertsch (Ukraine)
- Otto DRUMM (Dromme) Obergefreiter, * 10.06.1910, gef. 01.12.1941, Nordafrika
- Bernhard BECKER (Schedze) * 1922, gef. 11.09.1942, Stroskwoje (Osten)
- Heinrich FINKLER (Finklersch) * 11.09.1923, vermisst Sowjetunion (Stalingrad?)

☒ **1943** ☒

- Ludwig SCHILLINGER (Schillingersch) * 1920, gef. Osten
- Ernst SCHILLINGER (Schillingersch) 20.07.1922, gef. 12.07.1943, Osten
- Otto MARIAN (Schilbe) * 11.03.1923, gef. Warthegau
- Walter MÜLLER (Koche) Gefreiter, * 25.09.1923, gef. 23.11.1943, Ulschka, begr. vermutlich in Kiew (Ukraine), unbek. Soldat

GEFALLENE AUS HOOF



Otto Stuber



Erhard Becker



Richard Moosmann



Werner Kunz



*Grab von Walter Müller
(Erstbestattung 1942)*



Walter Müller



Otto Cullmann



Willi Müller

- Otto CULLMANN (Gruweschmidds) * 1922, gef. Osten
 Bernhard STUBER (Stuwersch/Aachd) * 29.08.1913, +. 03.02.1943, Trier (Lazarett),
 begr. Hoof
 * 1916
- Walter KRAUSHAAR (Kraushharsch) * 07.02.1924, gef. 17.11.1943, Osten
 Robert CULLMANN (Waanersch) * 17.03.1906, gef. 14.08.1943, Osten
 Otto STUBER (Stuwersch/Vorstadt) Kanonier, * 1924, gef. Osten
 August KRAUSHAAR (Kraushaarsch) * 1911 verm. 11.06.1943, Groß-Karaschinka
 Friedrich THEISS (Häsels) (Sowjetunion)
- Karl GERHART (Riddersch) * Bubach, vermisst Osten
 Martin CULLMANN (Schreinerschjobs) * 11.11.1920, verm. 01.01.1943,
 Stalingrad(Sowjetunion)
- ☒ **1944** ☒
- Gottfried SCHMIDT (Schmiddjobs) Obergefreiter, * 20.01.1921, gef. Osten
 Alfred KUNZ (Kunze) * 14.10.1923, gef. Osten
 Karl MARIAN (Schilbe) * 08.09.1925, gef. Osten
 Otto KUNZ (Miehl) * 23.09.1925, gef. Osten
 Gustav STUBER (Stuwersch/Bruchwies) * 20.03.1908, gef. 15.02.1944, Osten
 Ernst BECKER (Beckersch) * 06.06.1924, gef. Osten
 Otto DRUMM (Schuche) 08.04.1925, gef. 01.12.1944, La Combe (Frank-
 reich)
- Ludwig DRUMM (Stamme) Unteroffizier, * 02.11.1916, Frutzweiler,
 gef. 11.11.1944, Feldlager 650 mot., Polen
 * 25.10.1923, vermisst Osten
- Arthur SEYLER (Schreinersch Nickels) * 02.01.1920, vermisst Osten
 Emil MÜLLER (Aawersch) * 19.01.1917, vermisst Osten
 Adolf HINKELMANN (Hinkelmanns) Oberjäger, * 07.01.1923, verm. 23.07.1944, Lozon,
 Kurt KRAUSHAAR (Kraushaarsch) begr. Orglandes (Frankreich), Bl. 15, Gr. 92
 22.10.1912, vermisst Osten
- Bernhard SCHÄFER (Fischerarms) * * 05.03.1915, vermisst Osten
 Gustav GEIS (Matze) * 19.10.1907, vermisst Rumänien
 Otto CULLMANN (Perersch) * 05.04.1910, Bubach, vermisst Osten
 Eugen SEYLER (Grere)
- ☒ **1945** ☒
- Otto SCHILLINGER (Schillingersch) * 30.09.1923, gef. Osten
 Werner KUNZ (Kunze) * 12.12.1924, + Hoof (an Kriegsfolgen)
 Albert CULLMANN (Schneirersch) Obergefreiter, * 19.10.1923, gef. zwischen 28. u.
 30.04.1945, Mölln, begr. Mölln
- Erhard BECKER (Schedze) * 23.12.1921, gef. bei Kaiserslautern, begr. Hoof
 Willi MÜLLER (Neimillersch) Oberbootsmann (U-Boot), * 03.08.1920,
 gef. 24.03.1945
- Emil LENJOINT (Glecknersch) Gefreiter, * 04.05.1906, Oberbexbach,
 gef. 24.02.1945,
 Tarnau, begr. Nadolice-Wielkie (Polen)
- Erich DRUMM (Schuche) Grenadier, * 19.07.1926, gef. 08.04.1945, begr.
 Champigny-St.-Andre (Frankreich), Bl. 3, Gr. 1932
- Erich ISLEIB (Grere) * um 1924, gef. Osten
 Emil BRAUN (Brauns) Kanonier, * 22.06.1913, Langenbach, gef.
 11.03.1945,
 Osterhold bei Danzig, begr. Pregowo (Polen)
- Arnold WAGNER (Wagnersch) * 20.07.1921, vermisst Osten
 Heinrich FELL (Felle) * 09.07.1907, vermisst Osten
 Bernhard FUHR (Fuhre) * 19.05.1921, vermisst Osten
 Ernst SCHMITT * Krottelbach, vermisst Osten

Bernhard WOBEDO (Wobedos)

* 14.10.1915, vermisst Osten

☒ 1947 ☒

Hans HOF (Näwels)

* um 1919, Riebelsdorf/Westfalen,
gest. Gefangenlager Sowjetunion

☒ 1949 ☒

Martin HOFFMANN (Wobedos)

* 1910, + Gefangenlager Sowjetunion

☒ 1951 ☒

Adolf BENDER (Grere)

* um 1920, Ernstweiler, + Hoof (an Kriegsfolgen)

MARTH

20 Tote

☒ 1940 ☒

Friedrich MANNBAR (Schreinersch)

Obergefreiter, * 09.03.1916, Werschweiler, ver-
wundet Anfang Juni 1940 (schwere Granatsplitter-
verletzungen in beiden Beinen), + 12..07.1940,
Lazarett Luxemburg, begr. Clausen (Luxemburg),
Grab 169

☒ 1941 ☒

Wilhelm MANNBAR (Diergarde)

* 08.08.1909, gef. 22.05.1944, Kreta (U-Boot?)

Alfred WEYRICH (Schneinersch)

* 25.09.1923, Schütze, gef. 06.10.1941,

Steinfeld (Krim),
begr. Truchovoj (Sowjetunion)

August MORGENSTERN (Bodde)

* 26.03.1901, + Lazarett Darmstadt
(an Kriegsverletzung), begr. 18.05.1941, Marth

☒ 1943 ☒

Eugen SPÄTER (Spädersch)

* 13.04.1910, verm.
01.01.1943, Stalingrad
(Sowjetunion)

Alfred MÜLLER (Antons/Hiwwels)

* 05.06.1913, Selchenbach,
Kopfverletzung Krim,
+. Oktober 1943, Lazarett
Marburg

Eugen MÜLLER (Horschwiesersch)

* 14.06.1914, gef.
18.07.1943, Protopopowka,
begr. Charkow (Ukraine), Bl.
9 R. 17 Gr. 722.



Eugen Später

☒ 1944 ☒

Erich GUTH (Horschwiesersch)

* 21.01.1911, Krottelbach, gef. 13.07.1944, Sowj.

Ewald SPÄTER (Millerjobs)

* 29.05.1914, Unteroffizier, gef. 25.02.1944,
Selnica (Kroatien)

August ANTON (Antons)

* 04.04.1920, Niederkirchen, gef. 14.11.1944,
Oberbronn (Elsass), begr. Bad Niederbronn (El-
sass), Bl. 30 R. 8 Gr. 248

Helmut MÜLLER (Dromme)

* 12.10.1911, gef. 23.08.1944, Lyon (Frankreich),
bei Aktion des französischen Widerstands

Eugen MORGENSTERN (Bodde)

* 21.03.1917, gef. Sowjetunion

Alwin LANG (Heerde)

* 16.09.1925, Grenadier, begr. Andilly (Frank-
reich), Bl. 12, R. 12, Gr. 886

Richard Jakob LANG (Daniels)

* 13.03.1922, gef. Sowjetunion

Ludwig KARST (Reche)

* 09.03.1913, gef. 13.02.1944, Tscherkassy (Ukr.)

- Gustav SPÄTER (Spädersch) * 30.04.1912, vermisst 19.02.1945, Ostsee
(Schiff wurde torpediert)
- ⊠ **1945** ⊠
- Alois NIX (Schneirarms, Niederk.) * 19.01.1917, Heimbach, gef. 08.01.1945,
Insterburg (Ostpreußen)
- Hans Werner WEYRICH (Barde) ziviles Kriegsopfer, * 05.02.1935, + 02.02.1945,
Marth (durch Luftmine)
- Karoline MORGENSTERN (Bodde) ziviles Kriegsopfer, * 13.03.1873 (geb. Mannbar)
+ 03.02.1945, Marth (durch Luftmine)
- Gustav LANG (Daniels) * 12.09.1925, Sowjetunion

NIEDERKIRCHEN

54 Tote

⊠ 1940 ⊠

- Friedr. ZIMMERMANN (Im Adsack 39) Gefreiter, * 08.06.1912, Oberalben, gef.
06.06.1940, Fay (Frankreich), begr. Bourdon, Bl.
2, R. 4, Gr. 123

⊠ 1941 ⊠

- Ludwig MÜLLER (Graweschneirersch) Gefreiter, * 12.05.1918, gef. August 1941, Sowj.
Hermann FUHR (Andrese) Feldwebel, * 22.11.1916, gef. 04.10.1941, Sowj.
Walter FRANK (Stromredersch) * 17.07.1910, gef. 20.12.1941, Sowjetunion

⊠ 1942 ⊠

- Martin MORGENSTERN (Millerjobs) * 27.12.1917, gef. 05.02.1942, Sowjetunion
Leonh. CULLMANN (Paul-G.-Str. 12) * 19.06.1922, gef. 06.04.1942, Sowjetunion
Hugo SESTER (Spenglersch/Schwann) Unteroffizier, * 28.03.1914, Kaiserslautern,
gef. 12.05.1942, Wolchow, H. V. Pl. Tschudowo
(Sowjetunion),
begr. Sologubowka-St.-Petersburg,
Bl. 1, R. 14, Gr. 700
- Karl August BERGAUER (Marls) Gefreiter * 12.04.1920, gef. 29.10.1942,
El-Alamein (Ägypten)
- Artur GERHARTH (Off de Benn) * 22.01.1922, gef. 17.06.1942, Sowjetunion,
Erstbestattung: Kussminitschi, Sowjetunion
- Alfred SCHMIDT (Hesse) * 09.11.1920, gef. 23.09.1942,
bei Westinowska (Sowjetunion)
- August SCHÄFER (Kiwwelersch) Unteroff., * 21.02.1916, verm. 05.11.1942, Sowj
Willibald EULER (Eilersch) Obergefreiter, * 16.09.1921, verm. Tobruk (Libyen)

⊠ 1943 ⊠

- Ludwig LANG (Handewels) Obergefreiter, * 19.08.1916, verm. 01.01.1943,
Stalingrad
- Richard VENTER (Ventersch/Schwann) Obergefreiter, * 01.05.1918, verm. 10.01.1943,
Stalingrad
- Wolfg. PREIßER (Paul-G.-Str. 33) Feldwebel, * 26.02.1915, gef. 20.01.1943, Sowj.
Martin SCHNEIDER (Zemmerjobs) Gefreiter, * 11.11.1923, verm. 21.01.1943, Stalin-
grad
- Otto SCHUCK (Schugge) Unteroffizier, * 04.01.1917, verm. 01.01.1943, Sta-
lingrad

GEFALLENE AUS NIEDERKIRCHEN



ASEL, Friedrich



BERGAUER, Karl



CULLMANN, Leonhard



DE BLESER, Hendrik



DRUMM, Adolf



EULER, Helmut



EULER, Willibald



FELL, Willibald



FUHR, Hermann

GEFALLENE AUS NIEDERKIRCHEN



GERHARTH, Artur



HAHN, Heinz



KLEE, Helmut



LANG, Herbert



LENGLER, Wilhelm



MAURER, Willi



MORGENSTERN, Erhard



MORGENSTERN, Reinhard



MÜLLER, Ludwig

- Helmut SCHÄFER (Kiwwelersch) * 10.02.1924, gef. 20.07.1943, bei Orel (Sowj.), Feldlazarett 25 mot.
- Ludwig THEIß (Theiße) Unteroffizier, * 17.02.1914, gef. 24.07.1943, Sowj.
- Erh. MORGENSTERN (Berschauersch) * 08.12.1923, gef. 30.09.1943, Sowjetunion
- Herbert Franz LANG (Haaljäbs) * 07.03.1925, gef. 30.07.1943, Charkow (Sowj.)
- Wilhelm HOLZAPFEL (Hewamme) * Oberfeldwebel, * 23.10.1916, gef. 08.10.1943, San. Kp. 1/110 H. V. Pl., Janiwka (Sowjetunion), begr. Kiew (Ukraine), Bl. 3, R. 37, Gr. 1803
- Arthur CULLMANN (Schedze) * 21.01.1915, verm. 12.10.1943, Krim (Sowj.)
- Kurt THEOBALD (Theobalds) Offiziersanwärter, * 12.03.1924, gef. 26.11.1943, Wessely (Sowjetunion), begr. Welikaja Snamenka (Ukraine)
- Heinz HAHN (Saalemer Miehl) Unteroffizier, * 14.12.1916, verm. 14.12.1943, Sowjetunion
- Ludwig SCHÄFER (Schäferjobs), * 20.12.1924, gef. 25.12.1943, Posen, im Reseve-Lazarett I
- ✠ 1944 ✠**
- Erhard ZIMMER (Hiwwels) Unteroffizier, * 25.10.1922, gef. 17.01.1944, bei Melitopol (Sowjetunion)
- Oswald TRAUTMANN (Biehlarms) Obergefreiter, * 28.12.1919, gef. 26.03.1944, Slwo-botka, an Verwundung gestorben Sowjetunion
- Helmut August KLEE (Kette) Unteroffizier, * 04.05.1921, gef. 04.06.1944, Buzau (Rumänien), begr. Buzau
- Helmut ZIMMER (Schmidtjobs) Gefreiter, * 21.03.1911, gef. 05.06.1944, Feldlaz. 4/582, Cholm (Sowjetunion), 500 m von Kowel, begr. als unbekannter Soldat, Pulawy (Polen)
- Walter Otto KARST (Berschauersch) Unterscharführer, * 31.12.1921, gef. 09.06.1944, Frankreich
- Ludw. Heinr. SCHNEIDER (Schäferd.) Obergefreiter, * 28.12.1920, verm. 25.06.1944, Sowjetunion
- August VENTER (Ventersch/Schwann) Feldwebel, * 12.04.1921, gef. 07.07.1944, St. Claire, Höhe 316 (Normandie), begr. St.-Desir-de-Lisieux, Bl. 2, R. 39, Gr. 925
- Richard SCHNEIDER (Brille) * 16.12.1918, verm. 20.08.1944, Jassy (Rumänien)
- Herbert HOLZAPFEL (Hewamme) Gefreiter, * 27.06.1925, gef. 01.09.1944, Frankreich, begr. Noyet-Pont-Mogis, Bl. 4, Gr. 143
- Walter ZIMMER (Hiwwels), Gefreiter * 21.03.1924, verm. 1944, Rumänien
- ✠ 1945 ✠**
- Kurt RECH (Wernis) Obergefreiter, * 18.11.1924, gef. 18.01.1945, Marzelly-Kesz (Ungarn), begr. Vazek (Slowakei), Bl. 3, R. 11, Gr. 485
- Adolf DRUMM (Im Adsack 43) Stabsgefreiter, * 24.09.1913, Osterbrücken, verm. 24.01.1945, Sowjetunion
- Walter LEY (Zum Wäldchen 2) Rottenführer, * 25.03.1920, gef. 28.01.1945, Reservelazarett Wien I, begr. Wien-Zentralfriedhof, Gruppe 97, Bl. 6
- Oswald ZIMMER (Schmidtjobs) Unteroffizier, * 29.07.1909, 13.01.1945, Warschau
- Willibald FELL (Ammeschumarsch) * 11.04.1907, verm. 01.03.1945, Riga (Sowj.)
- Adolf SCHWARZ (Amme) Feldwebel, * 27.09.1914, gef. 08.03.1945
- Ernst SCHUCK (Schugge) Gefreiter, * 06.01.1911, verm. 12.03.1945, Italien (Marine)

GEFALLENE AUS NIEDERKIRCHEN



PREISSER, Wolfgang



RECH, Kurt



SCHÄFER, Ludwig



SCHMIDT, Alfred



SCHNEIDER, Ludwig



SCHNEIDER, Martin



SCHNEIDER, Richard



SCHUCK, Ernst



SCHUCK, Otto

GEFALLENE AUS NIEDERKIRCHEN



SCHWARZ, Adolf



SESTER, Hugo

Willi MAURER (Maurersch)
Otto NEU (Neie)

Karl-H. SCHÄFER (Paul-G.-Str. 52)
Friedrich ASEL (Paul-Gerhardt-Str. 36)
Fridolin LANG (Haaljäbs)
Hendrik DE BLESER (Schedze)

Helmut EULER (Eilersch)
Wilhelm LENGLER (Ammeschumarsch)
Reinhold LANG (Steinporr 11)
Reinh. MORGENSTERN (Im Adsack 51)

* 23.05.1927, gef. 23.03.1945, Neiße, dort begr.
* 26.06.1906, Osterbrücken, gef. März 1945, Stupawa (Slowakei)
* 11.03.1928, gef. März 1945, Deutschland
Feldw., * 08.04.1915, gef. 11.04.1945, Thüringen
* 14.12.1928, gef. 20.04.1945, Rottweil am Neckar
* 23.02.1925, Boom/Belgien, gef. 23.04.1945, Nadrensee/Mecklenburg-Vorpommern
Obergefr., * 07.04.1920, verm. April 1945, Oppeln
Obergefreiter, * 24.12.1905, gef. 08.05.1945, Prag
* 11.02.1906, verm. 1945
Gefreiter, * 23.02.1907, + 10.08.1945, Sowj., in einem Gefangenenlager



Grab von Kurt Klein
in Costermanno (Italien)



Grab von Kurt Rech
in Vacek (Slowakei)

OSTERBRÜCKEN

27 Tote

☒ Gefallen ☒

- | | |
|---|---|
| <i>Walter SEYLER (Onnerschde Paffe)</i> | <i>Oberschütze, * 19.12.1920, gef. 06.08.1941, Ledinski, begr. Salusteshje (Sowjetunion)</i> |
| <i>Helmut JUNG (Heßjobs)</i> | <i>Gefreiter, * 25.12.1912, gef. 09.10.1941, Vranjska, begr. Sabac (Jugoslawien)</i> |
| <i>Hermann DANNER (Halljobs)</i> | <i>Gefreiter, * 16.04.1910, Langenbach, gef. 12.11.1941, Hauptverbandsplatz Feodoria, begr. Feodosija (Ukraine)</i> |
| <i>Adam LANG (Willems)</i> | <i>* 22.02.1915, gef. Osten</i> |
| <i>Artur JUNG (Hardeins)</i> | <i>* 21.11.1919, gef. Sowjetunion</i> |
| <i>Artur WEBER (Lehrer)</i> | |
| <i>Rudolf KLEIN (Klaanjobs)</i> | <i>* 18.10.1915, gef. 17.06.1942, 2,2 km nördlich Kadykowa, begr. Sewastopol (Ukraine)</i> |
| <i>Eugen CULLMANN (Schwarzes)</i> | <i>* 13.07.1923</i> |
| <i>Heinrich SCHUG (Piddersch)</i> | <i>* 12.03.1919, gef. 18.10.1943</i> |
| <i>Otto ARMGART</i> | <i>* 11.02.1914, Ridaghausen, aus Lothringen evakuiert, gef. 1942 bei Maikop (Sowjetunion)</i> |
| <i>Walter MÜLLER (Willems)</i> | <i>* 22.05.1924, gef. 1942</i> |
| <i>Wilhelm WEYRICH (Weyrichs)</i> | |
| <i>Bernhard BAßLER (Baßlersch)</i> | <i>* 1927</i> |
| <i>Otto NEU (Schedze)</i> | <i>* 29.06.1906, gef. März 1945, Slowakei</i> |
| <i>Karl Theiss (Waanersch)</i> | <i>* 27.11.1906</i> |
| <i>Heinrich KNORR (Gemeindehaus)</i> | <i>* 01.01.1912</i> |
| <i>Friedrich BECK (Hanarms)</i> | <i>* 29.12.1912, Steinbach (bei Ottweiler), gef. 12.08.1946, Sowjetunion</i> |

☒ Vermisst ☒

- | | |
|------------------------------------|--|
| <i>Helmut CULLMANN (Schwarzes)</i> | <i>* 19.09.1919, verm. Sowjetunion</i> |
| <i>Ludwig CULLMANN (Schwarzes)</i> | <i>* 24.11.1926, verm. Tarnopol (Polen)</i> |
| <i>Alwin KARST (Waanersch)</i> | <i>* 20.08.1922, verm. 29.06.1944, Sowjetunion</i> |
| <i>Werner WEYRICH (Paffe)</i> | <i>* 03.06.1925, verm. 27.08.1944, Rumänien</i> |
| <i>Ludwig SCHRAMM (Schramme)</i> | <i>* 02.05.1909, verm. August 1944, Rumänien</i> |
| <i>Otto WEYRICH (Schedze)</i> | <i>* 05.04.1905, verm. 14.08.1944, Rumänien</i> |
| <i>Marcel MONSEL</i> | <i>* 05.12.1917, Raklingen, verm. Sowjetunion</i> |
| <i>Albert BRAUN (Schramme)</i> | <i>* 03.02.1922, verm. 28.02.1945, Niederlausitz</i> |
| <i>Adolf DRUMM (Cullmes)</i> | <i>* 24.09.1913, verm. 24.01.1945, Osten</i> |
| <i>August THEIS (Paffe)</i> | <i>* 05.04.1904</i> |

SAAL

14 Tote

☒ 1940 ☒*Heinrich HEGE (Theiße)*

* 11.07.1916, Eppelheim, gef. 05.06.1940, Briost/Somme (Frankreich), begr. Bourdon, Bl. 39, R. 7, Gr. 248

☒ 1941 ☒*Ernst CULLMANN (Hohljobs)*

* 19.10.1915, Unteroffizier, gef. 27.07.1941, Donetzkojew (Sowjetunion), westlich Höhe 170 Waldstück, begr. Tiraspol (Moldawien)

☒ 1942 ☒*Arthur CULLMANN (Hansdewels)*

* 11.02.1921, verm. 15.06.1942, Charkow (Sowj.)

☒ 1943 ☒*Ernst GERHARTH (Eewerschde Langarms)*

* 30.11.1912, gef. 26.09.1943, Neu Heidelberg bei Odessa (Sowjetunion) 02.08.1912, gef. 05.11.1943, Chwoschno (Sowj.)

*Ludwig BIEHL (Biehlarms)***☒ 1944 ☒***Erich METZLER (Näfersch)*

* 12.12.1921, verm. Juni 1944, am Dnjepr (Sowj.)

Willi CULLMANN (Bamgarde)

* 01.07.1926, verm. 12.08.1944, bei Marseille

Otto LANG (Wennels)

Unteroffizier, * 01.10.1919, gef. 19.08.1944, Pizzi di Monte (Italien), begr. Futa-Pass, Bl. 11 Gr. 473

Walter GERHARTH (Hansdewels)

* 26.12.1925, gef. 30.10.1944, Czewwonka (Sowjetunion)

Wilhelm FUCHS (Schedze)

* 30.09.1906, Krottelbach, gef. 01.11.1944, Monneren bei Metz (Frankreich)



Grab von Walter Zimmer aus Saal auf dem Soldatenfriedhof Voerde (Deutschland)



Walter Zimmer aus Saal, gefallen 1945

Reinhard KIRSCH (Hansdewels)

Gefreiter, * 20.09.1923,
Oberalben, gef.
27.11.1944, Hürthgenwald
zwischen Aachen und Dü-
ren, begr. Lommel (Bel-
gien), Bl. 35, Gr. 326



Reinhard Kirsch

⊠ 1945 ⊠

Richard CULLMANN (Arms)

* 26.04.1920, verm. März
1945, Pilgrams (Tsche-
chien)

Emil FOLLES (Fullese)

* 09.04.1909, gef. 19.03.1945, Altdamm-Stadt-
randsiedlung bei Stettin, begr. Stettin

Otto CULLMANN (Joogels)

* 28.09.1909, Hoof, gef. 21.03.1945, Mainz

Walter ZIMMER (Eewerschde Schmiere)

* 16.07.1923, gef. 11.04.1945, Marten bei
Aachen,
begr. Voerde (Deutschland)

SELCHENBACH

33 Tote

⊠ 1941 ⊠

Rudolf MÜLLER (Hardeins)

* 18.05.1914, gef. 21.05.1941,
Erstbestattung Derna, Libyen

Walter SCHNEIDER (Schuhnicksels)

* 26.04.1916, gef. 28.06.1941, Sowjetunion

Alfred DRUMM (Metzjersch)

* 20.08.1910, gef. 18.11.1941, Krim (Sowj.)

Emil GUTH (Schmidts)

Oberschütze, * 03.10.1912, Krottelbach,
gef. 11.11.1941, Mekensa (Sowjetunion)

Edmund SCHULTE (Schedze)

* 12.05.1920, gef. 06.12.1941

⊠ 1942 ⊠

Helmut VON BLOHN (Blohne)

* 11.12.1914, gef. 23.02.1942, Sowjetunion,
Massengrab in Bunker

Karl LUDWIG (Dromdeins)

Gefreiter, * 30.05.1920, gef. 15.06.1942

Karl KERN (Kerns)

Gefreiter, * 26.06.1916, gef. 07.07.1942,
Baschkino (Sowjetunion), begr. Shukowskije,
13 km N Bolchow, Gr. 67

August BECKER (Beckerjobs)

* 09.06.1912, gef. 04.09.1942, Rschew (Sowj.)

⊠ 1943 ⊠

Erwin KERN (Kerns)

* 13.07.1922, gef. 14.01.1943, Stalingrad
(Sowjetunion)

Adam WEINGARTH (Lehrer)

Oberleutnant, * 17.06.1908, Ehweiler, gef.
14.03.1943, Ljachnowo (Sowjetunion), begr. Ust-
je (Sowjetunion)

Karl DRUMM (Schmidts)

* 31.01.1922, verm. Mai 1943, Sowjetunion

Albert SEYLER (Hanjobs)

* 07.11.1913, gef. 24.08.1943

Karl SCHNEIDER (Schuhnicksels)

Sturmgenadier, * 08.03.1923, gef. 22.09.1943,
Sergejewo I (Sowjetunion)

Albert KLEIN (Hellebauersch)

Unteroffizier, * 21.08.1919, gef. 23.09.1943, Sa-
lerno (Süditalien)

Bernhard MÜLLER (Hardeins)

* 01.09.1919, verm. Okt. 1943

August LENSCH (Lensch)

* 02.12.1925, gef. 19.12.1943

GEFALLENE AUS SELCHENBACH



BECKER, August



GUTH, Emil



KLEIN, Albert



LENSCH, August



SCHNEIDER, Karl

August SEYLER (Hanjobs)
Eduard MÜLLER (Hufe)
Emil SEYLER (Jules)

August ZIMMER (Ludwes)

Richard KLEIN (Großes)

Karl VON BLOHN (Blohne)

Ernst MORGENSTERN (Fritze)
Ludwig WAGNER (Ludwes)

Ludwig MORGENSTERN (Fritze)

Kurt HINKELMANN (Schneirefritze)

Edmund SEYLER (Hanjobs)

Herbert SEYLER (Kleeje)

☒ 1944 ☒

* 29.03.1910, gef. 11.01.1944, Krim (Sowj.)

* 31.08.1910, verm. 15.01.1944, Sowjetunion

Gefreiter, * 22.02.1909, gef. 12.12.1944,
Hotel Bankut, begr. Budaörs (Ungarn),
Bl. 6, R. 9, Gr. 345

Gefreiter, * 17.06.1913, Bubach, gef. 21.12.1944,
begr. Bad Bergzabern, Gr. 1197

* 29.03.1924, verm. 1944, Sowjetunion

☒ 1945 ☒

* 04.03.1912, gef. 29.01.1945, Eifel,
begr. Selchenbach

* 21.05.1903, verm. 24.02.1945, Osten
Obergefreiter, * 20.06.1908, gef. 17.03.1945,
begr. Bad Bergzabern, Gr. 163

Schütze, * 24.02.1911, gef. 19.03.1945,
Oderbrücke bei Stettin

* 01.05.1926, gef. 24.03.1945, ertrunken beim
Übersetzen über den Rhein mit einer Fähre,
begr. Selchenbach

Obervormann, * 28.02.1926, gef. 05.04.1945,
begr. Nürnberg,

Südfriedhof, Bl. 60, R. P, Gr. 18

* 21.07.1924, + 06.06.1945, Deutschland

Robert RUDIG (Schneirersch)

* 23.01.1920, Konken, + 17.06.1945, nach Verwundung u. Aufenthalt in den Lazaretten St. Wendel u. Siegmaringen

Albert MÜLLER (Dewels)

Grenadier, * 16.06.1911, + 14.09.1945, begr. Bayreuth- St.-Georgen, Gr. 533

Albert HARTH (Hinkelmans)

* 11.04.1924, verm. 1945, Belgien?

⊠ 1946 ⊠

Jakob SEYLER (Hanjobs)

* 05.12.1903, + 24.05.1946, Lglaz/Murmansk, begr. Murmansk/Murmanfront (Sowjetunion)

Beispiele für Gedenkblätter für Ostertaler Gefallene



Bei den Kämpfen im Osten gab am 17. Juni 1942 unser heißgeliebter, unvergesslicher, braver Sohn, unser sonniger, herzenguter Bruder, Enkel und Neffe

Justizangestellter

Pg. Artur Gerharth

Funker in einer P.Nachr.Abt., Träger des SA.-Wehrabzeichens, Gefolgschaftsführer und Personalstellenleiter im Bann 704

im Alter von 20 Jahren 5 Monaten, sein junges Leben für seinen geliebten Führer und Großdeutschland. Auf einem kleinen Heldenfriedhof wurde er zur ewigen Ruhe gebettet. Er war unser aller Sonnenschein.

In tiefem Leid:

Ernst Gerharth und Frau Anna, geb. Müller (Eltern), Irma, Ernst, Karl, Ilse und Edda (Geschwister), Ludwig Müller und Frau Philippine, geb. Wagner (Großeltern), nebst Anverwandten.

Niederkirchen im Ostertal, Marth, Bubach, Hoof, Krottebach, Völklingen, Altenkirchen, Werschweiler und Lowenigen (Lothr.), den 20. Oktober 1942.



Zum frommen Andenken.

Nach kurzem, frohem Wiedersehen in der Heimat traf uns nach Gottes heiligem Willen die traurige, für uns unfassbare Nachricht, daß unser edler, unvergesslicher zweiter Sohn, mein einziger, lieber Bruder, mein guter Schwager, unser lieber Onkel und Freund

Sturm-Grenadier

Otto Karl Schneider

in treuer soldatischer Pflichterfüllung im blühenden Alter von 20½ Jahren am 22. September 1943 in den schweren Kämpfen im Osten (bei Sergejewo I) den Heldentod gestorben ist.

In tiefem Herzeleid:

August Schneider u. Anna, geb. Durst, Eltern
Albert Schneider, Bruder, z. Zt. RAD.
Lina Schneider, Schwägerin mit Kindern
Elfriede und Inge.

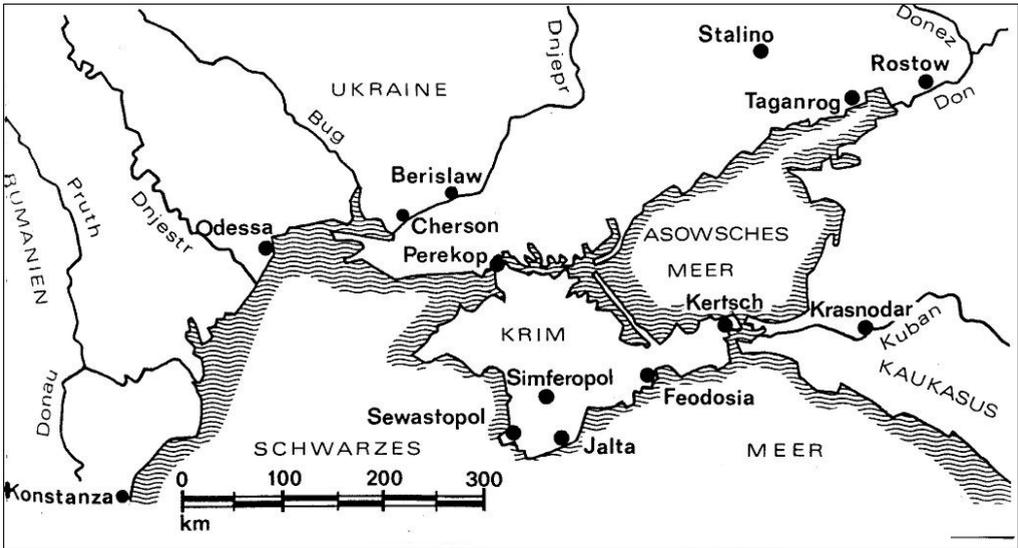
Selchenbach, den 13. Januar 1944.

1. Kriegerdenkmäler der Gemeinden; Ehrenbuch Niederkirchen (beim Ortsvorsteher); genealogische Sammlung des HKV; Online-Datenbank des Volksbundes deutsche Kriegsgräberfürsorge; **Bubach**: Auskunft Heinz und Helmut Zimmer, Bubach; **Hoof**: Auskunft Erhard Kraushaar, Hoof; **Marth**: Auskunft Dieter Becker, Niederkirchen u. Inge Becker, Niederkirchen; **Niederkirchen**: Auskunft: Erwin Karst, Niederkirchen; **Osterbrücken**: Auskunft Karl Lang, Osterbrücken; **Saal**: Auskunft Ludwig Zimmer sen., Saal; **Selchenbach**: Auskunft Gertrud Harth u. Marianne Kirsch, beide Selchenbach.

Karten (Ostfront)



Übersichtskarte mit Orten an der Ostfront, die in den Berichten erwähnt werden



Übersichtskarten nördliches Schwarzes Meer und Krim

